

E 4271 F

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 11.00



1992/2

Sontheim an der Brenz:
römische Raststätte

Das Stadtmuseum
Esslingen am Neckar

Eine Heidelandschaft
im Umkreis des Ipf

Der Barockmaler
Meinrad von Au

Schwäbische Heimat

43. Jahrgang
Heft 2
April–Juni 1992

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss-Verlags und des Verlags W. Kohlhammer bei.

Inhalt

MARTIN BLÜMCKE Zur Sache: Museums-Boom ohne Ende?	105
REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Stuttgarts Siedlungsgeschwüre auf den Fildern	106
MANFRED SCHMID Karl Schmückle – Ein schwäbischer Marxist in Moskau	108
DIETER KAPFF Archäologen auf Spurensuche: Sontheim/Brenz während der römischen Besatzungszeit	112
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Stadtmuseum in Esslingen a. N.	124
HANS MATTERN Karkstein, Käsbühl und Tonnenberg – Wanderung durch die Heidelandschaft im westlichen Vorries	137
MAREK HALUB Gustav Schwab und die Polenbegeisterung	146
INGEBORG-MARIA BUCK Andreas Meinrad von Au – Zum 200. Todesjahr eines fast Vergessenen	152
LUDWIG DIETZ Paul Kälberer und die Vereinigung «Freunde schwäbischer Graphik» (1931–1941)	162
FRIEDRICH KARL AZZOLA / ALFONS DÜRR Das Steinkreuz bei Birkenfeld – das Denkmal eines Daubenhauers?	171
Schwäbischer Heimatbund intern	174
Reiseprogramm	177
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	177
Buchbesprechungen	178
sh aktuell	191
Persönliches	208

Die Zahlen sprechen für sich: Der neueste Führer durch die Museumslandschaft in Baden-Württemberg stellt rund 930 einschlägige Einrichtungen vor, während man in der Tübinger Landesstelle für Museumsbetreuung schon bei 960 angekommen ist. Bei jährlich ungefähr 30 neuen Museen braucht man gar nicht mehr so lange warten, bis den genau 1111 Gemeinden im deutschen Südwesten eine gleich große Gruppe von Museen gegenübersteht. Ob bei diesem rechnerischen Pari ein Ende dieser Entwicklung eintritt?

Mit dem Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, mit der Erweiterung der Stuttgarter Staatsgalerie und mit dem Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums in Waldenbuch für «Volkskultur in Württemberg» sind auch einige Vorzeigeobjekte des Landes hinzugekommen, doch die Masse der neuen Museen ist in kommunaler oder in privater Trägerschaft entstanden. Mehr als die Hälfte der 960 Museen zwischen Rhein und Iller, zwischen Main und Bodensee hat es vor fünfzehn Jahren noch nicht gegeben, anders formuliert, mehr als 500 haben in den letzten anderthalb Jahrzehnten ihre Pforten geöffnet und warten auf Besucher. Die kommen sehr unterschiedlich, auch wenn ihre Zahl insgesamt von Jahr zu Jahr steigt. Manches ehrgeizig vorangetriebene Stadt- oder Heimatmuseum lockt jährlich 4000 bis 5000 Interessierte an, so viele wie die Stuttgarter Staatsgalerie an einem Sonntag verzeichnet.

Es geht hier nicht um den Vergleich hie Staatsgalerie, hie Heimatmuseum, auch wenn es im kleinen ein Prestigeobjekt des jeweiligen Bürgermeisters und Gemeinderates ist wie die Staatsgalerie das eines Ministerpräsidenten. Wichtiger erscheint die Tatsache, daß das «Kulturmuster Museum» über jeden Zweifel erhaben ist, daß es sich allgemeiner Anerkennung sicher sein kann, wenn eine Zehntscheuer oder ein historisches Steinhaus nach der

Sanierung eine Nutzung verlangt, wenn ein Sammler oder ein Heimatverein nach einer dauernden Bleibe für die angehäuften Schätze sucht. Denn in einer rasant sich wandelnden Umgebung, in einer unaufhaltsam vorwärts drängenden Zeit finden viele Mitbürger nur im Blick zurück einen Halt, einen Sinnzusammenhang. Nur in der Vergangenheit erscheinen die komplizierten Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen noch verständlich und überschaubar. Bäuerliche und handwerkliche Geräte und einfache technische Vorrichtungen wie Mühlen und alte Produktionsmethoden der Industrie kommen dem entgegen. Gibt es überhaupt etwas, was noch nicht gesammelt und bewahrt würde? Wohl kaum! So bestehen im Lande bereits zwei Fingerhutmuseen.

Wie wird es weitergehen? Ein Ende des Museumsbooms ist nicht in Sicht, sowohl bei den auf einen Ort oder eine Region bezogenen Sammlungen wie bei speziellen Themen. Doch sicher werden in Zukunft bei der öffentlichen Hand die Mittel knapper werden. Das wird beim Land Baden-Württemberg, das freiwillig die Museumslandschaft, insbesondere die bäuerlichen Freilandmuseen, unterstützt, dazu führen müssen, daß strengere Kriterien für die Förderung aufgestellt werden, daß nicht alles und jedes nach einem Regelsatz bezuschußt wird. Bei allem ehrenamtlichen Engagement wird man zudem vielerorts überlegen müssen, ob nicht mit besseren Angeboten, mit einer geschickteren Präsentation mehr Leute angelockt werden können. Im Fall der drei Pfullinger Museen hat man errechnet, daß jeder Besucher, alle Investitionen zusammen genommen, die Stadt mehr als vierhundert Mark wert ist.

Diese Zahl soll nicht erschrecken, sondern zum Überlegen reizen. Denn gleich, ob die Entwicklung so weitergeht wie bisher oder nicht, Baden-Württemberg ist in der Bundesrepublik, so sogar in Europa, das Land mit den meisten Museen. Hier entsprechen sich technischer und zivilisatorischer Fortschritt und die Rückversicherung in der Vergangenheit in Form von musealen Einrichtungen am besten.

Auf dem Titelbild ist ein Kopf zu sehen auf einem Stück vom farbigen Wandverputz, der vor 1800 Jahren das Domizil des römischen Pächters in Sontheim/Brenz schmückte. Näheres auf den Seiten 112 ff.

Eine besonders reizvolle, attraktive Landschaft war die Filderhochfläche im Vergleich zu manchen anderen Gegenden der schwäbischen Heimat noch nie. Weite baum- und strauchlose Felder – daher der Name dieses Landstrichs –, nicht nur mit dem einst berühmten «Filderkraut» bewachsen, vereinzelte Obstwiesen und eingestreut einige Wälder, so präsentierte sich diese Gegend viele Jahrzehnte, ja wahrscheinlich sogar Jahrhunderte. Vielleicht sieht lediglich der «Nichtfilderer» diese Gegend als etwas «fad» an, denn es gibt zum Beispiel ältere Heimatbücher über die Filder *für alle, denen ein gütiges Geschick droben auf der sonnigen Filderscholle Heimat und Wohnstatt beschieden hat, aber auch für die vom Tal ansteigenden Tausende, denen immer wieder in besinnlichem Schauen und Wandern die eigenartige Schönheit der Filderlandschaft und ihrer kräftigenden Luft zum inneren Erlebnis und leiblichen Genusse wird*¹.

Daß das Land auf weite Strecken eben ist, daß die Böden fruchtbar sind und daß das Klima den Landbau begünstigt, das waren die Hauptgründe für die frühe Rodung und Besiedlung bereits in der jüngeren Steinzeit. Aus allen Epochen sind auf den Fildern Spuren von Ackerbauern bezeugt. Fast selbstverständlich ist es bei diesen Gegebenheiten, daß auch die Römer auf diesem fruchtbaren Landstrich siedelten. In ihrer Nachfolge betrieben unsere Vorfahren hier wie in den Gäuflächen zu allen Zeiten intensiv Landwirtschaft. Die Nähe zur Großstadt hat vor allem im letzten Jahrhundert zu einer Begünstigung der Landwirtschaft geführt: Die notwendige Versorgung von Stuttgart und Esslingen und der nahe Markt boten beste Voraussetzungen für florierenden Gemüse-, Getreide- und Gartenbau. Bis in die 50er Jahre kann man die Filder als landwirtschaftlich geprägtes Gebiet bezeichnen.

Schon lange sind fruchtbare Böden, ebenes Land und günstiges Klima kein Grund mehr, der Landwirtschaft den Vorrang vor anderen Nutzungen einzuräumen. Ebene Flächen in der Nähe von Städten sind für Flughäfen, Straßen, Wohn- und vor allem für großflächige Gewerbegebiete geradezu magische Anziehungspunkte. So auch hier.

Unser Luftbild zeigt den Blick in nordöstlicher Richtung auf das Konglomerat von Stuttgart-Fasanen- und Möhringen (Bildmitte), Degerloch und Hoffeld (oben links) sowie die Hochhäuser von Asemwald (oben rechts). Wer nun meint, dies sei eben ein ziemlich «ungünstiger»

Bildausschnitt, dem sei gesagt, daß es vier Kilometer nach Westen, zehn Kilometer nach Südosten und zwanzig Kilometer gegen Osten im wesentlichen gleich weitergeht: Das einstige Bauernland der Filder ist bis zur Unkenntlichkeit verändert und zur Stadtlandschaft geworden.

Das Körschtal, eine deutliche Furche in der Filderhochfläche, zieht sich als schmale Zäsur zwischen Möhringen und Fasanen- und Hoffeld im Vordergrund quer durchs Bild. Der Autofahrer auf der Bundesstraße 27 merkt nichts vom Tal, er rauscht mit mindestens hundert Stundenkilometern über eine Hochbrücke zum «Echterdinger Ei» an der Autobahnanschlussstelle, die sich knapp außerhalb des Bildes befindet. Bis auf eine Gewannbreite rückt die Besiedlung heran an das Fließchen; Kleingartengelände und eine Kläranlage liegen in der Aue.

Die bekannte «Landhauskreuzung» ist ziemlich in der Bildmitte. Man müßte sie heute eigentlich in «Filderknoten» umtaufen, denn es gibt kein «Landhaus» und keine Straßen-«kreuzung» im eigentlichen Sinne mehr. Noch 1960, also erst vor drei Jahrzehnten, lag die Kreuzung der Straßen Degerloch–Echterdingen und Möhringen–Plieningen, gesäumt von einigen Obstwiesen, mitten im weiten Ackerfeld. Waren die Filderorte bis um 1975 zum Großteil Wohnorte, so haben die Firma IBM, ein überregionales Verlags- und Druckzentrum und seit 1986 schließlich die Firma Daimler-Benz dafür gesorgt, daß dieser Teil der Filder zum Gewerbe- und Industriepark geworden ist. Und seit dieser Zeit dreht sich das Karussell immer schneller: Gewerbebetrieben folgen Wohngebiete und diesen neue Arbeitsstätten. Ein Ende ist nicht in Sicht, in hektischer Eile werden weitere Flächen für Wohn- und Gewerbegebiete erschlossen. In den Feldern beim «Hotel SI» wurde zum Zeitpunkt der Aufnahme im September 1991 gerade gebaut: Zwei rote Dächer sind schon aufgerichtet, von den anderen in Fertigbauweise errichteten Häusern sind gerade die Bodenplatten betoniert. Zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Heftes werden die Baumaschinen wahrscheinlich schon ein Gewann weiter arbeiten.

Eine städtebauliche Ordnung sucht man auf dem Bild vergeblich: Wohn- und Gewerbegebiete wechseln sich in bunter Reihenfolge ab, dazwischen Sportanlagen, ein paar Gärten und Straßen verschiedenster Funktion. Wer kann sich dem Urteil verschließen, daß die verbliebenen landwirtschaftli-



chen Fluren «Restflächen» sind, die irgendwann einmal – wahrscheinlich schneller als man denkt – zur Disposition stehen? Und ist es so sicher, daß die Wälder erhalten bleiben? Noch gelten sie als «Tabuflächen», aber es hat auch darüber schon Diskussionen gegeben.

Drei Jahrzehnte haben ausgereicht, daß aus einer Ackerflur eine Stadtlandschaft geworden ist. In Schulbüchern hat man bis vor kurzem Bildbeispiele aus den USA – Los Angeles, New York – verwendet, um «ungeordnete Großstädte» zu veranschaulichen. Diese Zeit ist vorbei: Wir haben die Beispiele in unserem Land – im übrigen nicht nur auf den Fildern! – und stehen der Entwicklung ebenfalls machtlos gegenüber, denn der «Fortschritt» holt zur Zeit jede gutgemeinte Planung ein.

Es ist schon einige Zeit her, da haben Statistiker den «Landverbrauch», also die Umwidmung von nicht bebauter Fläche in Wohn-, Gewerbe- und Verkehrsflächen, in unserem Bundesland in Hektarn pro Jahr genau ermittelt. Seit einiger Zeit sind die Statistiker verstummt – es hat den Anschein, als kämen sie mit ihren Erhebungen nicht mehr nach.

Wie soll die Entwicklung weitergehen? Der Zuzug von allen Seiten ist ungebremsst; Gewerbe, Handel und Verkehr florieren. Was ist mit den Bauarbeitern und Handwerkern und mit den unzähligen Zulieferbetrieben des Baugewerbes, wenn das bauliche Wachstum einmal stockt oder sich verlangsamt? Ist unsere ganze Wirtschaft nicht in einem derartigen Ausmaß auf Wachstum angelegt, daß es nicht nur so weitergehen muß wie bisher, sondern daß die Entwicklung immer schneller vor sich gehen muß? Wenn je einmal weniger Autos benötigt werden, was passiert dann mit dem Gebäudekomplex in der Bildmitte, von dessen höchstem Bau der bekannte Stern übers Land leuchtet? Die Fragen stehen ohne Antwort. Eines aber ist sicher: Sie werden beantwortet werden müssen – und zwar bald! Denn so, wie sich die Filder verändert haben, wird es im neuen Jahrtausend nicht weitergehen können!

ANMERKUNG

1 Weißer, Rudolf (1929): Denkmale der Filder aus vergangenen Tagen. Stuttgart-Degerloch, 207 Seiten.

Zweimal wurde Karl Schmückle in seinem Leben verhaftet: 1920 in Tübingen und 1936 in Moskau. Seine zweite Festnahme sollte auch seine letzte sein; sie bedeutete nämlich den tödlichen Schlußstrich unter ein tragisches Lebensschicksal, das idyllisch in einem kleinen Schwarzwaldort begonnen hatte. Als Sohn eines Försters wurde Karl Schmückle kurz vor der Jahrhundertwende am 9. September 1898 in Gompelscheuer bei Nagold geboren. Seine ersten Kinder- und Schuljahre verbrachte er, bedingt durch einen Dienstortwechsel seines Vaters, im Parkhaus bei Hohengehren, einem kleinen Ort im Schurwald, zwischen Esslingen und Schorndorf. Von dort zog die Familie nach Winnenden, wo sich Schmückle auf der Latein-Schule erfolgreich auf das sogenannte Landexamen vorbereitete, das ihn berechnete, die evangelisch-theologischen Seminare zu besuchen. Ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges trat er, wie vor ihm bereits Hermann Hesse, in die Klosterschule Maulbronn ein und wechselte 1915 nach Blaubeuren über. Hier mußte er bereits Weihnachten 1916 eine Notreifepfprüfung ablegen, ein halbes Jahr vor Schuljahresende.

Kurze Zeit später hatte Karl Schmückle die Schulbank mit dem Kasernenhof vertauscht: Anfang Januar 1917 rückte er in die Artillerie-Kaserne in Cannstatt ein, um als Grenadier ausgebildet zu werden. Im Herbst begann dann für ihn der Ernst des Krieges Gestalt anzunehmen. Er wurde im Oktober 1917 zum württembergischen Infanterie-Regiment 120 geschickt, das in den Schützengräben von Flandern lag und kämpfte. Er erlebte seine erste Feuer-taufe gleich in der Schlacht bei Ypern, die damals unter großen Verlusten gegen die Engländer ausgefochten wurde. Aufgrund der vielen Toten, Verwundeten und Kranken mußte das Regiment von der Front zurückgezogen werden. So verbrachte Schmückle bis Ende Januar 1918 ruhige Etappenwochen bei Mühlhausen und Colmar.

Mit seinem Regiment rückte er dann im Februar wieder ins Feld, um an der großangelegten Frühjahrsoffensive des deutschen Heeres teilzunehmen. Bereits am zweiten Tag wurde er schwer verwundet und mußte in ein Lazarett nach Dresden gebracht werden. Aus Briefen an einen Schulfreund wissen wir, daß er bis Anfang Juni 1918 durch seine Verwundung ans Bett gefesselt war: *ich habe angefangen, an Krücken und Stöcken zu humpeln, und war heute zum ersten Mal draußen.* Fast zwei Monate später, am 17.

Juli, kurz vor seiner Entlassung, schrieb er demselben Freund: *Wie sehr ich mich freue, nach 9 Monaten wieder heimzukommen. (...) Ein Heimweh hab ich wie ein müdes Kind, das sich in seinem heimatlichen Bettlein in den guten Schlaf weinen möchte.* Nach seiner Genesung kam Karl Schmückle zum Ersatzbataillon seines Regiments, das auf der Wilhelmsburg in Ulm kaserniert war.

Der Stiffler wird «eifriger Kommunist»

Erst im Januar 1919 wurde er aus dem Heeresdienst entlassen, rechtzeitig genug, um sich bereits im Februar, im Zwischensemester, an der Universität Tübingen für das Studium der Theologie einschreiben zu können. Gleichzeitig bezog er im berühmten Tübinger Stift ein Zimmer. Alles deutete zunächst darauf hin, daß Karl Schmückle wie sein jüngerer Bruder Albert den vertrauten Lebensweg eines evangelischen Pfarrers einschlagen würde. Seine Zeugnisse weisen keine auffälligen Ergebnisse auf: die Noten reichen von befriedigend bis gut.

Umso mehr muß es überraschen, daß Schmückles Name völlig unerwartet in einem Zusammenhang erwähnt wird, der mit Theologie überhaupt nichts zu tun hat, ja sogar der Theologie konträr entgegengesetzt ist. Am 1. Juli 1919 hatte beim Rektoramt der Universität die *Freie Vereinigung sozialistischer Studenten* ihre Satzung und Mitgliederliste eingereicht. Zu den acht Namen, die als Mitglieder aufgeführt wurden, gehörte auch der Theologiestudent und Stiffler Karl Schmückle. Durch ihre intensive Propaganda trat diese studentische Gruppe in den nächsten Monaten immer mehr in den Vordergrund der politischen Hochschulszene. Vertrauliche Mitteilungen der Tübinger Universität berichten von einer regen Tätigkeit: *Die Vereinigung hat es unstreitig verstanden, auf sich und ihre Bestrebungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken. Ihren radikal-sozialistisch-kommunistischen Führern ist es gelungen, durch die Heranziehung zugkräftiger Redner (z. B. Klara Zetkin, Münzenberg, Hörnle) große, von Studentenschaft und Bürgerschaft stark besuchte Versammlungen zustande zu bringen, in denen unverhüllt gegen die jetzige Regierung und Staatsform Sturm gelaufen wurde. (...) Es mag wohl sein, daß die bolschewistisch-spartakistische Agitation auch in Tübingen unter der Studentenschaft einige Erfolge zu verzeichnen hat; die Radikalen verfügen ohne Zweifel über geistig hochstehende, hervorragende Redner, denen*

von der anderen Seite nicht gleichviele ebenbürtige gegenübergestellt werden können.

Zu den wichtigsten Köpfen dieser kommunistischen Studentengruppe gehörten Heinrich Süßkind, der spätere Chefredakteur der KPD-Zeitung *Rote Fahne*, und Karl Schmückle, der von den Überwachungsorganen als *eifriger Kommunist* eingestuft wurde. Dieses Prädikat veranlaßte wohl die Stiftsleitung, ihren vom rechten Wege abgekommenen Zögling am 23. November 1919 sicherheitshalber folgenden Revers unterschreiben zu lassen: *Ich erkläre hiemit auf Ehrenwort:*

1. daß ich jede Gewaltanwendung zur Erreichung meiner kommunistischen Ideale grundsätzlich verwerfe und daß ich mich persönlich an keiner gewaltsamen Handlung zu genanntem Zweck beteiligen werde,

2. daß ich keiner Vereinigung angehöre, welche den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung zum Zweck hat. Schmückle führte jedoch sein «Doppelleben» weiter. Im Januar 1920 wurde er in Tübingen als *verdächtige Person* von einem Schutzmann verhaftet. Er hatte im Auftrag seiner Genossen das Haus des Buchdruckereibesitzers Albert Weil observiert. Nach Feststellung seiner Personalien wurde er allerdings wieder auf freien Fuß gesetzt.

Dr. rer. pol. in Jena, seit 1926 Mitarbeit an der *Marx-Engels-Gesamtausgabe* in Moskau

Wann und wie sein Bruch mit der Theologie zustande kam, dafür gibt es keine Belege. Daß sich aber Kommunismus und Pfarramt nicht vereinbaren ließen, war klar. So mußte sich Schmückle eindeutig entscheiden. Nach Ablauf des Sommersemesters 1920 trat er aus dem Stift aus und hängte das Theologiestudium an den Nagel. Gleichzeitig verließ er Tübingen, um nach Berlin überzuwechseln. Dort begann er das Studium der Nationalökonomie, das er im Wintersemester 1921/22 in Jena fortsetzte. Mit einer Promotion über *Logisch-historische Elemente der Utopie* setzte er im Sommersemester 1923 einen Schlußstrich unter seine Studien. Als Dr. rer. pol. und als überzeugter Kommunist verließ Karl Schmückle die thüringische Landesuniversität, wohl um für die damals noch verbotene Kommunistische Partei (KPD) im Untergrund zu arbeiten. Wenig ist über diese illegale Tätigkeit bekannt. Wahrscheinlich war es auch die KPD, die ihren Genossen zu einer Aufgabe delegierte, die für sein weiteres Lebensschicksal von entscheidender Bedeutung war.



Karl Schmückle (links) mit seinen Eltern und Geschwistern, aufgenommen 1910.



Karl Schmückle und Anne Bernfeld in Moskau, um 1930.

Seit 1926 hielt sich Schmückle in Moskau auf, um am dortigen Marx-Engels-Institut zu arbeiten. Das 1921 gegründete Institut begann damals mit der Vorbereitung einer Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) und zog nach und nach verschiedene deutsche und österreichische Spezialisten der kommunistischen Bruderparteien hinzu. Karl Schmückle war für die Bearbeitung mehrerer Bände der MEGA zuständig; so war er unter anderem bei der Textherstellung der Briefbände wie auch bei der Edition der Marxschen Texte über Hegel beteiligt. Bis 1931 konnte der ehemalige Stifter an diesem Institut, das in einer «stillen Seitengasse unweit vom Moskauer Kreml» residierte, arbeiten. Wie er arbeitete, zeigen in anschaulicher Weise die Erinnerungen eines seiner Mitarbeiter: *Man sitzt in getrennten Räumen über große Texte gebeugt. Karl Schmückle, der schwäbische Heißsporn, groß und eckig, gern tüftelnd, disputierend, seine dicke Hornbrille putzend, ein begabter Essayist in streng intellektualistischem Stil, ein sogenannter schwieriger Schreiber und ein noch schwierigerer Mensch.* Schmückle war

am Institut nicht übermäßig beliebt, genauso seine spätere Frau, Anne Bernfeld, die er dort kennengelernt hatte.

Karl Schmückle, ein Opfer von Stalins «Säuberungen»

Obwohl das Ehepaar Schmückle immens fleißig und der Sache des Kommunismus treu ergeben war, mußte es 1931, zusammen mit zahlreichen anderen Mitarbeitern, im Rahmen einer Säuberungsaktion das Institut verlassen. Beide sollten allerdings nicht lange arbeitslos bleiben. Anne Bernfeld-Schmückle kam bei der *Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter* (Vegaar) unter, wo sie unter anderem Übersetzungen vom Russischen ins Deutsche anfertigte und Literaturkritiken schrieb. Karl Schmückle fand eine Anstellung bei der *Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller* (IVRS) und gehörte zum Mitarbeiterstab der 1931 neugegründeten Zeitschrift *Internationale Literatur*, die in mehreren Sprachen erschien. Die deutsche Ausgabe betreute eine Zeitlang auch der Schriftsteller und spätere Kultusminister der ehemaligen DDR, Johannes Robert Becher, wobei Schmückle als Stellvertreter fungierte. Neben dieser Redaktionstätigkeit schrieb Karl Schmückle literaturkritische Artikel für andere Exilpublikationen. Sein letzter Beitrag erschien in der russischen Zeitschrift *Literaturnaja gazeta* am 15. August 1936. Wenige Tage später wurde er in seiner Wohnung von Stalins Geheimpolizei NKWD abgeholt. Die letzten Worte von Frau Schmückle an ihren Mann waren: *Durchhalten, Karlchen.* Anne Bernfeld-Schmückle sollte ihren Mann nie mehr wiedersehen, geschweige denn eine Nachricht von ihm erhalten. Seit seiner Verhaftung blieb er spurlos verschwunden. Ein deutlicher Hinweis auf sein Schicksal findet sich allerdings in einer Rede, die ein Schriftsteller-Kollege von Karl Schmückle am 21. August vor der Generalversammlung Moskauer Schriftsteller gehalten hat: *Die große Freude und tiefe Befriedigung, die wir deutsche Genossen, die in der Sowjetunion leben, fühlen, zwingt uns, uns zu fragen, ob wir alles getan haben, den Feind vom Eindringen in unsere Reihen abzuhalten. Wir stellen uns diese Frage innerhalb unseres Kreises und überprüfen jeden einzelnen von uns.* Diese Prüfung seiner Genossen, die Schmückle bereits 1935 aus der Partei gestoßen hatten, war ihm wahrscheinlich zum Verhängnis geworden. Zwar wurde gegen Karl Schmückle nie eine offizielle Anklage erhoben, doch aus Andeutungen in Berichten von Schriftsteller-Kollegen geht hervor, daß einige seiner letzten Aufsätze als ideologisch falsch eingestuft worden waren und er sich plötzlich als Parteifeind und Trotzlist gebrandmarkt sah. Auf

jeden Fall reichten diese Anschuldigungen aus, ihn Stalins Henkersknechten auszuliefern. Seine Todesursache ist bis heute nicht bekannt, und auch sein Todesdatum wurde bisher in der einschlägigen Literatur mit einem Fragezeichen versehen. Durch eine Anfrage in Moskau konnte aber in einem Punkt Aufklärung geschaffen werden. Der stellvertretende Leiter des Zentralen Parteiarchivs des Instituts für Marxismus-Leninismus am Zentralkomitee der KPdSU teilte dem Verfasser im Mai 1988 mit, daß Karl Schmückle am 14. März 1938 starb.

Anne Bernfeld-Schmückle überlebte ihren Mann nur um wenige Jahre. Als die deutschen Truppen 1941 vor Moskau standen, wurde sie evakuiert und kam in ein Lager in Zentralasien. Dort nahm sie sich, 49jährig, mit Zyankali das Leben. Ihr Sohn Michael kam in ein Kinderheim. Nach Kriegsende blieb er noch einige Jahre in der Sowjetunion, bevor er in die damalige DDR übersiedelte. In Ost-Berlin arbeitete er als Redakteur für eine technikwissenschaftliche Zeitschrift. Michael Schmückle starb im Dezember 1986 im Alter von 58 Jahren.



Riedlingen, Storchengasse 3, Stallgebäude mit Pilasterportal, 17. Jahrhundert. So steht es in allen Kunstführern und Denkmalbüchern. Viel mehr weiß man tatsächlich bis jetzt auch nicht über dieses auffallend schöne Stalltor in einer der ältesten Gassen der Stadt. Ein Anhaltspunkt über die frühere Zugehörigkeit könnte aus folgendem Zusammenhang geschlossen werden: Der erste Stadtplan mit durchnummerierten Gebäuden aus der Zeit um 1820 weist diesen Stall zum Haus Weilerstraße 12 gehörig aus. In diesem stattlichen Gebäude, das in seinem Jetztzustand allerdings erst von 1798 stammt, wohnten auch zuvor schon die Amtmänner des Domkapitels Konstanz. Anzunehmen, daß der Stall auch zu jener Zeit zu diesem Haus gehörte und so den Visitatoren des Bischofs eine standesgemäße Unterbringung des Gespannes sicher war. Es ist auf Grund der Zahlungen in die Präsenzkasse der Stadtpfarrstelle im 17. und 18. Jahrhundert nahezu auszuschließen, daß das Stallgebäude zum danebenliegenden repräsentativen Anwesen, dem heutigen «Grünen Baum», gehörte. Viele Besucher bleiben

vor diesem Tor stehen, einmal wegen der kunstgeschichtlichen Bedeutung, zum andern weil hier noch Pferde und Vieh des Besitzers, Karl Mayer, stehen. Vor etwa zwölf Jahren, so einer der letzten Landwirte in der Stadt, kamen Denkmalpfleger und machten Proben am Tor und suchten nach Farbe. Dann geschah nichts mehr, obwohl er immer wieder nachgefragt habe. Mit zunehmendem Fremdenverkehr mehrten sich auch die Fragen, warum er denn das Tor nicht anstreiche. Dies fiel um so mehr auf, als die Häuser der Nachbarschaft nach und nach herausgeputzt wurden. Nun hat der Besitzer kurzerhand Farbe gekauft und sein Tor angestrichen, einerseits weil er die Frage rei satt hatte und andererseits auch aus Verärgerung über die Behörde. So wenigstens schildert er die Zusammenhänge. War das Portal zuvor anthrazit gestrichen, so leuchtet es jetzt in blau, rot abgesetzt. Damit ist die Denkmalbehörde natürlich nicht einverstanden, und die Farbe muß weg. Im Interesse dieser besonderen Sehenswürdigkeit in der Stadt wäre eine baldige Einigung und sachgerechte Farbgebung wünschenswert. (w. a.)

Jetzt, da die Franzosen und die Amerikaner nach mehr als 45 Jahren sich anschicken, das Land zu verlassen, mag man einmal an jene ersten Besatzer zurückdenken, von denen man noch etwas weiß. Es waren – vor mehr als 1900 Jahren – die Römer. Allzuviel Erinnerung an die etwa 150 Jahre Besatzungszeit ist in Sontheim an der Brenz freilich nicht geblieben. Auf die Suche nach den Spuren jener längst vergangenen Zeit haben sich die Archäologen gemacht, nachdem der Luftbildarchäologe Otto Braasch 1978 vom Flugzeug aus im Neubaugebiet «Braike» am Westrand des Dorfs merkwürdige Linien entdeckt hatte, die rasch als Reste römischer Bauten erkannt wurden. Seit 1982 graben nun Wissenschaftler, anfangs vom Landesdenkmalamt, dann von der Universität Freiburg unter dem Professor für Provinzialrömische Archäologie, Hans Ulrich Nuber, in der Römersiedlung. Seit 1985 gilt Sontheim wegen seiner Bedeutung als Forschungsschwerpunkt. Die Ausgrabungen werden vom Land, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und von Sontheimern finanziell und materiell unterstützt.

Was die Archäologen da im Laufe der Zeit freigelegt haben – an die zwei Dutzend Bauwerke –, ist etwas völlig Neuartiges, im ganzen Lande bisher Unbekanntes: Der Typ einer Römersiedlung, die den Charakter eines Gutshofes und eines Raiffeisenlagers, einer Autobahnraststätte und einer Poststation, eines Finanzamtes und eines Heeresproviandamtes, einer Autobahnkirche und eines Wallfahrtsorts und schließlich gar einer Festung hat. Von allem etwas und keines ganz, etwas Einmaliges. Deshalb soll es hier ein wenig ausführlicher vorgestellt werden.

Römerstraßen, die Nervenstränge des Imperiums

Als in Rom Kaiser Domitian regierte (81–96 n. Chr.), erging Befehl an die römischen Truppen, von ihren Kastellen südlich der Donau nach Norden auf die Schwäbische Alb vorzurücken. Wohl noch vor dem Jahr 90 entstand in Heidenheim ein erstes Kastell, aus Erde und Holz, dem rasch das in Stein gebaute Lager einer Reitereinheit, der *Ala Flavia Secunda*, folgte. Es sperrte dort das Brenztal, einen natürlichen, schon in vorgeschichtlicher Zeit benutzten Verkehrsweg von der Donau ins Kochertal.

Die Bedeutung von Verkehrsverbindungen war den Römern wohlbewußt. Sie haben, wo immer sie sich niederließen, für gute Wege gesorgt. Der römische Straßenbau – das Wort Straße stammt aus dem Lateinischen, von *via strata* – ist berühmt und war bis ins 19. Jahrhundert hinein unübertroffen. Zur Römerzeit, als es weder Telefon noch Funk gab, mußten Nachrichten und Befehle noch zu Fuß oder zu Pferde von Eilboten übermittelt werden. Dazu bedurfte es guter, ebener, trockener, allwettertauglicher Straßen, die ein rasches Fortkommen ermöglichten. Auf diesen Römerstraßen ging die Post ab, reisten Verwaltungsbeamte, marschierten die Legionen vom Osten in den Westen des Weltreichs, folgten Lastfuhrwerke mit dem schweren Gerät den Soldaten, transportierten die Kutscher Nachschub, vor allem Lebensmittel in die Kastelle an der Front. Straßen waren die Nervenstränge des *Imperium Romanum*.

Die jüngste Vergangenheit hatte Domitian gezeigt, wie ungünstig die Verkehrsverbindung zwischen den Provinzhauptstädten Mainz (für Obergermanien) und Augsburg (für Rätien) war. Der Weg übers Rheinknie bei Basel, zirka 640 Kilometer lang, dauerte Tage. Und auch die Zeitersparnis, die die im Jahre 74 neugebaute Straße über den Schwarzwald von Straßburg nach Tuttlingen brachte, genügte noch nicht; es waren immer noch rund 480 Kilometer. Kürzer, nur etwa 360 Kilometer, und rascher war der Weg durchs Neckar- und Filstal, der bei Geislingen die Albhochfläche erreichte und über Urspring zum Donauübergang bei Faimingen führte. Der Bau dieser wichtigen Fernstraße war wohl mitentscheidend gewesen, daß die römischen Truppen an den Neckar und auf die Schwäbische Alb vorrückten und dort zur Sicherung des Straßenbauprojekts den Neckar- und den Alblimes einrichteten.

Kenntnisse aus Latrinen

Dort, wo die Fernstraße von Urspring nach Faimingen auf den vorgeschichtlichen Verkehrsweg durchs Brenztal stößt, liegt Sontheim. Es war nahelegend, daß an diesem wichtigen Knotenpunkt das Heer einen kleinen Stützpunkt einrichtete, etwa ums Jahr 90. Die nicht befestigte, nur von einem Holzzaun umgebene Station bestand aus wenigen



Tempel, Speichergebäude (rechts) und das Wohnhaus des römischen Pächters sind an Bewuchsmerkmalen im Feld zu sehen. Das Luftbild wurde von Westen her aufgenommen.



Blick aus der Luft von Nordwesten her auf das Gelände der Straßenstation. Deutlich sind das Wohnhaus des Pächters, der Getreidespeicher und der Tempel im Feld zu erkennen.

leicht gebauten Holzhäusern. Erst verhältnismäßig spät haben die Archäologen Spuren dieser ersten militärischen Siedler Sontheims entdeckt. Im westlichen Teil der großen römischen Niederlassung kamen zwischen den Gebäuden K und Q zwei Latrinen zutage, in denen sich charakteristische Objekte fanden.

Großer Leibesnot, vielleicht dem Durchfall, der römische Soldaten im kalten germanischen Winter heimgesucht hatte, verdanken es die Archäologen, daß sie die frühe Anwesenheit von Militär beweisen können. Ein Infanterist, der das stille Örtchen aufsuchte, hatte es so eilig gehabt, daß sich beim ungestümen Zurückschlagen des Militärmantels, der über der rechten Schulter mit einer Fibel geschlossen war, eben jene Gewandspange löste und in die Grube fiel, aus der er sie verständlicherweise hernach nicht wieder herauswühlen wollte. Wie ihm war es offenbar noch drei Kameraden so ergangen. Und einem weiteren war beim eiligen Öffnen des Gürtels ein bronzenes Beschlagstück abgeplatzt und in die Tiefe gesunken. Alle fünf Objekte sind typische Uniformstücke und lassen sich in die Zeit Domitians datieren.

Dieser frühe Zeitansatz wird auch durch Münzen, Glasfunde und südgallische Sigillata-Scherben bestätigt, die hier und in einem als Mannschaftsbaracke gedeuteten Holzbau unter dem späteren Hauptgebäude K zum Vorschein kamen. Das 14 mal 24 Meter messende Holzhaus mit seinen massiven, tief gegründeten Pfosten besaß eine zentrale Feuerstelle und einen kargen Lehm Boden. In späte-

rer Zeit, wohl noch unter Kaiser Trajan (98–117), ist dieses Gebäude um einen ebenfalls Wohnzwecken dienenden Anbau im Südwesten und einen, als Lager gedeuteten Raum im Nordwesten vergrößert worden. Die Anbauten erfolgten teilweise in Schwellbautechnik, nicht mehr als Pfostenständerkonstruktion und hatten bereits einen Estrichfußboden. Vermutlich waren die Soldaten, vielleicht zehn Mann, in dieser Zeit schon abgezogen und hatten die Station in zivile Hände übergeben.

Weitere Holzbauten kamen, locker gestreut, auf dem ganzen Areal zutage. Im Osten fand man ein quadratisches Bauwerk von 17 Meter Länge; es war ein Wohnhaus und vielleicht der Vorgänger von Haus A. Im Zentrum liegt ein 24 Quadratmeter großer Bau N, dessen Dach von vier Pfeilern getragen wurde und der wohl ein Tempel gewesen war. In den Holzbauphasen hatte es an der Nordwestseite, zur 70 Meter entfernten Fernstraße hin, ein Tor gegeben. Südlich dieses Tores, wie auch an der ganzen Südwestseite der Anlage, ist der Zaun aus Holzbohlen bisher nicht nachgewiesen. Auch unter dem noch nicht ganz ausgegrabenen Badegebäude S liegt ein Holzbau mit Schwellbalkenkonstruktion.

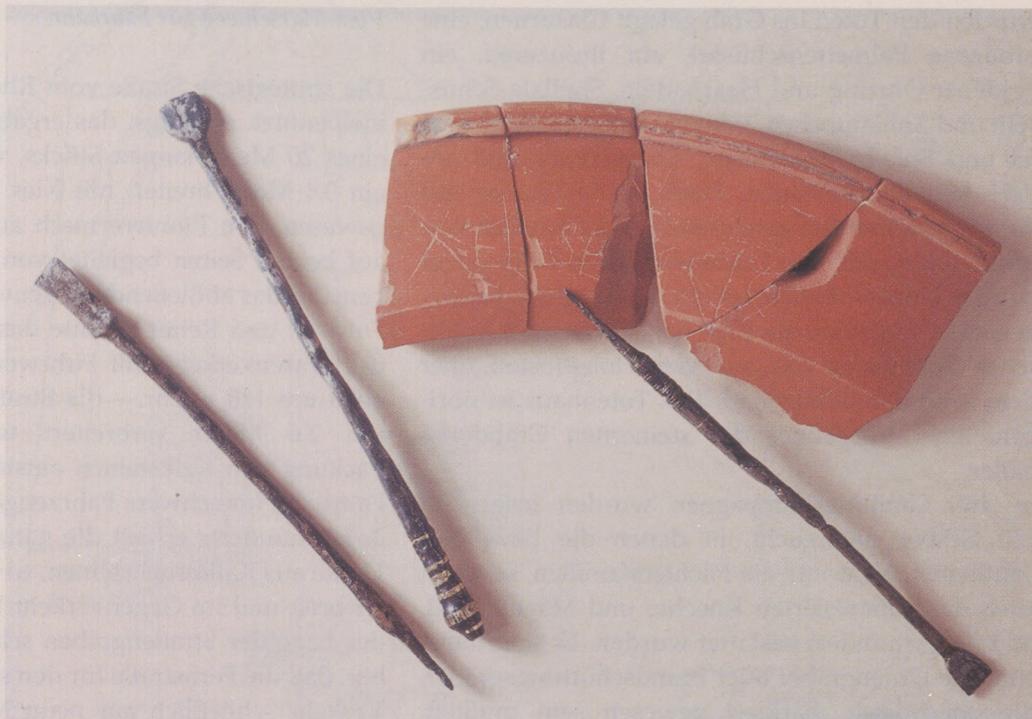
Lukrative Servicestation an der Landstraße

Die Aufgaben dieser Station an der Straße waren einmal die Kontrolle und Unterhaltung des Straßenkörpers. Doch diente die Niederlassung auch als Relaisstation, wo die reitenden Boten und die Staatsreisenden ihre erschöpften Pferde gegen



*Vier Fibeln und der
bronzene Gürtel-
beschlag, die den
römischen Besitzern
in die Latrinengrube
gefallen waren.*

Aelius Senecio hat sich auf einer Sigillata-Scherbe verewigt. Mit den drei Stili haben die Verwalter die römische Buchhaltung geführt.



frische tauschen konnten. In der Servicestation an der Straße fanden Mensch und Tier Unterkunft und Verpflegung, konnten Reparaturen vorgenommen werden. Solange Sontheim, dessen antiker Name nicht bekannt ist, noch Frontgebiet war, wurden diese Aufgaben von abkommandierten Soldaten übernommen. Bald aber galt das eroberte Gebiet als «befriedet» und sicher. Das Land wurde nun an Pächter verteilt. Die militärischen Besatzer wichen zivilen. Auch Sontheim erhielt einen zivilen Pächter, der nun die Aufgaben wahrnahm. Sie brachten ihm, neben der eigenen Landwirtschaft, stattliche Einkünfte. Er schuf neue Arbeitsplätze, auch für die Kelten in dem besetzten Gebiet. Der Straßenbau bildete die Grundlage für die Verteilung und Nutzung des ganzen Landstrichs. *Villae rusticae*, also Gutshöfe, entstanden. Mindestens vier sind archäologisch in der Nachbarschaft von Sontheim nachgewiesen. Sie produzierten Lebensmittel im Überschuß, vor allem Getreide, das dann an den Staat und ans Militär verkauft werden konnte, die Großabnehmer waren. Die Gutshöfe hatten aber auch Steuern in Form von Naturalabgaben abzuliefern. Diese sind wohl in der Siedlung von Sontheim gesammelt und in großen Lagerhäusern untergebracht worden. So war der Betrieb der 3,54 Hektar großen Anlage für einen mit Organisations- und Verwaltungsaufgaben vertrauten und in der Bewertung von Frucht und Vieh kundigen Pächter ein lukratives Geschäft. Abgaben und Gewinne beim Zwischenhandel flossen reichlich.

Tönerne Visitenkarten der römischen Pächter

Die Archäologen glauben, einige dieser Pächter namentlich zu kennen, weil sie ihre «Visitenkarte» abgegeben haben. Zerscherbtes Geschirr, das bei der Residenz der Pächter (K) gefunden wurde, trägt das Namenszeichen *Alpinus*. *Alpinus* dürfte am Anfang des 2. Jahrhunderts gelebt haben. Sein Nachfolger hat sein Geschirr auf gleiche Weise mit *MVS* oder *Marcus Vattius Sabinus* signiert. Aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts stammt das Stück eines Sigillata-Tellers, das im Tempelbau H gefunden wurde und das das Namensgraffito *Aelius Senecio* trägt. Andere überlieferte Namen sind: *Martinus* und *Decoratus*, der aus Rätien stammen dürfte, sowie ein keltischer, der *Ibliomarus* gelesen wird. Es ist selten, daß aus Römersiedlungen hierzulande Namen überliefert sind, die sich auch noch mit Funktionsträgern, mit bestimmten Personen in Verbindung bringen lassen.

Die Pächter mußten betucht sein und Gewähr dafür bieten, daß der Staat zu seinen Einnahmen kam; an Unbemittelte verpachtete man keine solch wichtigen Betriebe. Ihren Wohlstand und ihr Repräsentationsbedürfnis haben die Pächterfamilien auch in sieben Grabmälern ausgedrückt, die auf dem kleinen Friedhof nördlich der Straße Faimingen-Urspring standen. Von den einst mehrere Meter hohen Bauwerken sind freilich nur noch die rechteckigen oder quadratischen, bis zu 25 Quadratmeter großen Fundamente vorhanden. Reiche Beigaben

wurden den Toten ins Grab gelegt: Glasurnen, eine bronzene Palmettenschüssel, ein Bronzereif, ein goldener Ohrring und Haarnadeln, Sigillata-Schüsseln und Tonlämpchen, winzige beinerne Spielwürfel und Spielbrettbeschläge, Eisenmesser und andere Metallgegenstände. Doch ist das meiste auf dem Scheiterhaufen geschmolzen oder hat sich verformt, ehe es mit dem Leichenbrand ins Grab gelegt wurde. Ungewöhnlich ist ein Hundegrab; bemerkenswert ein erstmals hier nachgewiesenes römisches Totenhaus, das auf vier Holzpfosten über dem zentralen Grab stand. Das Totenhaus ist übrigens kein Vorgänger der steinernen Grabdenkmäler.

In drei Grabungskampagnen wurden insgesamt 150 Gräber untersucht, in denen die Bewohner Sontheims, nicht nur die Pächtersfamilien, sondern auch die romanisierten Knechte und Mägde im 2. und 3. Jahrhundert bestattet wurden. Es sind meist einfache Urnengräber oder Brandschüttungsgräber, die oberirdisch markiert gewesen sein mußten, denn sie überschritten sich nicht. Das war bei den Gräbern von zehn Kindern anders, die unverbrannt und zum Teil in kleinen Holzsärgen beigesetzt worden waren. Gräber aus der militärischen Frühphase Sontheims fehlen. Merkwürdig ist, daß drei der sieben steinernen Grabdenkmäler bereits in römischer Zeit wieder geöffnet oder aufgehoben und abgetragen wurden, denn Gräber waren nach römischer Sitte eigentlich unantastbar. Es muß also gewichtige Gründe dafür gegeben haben.

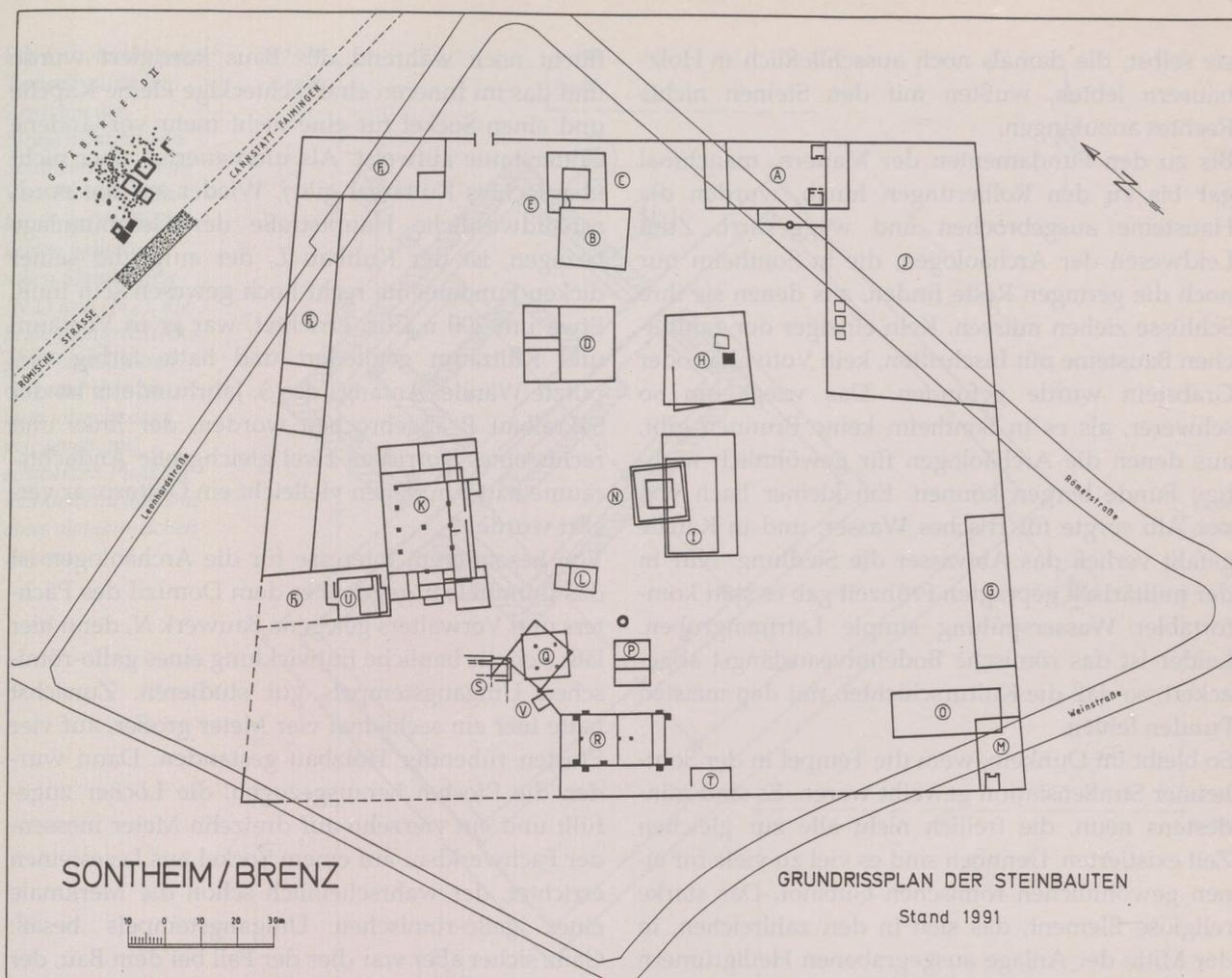
Vom Marschweg zur Fahrbahn

Die strategische Straße vom Rhein zur Donau war vielbenutzt. Anfangs, das ergab die Untersuchung eines 20 Meter langen Stücks, war sie freilich nur ein 3,4 Meter breiter, mit Kies befestigter Erdwall gewesen, den Pioniere rasch aufgeschüttet hatten, auf beiden Seiten begleitet von einem Straßengraben, der das abfließende Regenwasser ableitete. Für Fußvolk und Reiter mochte das angehen. Als aber der Warenverkehr mit Fuhrwerken zunahm, ist – etwa um 120 n. Chr. – die Straße auf der Südseite um 2,6 Meter verbreitert worden. Mit einer Packung von Kalksteinen entstand eine tragfähige Fahrbahn für schwere Fahrzeuge. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts erhielt die ganze Straße eine neue Decke aus Kalkbruchsteinen, so daß sie nun 5,6 Meter breit und im Gegenverkehr befahrbar war. Aus der Lage der Straßengräben schließen die Ausgräber, daß die Fernstraße für den stetig zunehmenden Verkehr schließlich auf neun Meter Breite ausgebaut worden ist. Doch diese oberste Straßenschicht ist längst dem Ackerbau zum Opfer gefallen. Wesentlich schmaler, drei Meter, ist dagegen eine geschotterte Straße gewesen, die nordwestlich der Sontheimer Station von der Reichsstraße abzweigte und in südöstlicher Richtung lief. Sie hatte wohl nur lokale Bedeutung.

Die Sontheimer Straßenstation liegt also in einer Straßengabel. Doch paßte sich die Anlage dem Straßenverlauf nicht an, sondern war – wie die Grä-



Glasurne und gläsernes Salbgefäß sind in einem Brandgrab in Sontheim gefunden worden.



Rund 20 Steingebäude haben die Archäologen in der einzigartigen Sontheimer Römersiedlung entdeckt. Die Holzbauten sind hier nicht eingetragen.

ber – nach den Himmelsrichtungen orientiert. Das nimmt wunder bei einer Servicestation, deren Existenz ganz und gar von der Straße abhing. Vier Tore hatte die Römersiedlung. Sie waren von ungleichem Gewicht. Jenes an der Südostseite, der Brenz zu, wurde schon bald aufgegeben. Auch das auf der gegenüberliegenden Seite hatte nur während der Holzbauphase existiert. Im frühen 2. Jahrhundert ist hier längs der Umfassungsmauer ein 135 Meter langes Wirtschaftsgebäude errichtet worden. Das Tor im Südwesten haben die Archäologen noch nicht untersucht. Das im Nordosten war zweiflügelig. Es war das Haupttor und führte auf einen großen, geschotterten Platz vor der Umfassungsmauer, der sich bis zur Fernstraße hin erstreckte. Auf diesem Platz konnte den Wagen abstellen und kampieren, wer abends zu spät gekommen war und Sontheim erst nach Torschluß erreicht hatte. Am Tor gab es die Möglichkeit, Frischwasser zu schöpfen, denn es hatte einen architektonisch hervorgehobenen Wasserdurchlaß.

Umfriedet war die Sontheimer Straßenstation anfangs mit einem Holzbohlenzaun. Im 2. Jahrhun-

dert wurde in drei Meter Abstand davor eine 0,75 m dicke Mauer gesetzt, wie dies auch bei Gutshöfen üblich war. Die Mauer hatte keinen Befestigungscharakter. Die Station war eine offene Siedlung, auch wenn der Zugang sicher überwacht wurde. Die Aufseher haben im Wachthaus M in der Südecke gewohnt. Allein für die Umfassungsmauer wurden rund tausend Kubikmeter Steine verwendet, die zuvor in den Steinbrüchen am Albrand gewonnen werden mußten. Viel Arbeit und viel Geld steckten in dieser Anlage.

Auch die Nachfahren waren noch dankbar: Als die Römer vor den Germanen geflohen waren und die Station längst aufgegeben hatten, kamen in der Spätantike von südlich der Donau, die bis ins 5. Jahrhundert die neue Grenze bildete, Expeditionen von Steinräubern nach Sontheim, denn in Oberschwaben gibt es keine Steinbrüche. Von den Steinbrüchen der Alb war man nun abgeschnitten. Doch wußte man sich zu helfen: Man plünderte verlassene, herrenlose römische Siedlungen im Alamannenland. Vermutlich haben das die Germanen sogar toleriert, vielleicht noch dabei verdient. Denn

sie selbst, die damals noch ausschließlich in Holzhäusern lebten, wußten mit den Steinen nichts Rechtes anzufangen.

Bis zu den Fundamenten der Mauern, manchmal gar bis zu den Rollierungen hinab, wurden die Hausteine ausgebrochen und weggekarrt. Zum Leidwesen der Archäologen, die in Sontheim nur noch die geringen Reste finden, aus denen sie ihre Schlüsse ziehen müssen. Kein einziger der zahlreichen Bausteine mit Inschriften, kein Votivaltar oder Grabstein wurde gefunden. Das wiegt um so schwerer, als es in Sontheim keine Brunnen gibt, aus denen die Archäologen für gewöhnlich wichtige Funde bergen können. Ein kleiner Bach von der Alb sorgte für frisches Wasser; und in Kanäle gefaßt verließ das Abwasser die Siedlung. Nur in der militärisch geprägten Frühzeit gab es statt komfortabler Wasserspülung simple Latrinengruben. Leider ist das römische Bodenniveau längst abgeackert, so daß die Kulturschichten mit den meisten Funden fehlen.

So bleibt im Dunkeln, wem die Tempel in der Sontheimer Straßenstation geweiht waren. Es sind mindestens neun, die freilich nicht alle zur gleichen Zeit existierten. Dennoch sind es viel zu viele für einen gewöhnlichen römischen Gutshof. Das starke religiöse Element, das sich in den zahlreichen, in der Mitte der Anlage ausgegrabenen Heiligtümern dokumentiert, spricht für eine kultische Mittelpunktfunktion der Servicestation. Vom Weihebezirk bis zum Tempelhof reichen die Einschätzungen der Ausgräber.

Gerne wüßte man, welche Gottheiten hier verehrt wurden, ob es ein Zentralheiligtum und ein Wallfahrtsort für einen bestimmten Gott – etwa einen wunderheilenden wie den *Apollo Grannus* im nahen Faimingen – war oder ob die Servicestation nur den unterschiedlichen religiösen Bedürfnissen der Reisenden Rechnung trug. Im Römerreich herrschte bekanntlich relative Religionsfreiheit. Wer den vergöttlichten Kaiser verehrte und der Trias der Staatsgötter die schuldige Reverenz erwies, der konnte glauben, an wen oder was er wollte.

Keltische Tradition lebt in Tempeln fort

Wenn der Reisende die Straßenstation betrat, so lag gleich linker Hand ein in der Mitte des 2. Jahrhunderts errichteter gallo-römischer Umgangstempel (C); sechzehn Meter im Quadrat, in den später ein kapellenartiger Raum mit Apsis (E) eingebaut wurde. Das Gebäude B gilt ebenfalls als Tempel, vielleicht auch der Bau D. Eine Kultanlage ist das 22 mal 25 Meter große Bauwerk H, dessen Bau-

flucht noch während des Baus korrigiert wurde und das im Inneren eine rechteckige kleine Kapelle und einen Sockel für eine nicht mehr vorhandene Götterstatue aufweist. Als ummauertes, aber nicht überdachtes Kultareal gilt J. Wieder auf die nordost-südwestliche Hauptstraße der Gesamtanlage bezogen, ist der Kultbau L, der aufgrund seiner dicken Fundamente recht hoch gewesen sein muß. Etwa um 200 n. Chr. errichtet, war er in Vorraum und Kultraum gegliedert und hatte farbig verputzte Wände. Anfangs des 3. Jahrhunderts ist der Sakralbau P abgebrochen worden, der links und rechts eines Korridors zwei gleichgroße Andachtsräume hatte, in denen vielleicht ein Götterpaar verehrt wurde.

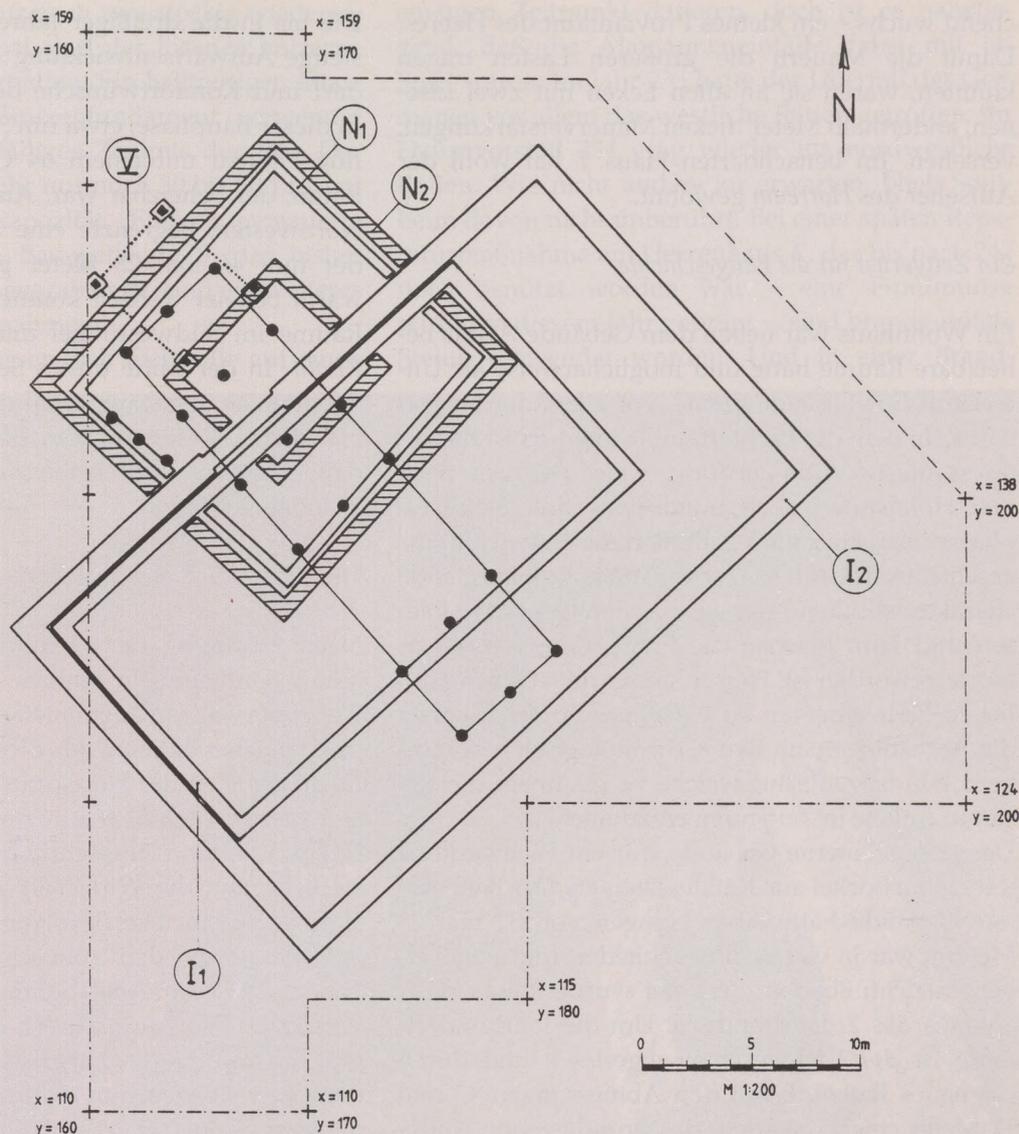
Von besonderem Interesse für die Archäologen ist das unmittelbar gegenüber dem Domizil des Pächters und Verwalters gelegene Bauwerk N, denn hier läßt sich die bauliche Entwicklung eines gallo-römischen Umgangstempels gut studieren. Zunächst hatte hier ein sechs mal vier Meter großer, auf vier Pfosten ruhender Holzbau gestanden. Dann wurden die Pfosten herausgezogen, die Löcher zugefüllt und ein vierzehn auf dreizehn Meter messender Fachwerkbau auf einem Sockel aus Lesesteinen errichtet, der wahrscheinlich schon die Merkmale eines gallo-römischen Umgangstempels besaß. Ganz sicher aber war dies der Fall bei dem Bau, der um 150 errichtet wurde. Seine *Cella*, der eigentliche Kultraum im Zentrum, maß gut sieben Meter im Quadrat. Drum herum führte ein Wandelgang, der das ganze Bauwerk auf sechzehn Meter im Geviert vergrößerte. Die Wände waren innen verputzt und mehrfarbig bemalt. Am Mauerwerk hatte man außen die Fugen mit Farbe nachgezogen. Es ist daher anzunehmen, daß der Wandelgang mit einer Mauer geschlossen und kein offener Säulengang gewesen ist.

Nach der Mitte des 2. Jahrhunderts wurde dieser Umgangstempel abgebrochen und statt dessen das rechteckige Steingebäude I errichtet, das, einmal abgebrannt, durch ein noch größeres, 33 mal 20 Meter messendes Gebäude ersetzt wurde. Rätselhaft ist der Zweck dieses rechteckigen Bauwerks, doch muß er so hochrangig gewesen sein, daß dafür eigens der Umgangstempel abgebrochen wurde. Bemerkenswert ist, daß offenbar keiner der gallo-römischen Umgangstempel, die ja keltische Traditionen fortführen, das 2. Jahrhundert überdauert hat.

Im Reich der Buchhalter

Neben den Tempeln fallen in der Sontheimer Siedlung vor allem die zahlreichen und ungewöhnlich

Die Entwicklung der Tempelbauten im Zentrum der Straßenstation von Sontheim geht vom Vier-Pfosten-Holzhaus (hier V) über die beiden gallorömischen Steinbauten (N1) und (N2), die beiden langrechteckigen Tempelbauten (I1) und (I2) bis zum lotrecht dazu gelegenen, mit schwarzen Punkten markierten Holzhaus eines alamannischen Bauern.



großen Wirtschaftsgebäude auf. Der Pächter hatte nicht nur seine eigene Ernte, sondern auch Vorräte für Staat und Militär unterzubringen, was bei der bis ins erste Drittel des 3. Jahrhunderts hinein stetig wachsenden Prosperität zu immer größeren Bauten und zu einer beträchtlichen Ausweitung der Lagerkapazität führte. Über Kauf und Verkauf, Tausch und Vorrathaltung mußte penibel Buch geführt werden. Und so ist es verständlich, daß weit mehr als hundert *Stili*, Eisengriffel, mit denen Wachstafeln beschrieben wurden, zutage gekommen sind. Rechnungsführer und Verwalter hatten viel zu tun in ihrem Kontor und unter freiem Himmel, wenn wieder Waren angeliefert oder abgeholt wurden. Ein Lagergebäude mit Kontor, von dem aus man die zum Tor hereinkommenden Fuhrwerke kontrollieren und ebenso den großen Umschlagplatz überblicken konnte, ist der Bau F1. Später dazugebaut wurde der 12 Meter breite und 135 Meter lange Hallenbau F2, der auch Lagerarbeitern und

Stallknechten Unterkunft bot. Offenbar sind hier auch Reit- und Zugtiere gehalten worden, vielleicht auch Schlachtvieh, denn die Ausgräber bargen mehr als ein halbes Dutzend sogenannter Ochsenstachel, viele Kuhschellen und einen Jochhaken sowie Reitsporen, ein Hufmesser und Riemenbeschläge vom Zaumzeug. Zu einem mehrstöckigen, turmartigen Speichergebäude gehörte der mehr als 80 Quadratmeter große Keller U, der nach dem Abbruch der Obergeschosse im 2. Jahrhundert in das neugebaute Lagerhaus F3 integriert wurde. Die Häuser G und O waren ebenfalls Wirtschaftsgebäude, deren konkrete Nutzung aber nicht bekannt ist. Schließlich ist noch der Kornspeicher (*Horreum*) R zu erwähnen, der in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts als zweigeschossiges Bauwerk entstand. Eine Generation später wurde er umgebaut. Er erhielt ein Stockwerk mehr und eine auf 264 Quadratmeter vergrößerte Geschoßfläche, so daß die Lagerkapazität entspre-

chend wuchs – ein kleines Proviantamt des Heeres. Damit die Mauern die größeren Lasten tragen konnten, waren sie an allen Ecken mit zwei Lisenen, anderthalb Meter dicken Mauerverstärkungen, versehen. Im benachbarten Haus *T* hat wohl der Aufseher des *Horreum* gewohnt.

Ein Zeitgerüst für die Baugeschichte

Ein Wohnhaus war neben dem Gebäude *A*, das beheizbare Räume hatte und möglicherweise als Unterkunft für Reisende diente, vor allem der Hauptbau *K*, in dem die Pächterfamilie lebte. Es ist das interessanteste Wohngebäude, weist es doch nach den Holzbauten noch mindestens drei Steinbauphasen auf. Hier auch läßt sich die Entwicklungsgeschichte des für römische Gutshöfe hierzulande charakteristischen *Porticus-Risalit-Villentyps* ableiten und zum Beispiel die Frage klären, wann es Mode geworden ist, Herrenhäuser mit eckturmähnlichen Bauelementen zu versehen. Zugleich haben die Archäologen am Bau *K* chronologisch bestimmbare Funde gemacht, welche es erlauben, die gesamte Anlage in Zeitstufen einzuteilen.

Das erste steinerne Gebäude war ein Fachwerkbau mit einem Sockel aus Kalklesesteinen. Das hallenartige Gebäude hatte Abmessungen von 32 mal 23 Metern, war in vier Schiffe gegliedert und besaß einen Estrichfußboden. Errichtet wurde dieses Haus anfangs des 2. Jahrhunderts. Um die Jahrhundertmitte ist der Fachwerkbau abgerissen und durch ein neues Bauwerk mit den Abmessungen 42 mal 12 Meter ersetzt worden, das grundlegende Änderungen zeigt. An der Südostfront, zur Hauptstraße hin, waren nun zwei Eckrisalite mit einer offenen Halle (*porticus*) verbunden. Im Südwesten begrenzte der Wohnzwecken dienende Flügeltrakt den nicht überdachten Innenhof, der an den beiden restlichen Seiten mit einer Mauer abgeschlossen war. Die Mauern waren nun aus Hausteinen, denn um 150 n. Chr. sind am Albrand Steinbrüche eröffnet worden, aus denen das Baumaterial stammt.

Aus Handquadern waren auch die Wände des ersten Kellers in Sontheim gemauert. Offenbar hatte sich der Baumeister aber verrechnet. Noch während die Kellerwände verputzt wurden, bauchte sich nämlich unter dem Erddruck und dem Einfluß des Wassers im Boden eine Kellerwand gefährlich nach innen aus. Die darüberliegenden Räume bekamen Risse. Deshalb wurde der Keller mit Stampflehm gefüllt und so der Boden stabilisiert, um das Hauptgebäude zu retten. Statt dessen ist neben der Residenz der Keller unter dem Speicher *U* mit seinen besonders starken Wänden angelegt worden.

Die bis in die dreißiger Jahre des 3. Jahrhunderts stetige Aufwärtsentwicklung ließen auch Raumbedarf und Komfortwünsche des Pächters wachsen. In dieser Bauphase, etwa um 300, kam ein Nordostflügel hinzu mit einem 64 Quadratmeter großen Raum, der beheizbar war. Auf der Wetterseite, im Nordwesten, begrenzte eine Mauer den Innenhof der nun 46 mal 28 Meter großen Villa. Wohl warm beheizt werden konnten natürlich auch die Räume im Südwestflügel und im anschließenden *Risalit*. In der Mitte dieses Seitentrakts wurde ein Südalkoven angebaut, wohl das Speisezimmer des Hausherrn. Reste von bemaltem Wandputz zeigen, daß er stilvoll und keineswegs zwischen kahlen Wänden gelebt hat.

Der Gürtel wird enger geschnallt

Nach Eröffnung der Steinbrüche hatte im römischen Sontheim ein wahrer Bauboom eingesetzt: Die Umfassungsmauer entstand, große Lagerhallen und Speicher datieren aus dieser Epoche, der Phase IV. In der Zeit der Herrschaft des severischen Kaiserhauses (193–235) wurde der Höhepunkt erreicht (Phase V) – und überschritten. Im ganzen Römerreich begann die Wirtschaft zu stagnieren. Rezession setzte ein. Die Bevölkerung schrumpfte. Das ist überall an den römischen Lagerdörfern im Lande abzulesen. Auch Sontheim blieb davon nicht verschont. Die Bauphase VI, die Reduktionsphase, gibt davon Zeugnis. Lagerkapazitäten und Gebäudegrößen wurden nun dem tatsächlichen, bescheideneren Bedarf angepaßt. Das Lagerhaus *F 3* riß man ab. Der 80 Quadratmeter große Keller *U* wurde zugefüllt und durch einen kleineren ersetzt, über dem sich ein kleines, einstöckiges Haus erhob. Der neue, um 60 Prozent verkleinerte Keller wurde zum Teil in den alten hineingebaut und näher ans Haupthaus gerückt. Eingedenk des Malheurs mit der eingedrückten Kellerwand nützte man die Mauern des abgebrochenen Lagerhauses *F 3* und baute die Kellerwand davor. Das ergab zusammen eine sehr dicke und stabile Kellermauer; was allerdings dazu führte, daß die Schräge des Lichtschachtes im Kellerinneren fast bis an den Boden hinab reichte. In der Endphase wurde dann auch dieser Keller aufgegeben und diente nur noch als Schuttabladeplatz fürs Haupthaus.

Auch der Tempel *P* und das Häuschen *T* wurden beseitigt. Nach einem Brand im frühen 3. Jahrhundert ist der Kultraum *I* wieder aufgebaut worden. Einige Zeit später brannte auch das Speichergebäude *R* nieder. Im Inneren fanden die Ausgräber verkohltes Getreide und Brandreste vom Dach. Der

Speicher ist danach nur noch zweistöckig wiedererrichtet worden und hat statt der Lisenen hölzerne Stützen im Inneren erhalten. Ein halfertiger Altarstein ist dabei als Stützenfundament verwendet worden – ein augenfälliges Zeugnis der Not. Der Speicher hatte nunmehr nur noch 30 bis 50 Prozent der früheren Lagerkapazität. Einfach gemauerte Hypokaustpfeiler im Badegebäude S, das bisher nur an einer Ecke ausgegraben ist, sind ein weiteres Zeichen für Sparmaßnahmen.

Die Schadensfeuer lassen sich nicht alle auf einen

einzigem Zeitpunkt datieren, doch ist es naheliegend, daß die Alamanneneinfälle dabei mit im Spiel waren. Im Jahr 233 hatte der Überfall der Germanen vor allem das westliche Rätien getroffen; ihr Hauptvorstoß 254 ging wieder ins nordwestliche Rätien. Wie nicht anders zu erwarten, blieb Sonthem davon nicht unberührt. Bei einer späten Reparaturmaßnahme am Herrenhaus K, das bis nach 247 noch benützt worden war – eine Fundmünze wurde in diesem Jahr geprägt –, sind brandgerötete Steine verwendet worden. Und in einer Brand-



Von Südosten aufgenommen, liegt vorne der kleine Keller mit der verdoppelten Wand (links) im 80 Quadratmeter großen Keller-Vorgänger (U). Vom Lagergebäude (F3) sind noch die Außenmauern zu sehen.

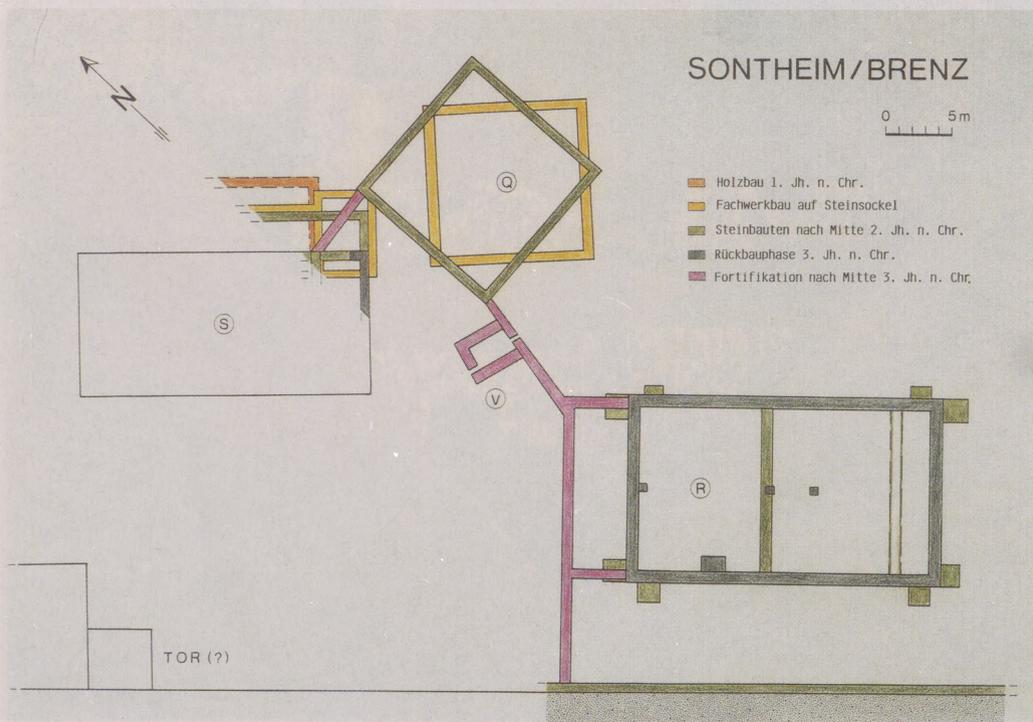
schicht des Kultgebäudes *I* fanden sich zwei alamannische Pfeilspitzen, die beim Aufprall platt gedrückt worden waren.

Am Ende der Römerzeit steht ein *Burgus*

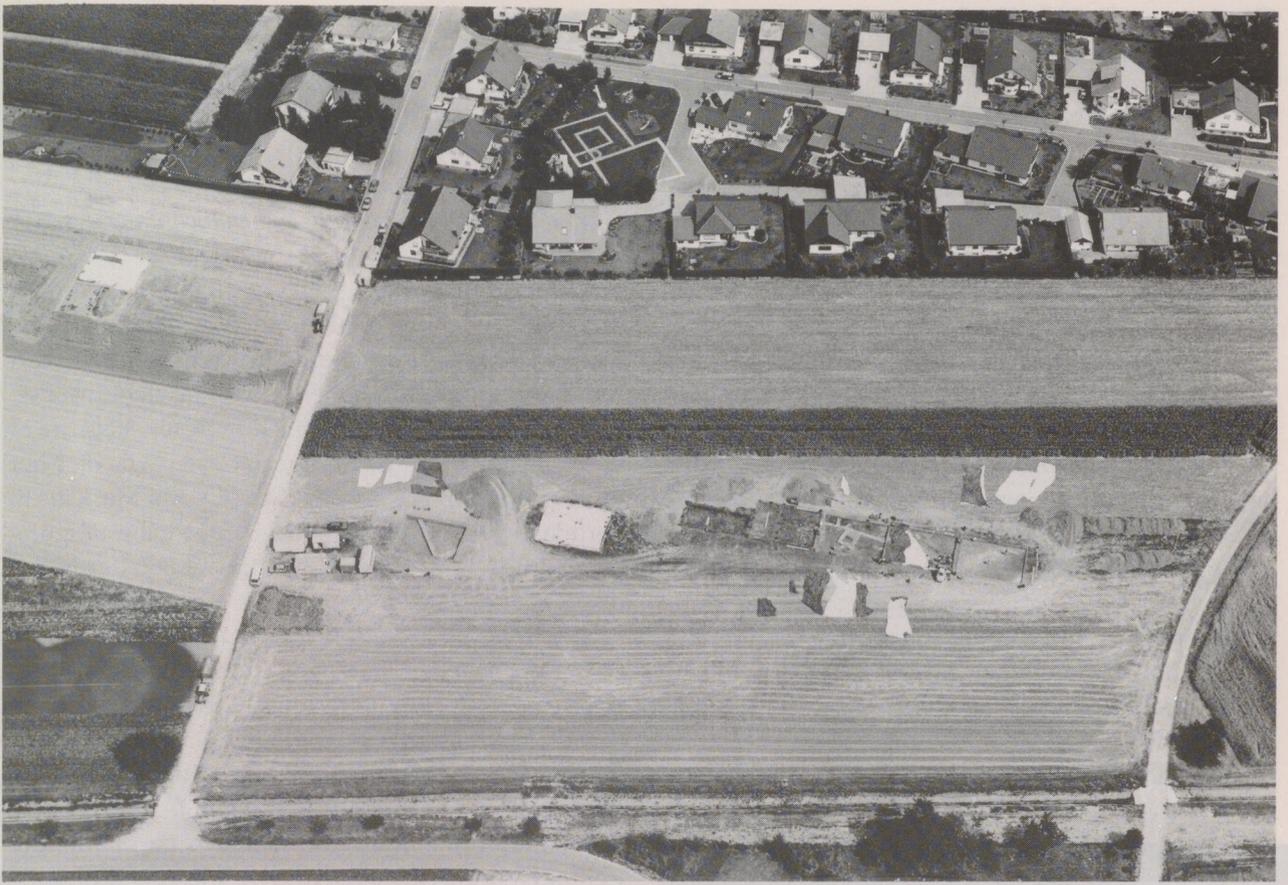
Die letzte römische Siedlungs- und Bauphase (VII) in Sontheim hat die Archäologen am meisten überrascht. Ist die ganze Straßenstation von Anfang an einmalig, so gewiß auch ihr Ende als Straßenburgus, für den es bisher keine Parallele gibt. Unter der drohenden Alamannengefahr zog man sich von der nicht zu verteidigenden Gesamtanlage in ihre Westecke, auf den höchstgelegenen Teil des Areals, zurück. Fast alle Gebäude, auch das Herrenhaus, hatte man aufgegeben. Von der Umfassungsmauer zum Badegebäude *S*, von dort zum Bau *Q*, weiter zum Speicher *R* und wieder an die Umfassungsmauer anbindend wurde eine Wehrmauer gezogen, die kaum fundamentierte und mit minderwertigem Material gebaut ist. Sie trägt alle Anzeichen eines raschen und wenig sorgfältigen Bauens und umschließt nun eine Fläche von etwa 1800 Quadratmetern, gerade ein Zwanzigstel der Gesamtanlage. Hier, in dieser «Burg», war alles Überlebenswichtige konzentriert. Zwei Tore, eines an der Südwestseite – die ganze Westecke ist freilich noch nicht archäologisch untersucht – und, gegenüberliegend, der Torturm *V* mit einem Wasserauslaß sicherten Ein- und Ausgang. Das Badehaus *S* hatte Frischwasseranschluß und bot der Besatzung Heizungs- und Kochmöglichkeiten. Der Speicher *R* enthielt

die Lebensmittelvorräte. Ebenfalls vor der Mauer lag das 13 mal 13 Meter große Gebäude *Q*, dessen Zweckbestimmung unbekannt ist. War es Unterkunftshaus oder Amtlokal? Sicher ist nur, daß es ursprünglich ein Fachwerkhaus auf einem Steinsockel gewesen war, der innen vier Stützen hatte. Möglicherweise diente das Gebäude damals kultischen Zwecken. Als der *Burgus* in die Straßenstation eingebaut wurde, versperrte der Bau *Q* die Sicht vom Turm *V* aus. Das Gebäude *Q* wurde deshalb abgebrochen und, um 45 Grad gedreht, wieder errichtet.

Wann genau dieser römische *Burgus* installiert wurde, ist einstweilen noch nicht zu sagen. Sicher waren in der zweiten Hälfte der 50er Jahre die Römer noch nördlich der Donau präsent. Im nahen Hausen ob Lontal dokumentiert ein nicht vollendeter Inschriftenstein, daß noch nach 257 wichtige öffentliche Bauten in Angriff genommen wurden. Der Bau des Straßenburgus könnte also vor dem Fall des Limes erfolgt sein. Denkbar ist aber auch ein Baudatum danach. Vielleicht haben die Römer, nachdem sie hinter die Donau zurückgeworfen worden waren, im späten 3. Jahrhundert wieder nördlich der Donau Fuß zu fassen gesucht, und eine kleine Militäreinheit hat in der verlassen und teilzerstörten Siedlung Sontheim den *Burgus* eingerichtet und für eine gewisse Zeit besetzt gehalten. Die weiteren Ausgrabungen müssen klären, wann die römische Besatzungszeit in Sontheim endgültig vorbei war.



Grundriß und Bauphasen des Burgus, des Speichers (R), des Badegebäudes (S) und des Baus (Q) im Westbereich der Gesamtanlage von Sontheim/Brenz.



Ein römischer Burgus – in der Mitte ist der rechteckige Torturm mit einem Stück Mauer zu sehen – ist im vergangenen Jahr in der Römersiedlung von Sontheim/Brenz entdeckt worden. Im Bild oben zwischen den Häusern und neben dem Spielplatz die konservierten Grundrisse von drei Tempeln. Im Bild links die Grabungsstelle für den römischen Friedhof.

Auch im Frühmittelalter: Die Straße als Lebensader

Auch nach dem Abzug der römischen Besitzer herrschte zeitweise noch Leben und Treiben in der ehemaligen Straßenstation. Römische Steinräuber waren fleißig am Werk. Und schließlich ließ sich sogar eine alamannische Bauernfamilie hier nieder. Auf den Ruinen des gallo-römischen Umgangstempels *N* und seines Nachfolgers *I* baute sie sich ihr Holzhaus, ein zweischiffiges Langhaus mit den Abmessungen 23 mal 6 Meter. Ein Zaun umgab das

frühmittelalterliche Anwesen. Der Alamanne mußte dann einem Franken weichen. Wo sein Hof gelegen hatte, erstreckte sich später die Ackerflur des fränkischen Herrenhofes von Sontheim, was der Flurname «Braike» oder «Braitke» noch heute zu erkennen gibt. Das frühmittelalterliche Dorf Sontheim, der Name bedeutet Südheim, weil es, von Brenz aus gesehen, im Süden lag, ist ein Straßendorf gewesen und entwickelte sich, ähnlich wie die römische Straßenstation ein halbes Jahrtausend früher, auf die Straße bezogen.

Cella ubi Sanctus Vitalis requiescit super flumen Neccra quae Hafti mihi tradidit: die kleine Mönchskolonie über dem Neckarfluß, wo der heilige Vitalis ruht, und die mir Hafti gab. So lautet der Eintrag im Testament Abt Fulrads von St. Denis aus dem Jahr 777, mit dem er diese Cella nebst vielem anderen persönlichen Besitz seinem bei Paris gelegenen Kloster vermachte.

Wohl nur wenige Orte können sich rühmen, bezüglich ihrer Gründung auf eine so frühe und zugleich so aussagekräftige Urkunde verweisen zu können. Abt Fulrad – ein bedeutender kirchlicher Würdenträger und eine einflußreiche Persönlichkeit am Hofe Pippins und dessen Sohnes Karl der Große – hat die an der wichtigen Straße von Paris in den Osten des karolingischen Reiches gelegene kleine Kirche am Neckar offenbar von einem alamannischen oder fränkischen Adligen geschenkt erhalten.



Das Gelbe Haus am Esslinger Hafenmarkt. In der Mitte der staufische Wohnturm, im links angrenzenden Patrizierhaus residiert derzeit noch die Polizei.

Markt Hetsilinga, Reichsstadt Esslingen – im Konflikt mit Württemberg letztendlich unterlegen

Abt Fulrad hat diese Cella großzügig gefördert, schenkte wohl auch die Reliquien des heiligen Vitalis, und bald erstand dort einer der größten Kirchenbauten Innerschwabens. Die Entwicklung Esslingens in den nächsten Jahrhunderten liegt zwar weitgehend im dunkeln, doch wissen wir, daß der Ort bereits durch Karl den Großen das Marktrecht verliehen bekam – in einer Marktrechtsbestätigung durch Ludwig den Deutschen taucht 866 der Name der Stadt als *Hetsilinga* erstmals auf –, später auch eine Münzstätte besaß und vielleicht eine Pfalz des später abgesetzten Herzogs Liudolf von Schwaben, eines Sohns Kaiser Ottos des Großen, war. Ende des 12. Jahrhunderts gelangte der Grund in den Besitz der Stauer, die nun die Ansiedlung planmäßig fördern und ausbauen sollten. Die Siedlung wurde ummauert, erhielt das Stadtrecht und im Laufe der Zeit auch immer ausgedehntere Selbstverwaltungsrechte, wovon die sukzessive Erwähnung von *geschworenen Bürgern*, Richtern und Schöffen, schließlich eines Kleinen und eines Großen Rats beredtes Zeugnis ablegt.

Doch bald geriet die Stadt in Konflikt mit ihrem ehrgeizigen und mächtigen Nachbarn, dem Hause Württemberg, das seinerseits seit der Schlacht von Frankfurt 1246 und dem damit einsetzenden Zusammenbruch der staufischen Herrschaft in Süddeutschland konsequent daran ging, seine Macht zu konsolidieren und sich zum Territorialstaat zu entwickeln. Auseinandersetzungen, die zu blutigen Kriegen führten und verheerende Zerstörungen des Umlandes nach sich zogen, in denen sich Esslingen aber zeitweise durchaus im Vorteil sah. Es fehlte nicht viel, und die Grafschaft Württemberg wäre um 1312/13 von der Landkarte verschwunden und ein Groß-Esslingen oder ein Reichsterritorium an seine Stelle getreten.

Erst im Laufe der Zeit, vor allem dann nach der Niederlage der schwäbischen und fränkischen Reichsstädte gegen Graf Eberhard den Greiner in der Schlacht bei Döffingen 1388, gelingt es Württemberg, das Esslingen schließlich territorial völlig umschließt, die Reichsstadt militärisch, politisch, vor allem aber auch wirtschaftlich nachhaltig zu schwächen, so daß die Stadt 1473 als Vorstufe des Verlusts der Unabhängigkeit einen ersten Schutz-

Königreich  Württemberg.
Herzogtum Stadt Esslingen.



Meister-  Brief

Wir, Andreas Konrad Scherzler, Bürger zu Esslingen, habe ich dem Königl. Oberamt zu Esslingen ein Gesuch gemacht, mich zu verheirathen, und zu diesem Ende ein Verlöbniß mit einer gewissen Maria Anna Scherzler, Tochter des hiesigen Bürgermeisters, eingeleitet zu haben, und zu diesem Ende ein Verlöbniß mit einer gewissen Maria Anna Scherzler, Tochter des hiesigen Bürgermeisters, eingeleitet zu haben, und zu diesem Ende ein Verlöbniß mit einer gewissen Maria Anna Scherzler, Tochter des hiesigen Bürgermeisters, eingeleitet zu haben.

*Königliches Oberamt.
 Esslingen, den 24.ten May 1855.*

*Die Königl. Amtverwalter.
 Carl Josef Beckhomen
 Carl Josef Beckhomen
 Christ. Jakob Grottel
 R. Hoff.*

Meisterbrief für Andreas Konrad Scherzler aus dem Jahr 1855. Ansicht der Stadt Esslingen von Westen. Ganz links ist deutlich der gotische Turm der Frauenkirche zu erkennen, rechts daneben die Stadtkirche St. Dionysius. Die lange Brücke ganz rechts führt über den Neckar.

und Schirmvertrag mit Württemberg abschließen muß. Spätestens im 16. Jahrhundert gehörte die stolze Reichsstädtherrlichkeit zwar nicht de jure, aber de facto der Vergangenheit an, und das einst aus wirtschaftlicher Potenz erwachsene, auch aggressive reichsstädtische Selbstbewußtsein wich – wie in anderen Reichsstädten auch – in der Umklammerung des Territorialstaats einer behäbigen, provinziellen Lethargie und Schläfrigkeit.

Bedeutende Industriestadt im Königreich – erst 1908 ein Geschichts- und Altertumsverein

Es wäre interessant zu untersuchen, ob nicht der von den Esslingern zunächst natürlich bedauerte Verlust der Reichsunmittelbarkeit im Jahre 1802 und der Anfall an Württemberg – dessen erster König war beileibe nicht die Art von Landesherr, für den man freiwillig die politische Unabhängigkeit

aufgegeben hätte – den Fall der Stadt in die völlige Bedeutungslosigkeit verhinderte. Esslingen emanzipierte sich von der erzwungenen, aber vielleicht auch liebgewonnenen schläfrigen Behäbigkeit und entwickelte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit neben Heilbronn zur wichtigsten Industriestadt des Königreichs Württemberg. Auch die Tatsache, daß erst viel später, nämlich 1908, in Esslingen ein Geschichts- und Altertumsverein gegründet wurde, will zum Bild eines radikalen Bruchs in der städtischen Mentalität passen. Man besann sich im 19. Jahrhundert weniger rückwärts, sondern wandte sich mit erstaunlicher Tatkraft der Moderne zu.

So stehen reichsstädtische Vergangenheit und der Umgang mit dem historischen Erbe bis heute in einem seltsamen Kontrast zueinander. Einerseits bewahrte die Innen- und Altstadt in weiten Teilen den Charme jener 1802 untergegangenen Stadt des

Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wenn auch hier und da klotziger Beton das beschauliche Fachwerk erdrückt; ja, die Stadt trägt ihrerseits musealen Charakter und vermag so bedeutende Bauwerke aufzuweisen wie die neben Straßburg älteste, ohne wesentliche bauliche Veränderungen erhaltene Dominikanerkirche Europas und eine der frühesten nachrömischen Brücken des Kontinents – letztere allerdings durch Eisenbahn- und Neckarkanalbau fürchterlich verstümmelt. Die alte Reichsstadt ist so in Esslingen auf Schritt und Tritt präsent. Andererseits scheint man das reichsstädtische Erbe in der Vergangenheit wenig gepflegt zu haben. Davon zeugt nicht nur der bauliche und ästhetische Kahlschlag, der mit der Anlage der sogenannten Ringstraße mitten durch das Herz der mittelalterlichen Stadt zwischen der gotischen Frauenkirche und dem Münster St. Paul einherging, sondern eben auch die Tatsache, daß Esslingen erst jetzt – und nach mehreren Anläufen sowie Verirrungen und Verwirrungen – ein modernes Stadtmuseum erhielt.

Seit 1923 Museum im Esslinger Alten Rathaus – Salemer Pflughof und «Reichsstädtisches Museum»

Mit der Gründung des Esslinger Geschichts- und Altertumsvereins 1908 läutete auch die Geburtsstunde eines historischen Museums in der Stadt. Eine zunächst bescheidene, dann regere Sammel- und Ankaufstätigkeit setzte ein, wobei man glücklicherweise auf ältere private Sammlungen zurückgreifen konnte. Bereits 1923 konnten die Bestände im obersten Stockwerk des Alten Rathauses der Öffentlichkeit erstmals präsentiert werden. In dem aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden Gebäude sollte das Museum bis in die 80er Jahre bleiben. Doch bereits in den 70er Jahren war den Verantwortlichen im Geschichts- und Altertumsverein klar, daß die Präsentation der Sammlung trotz einer tiefgreifenden Neugestaltung, die der Altmeister der württembergischen Heimatmuseen, Albert Walzer, in den 60er Jahren vorgenommen hatte, nicht mehr modernen Ansprüchen genügte. Die Forderung nach einer Neugestaltung des Museums in anderen Räumlichkeiten wurde immer lauter. Wie sich Zeitzeugen erinnern, tat sich der Verein allerdings zunächst schwer, der Stadt verständlich zu machen, daß das Museum eine neue Behausung brauche.

Da traf es sich, daß Ende der 70er Jahre der Salemer Pflughof zur Sanierung anstand. Ein Gebäude, in dem bereits Kaiser Karl V. gewohnt hatte und das die Württemberger schnöde zum Gefängnis, zum

Criminal, erniedrigten, dessen oberstes Stockwerk aber nach einer Restaurierung wie für ein Museum geschaffen gewesen wäre, allerdings für ein Stadtmuseum ebenfalls etwas klein ist. Die Diskussion um eine Zweiteilung der Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins zwischen Altem Rathaus und Salemer Pflughof – aus heutiger Sicht kein allzu glücklicher Gedanke – führte zu ersten Querelen im Verein und zum Rücktritt des mit einer Aufteilung zunächst durchaus einverstandenen Vorsitzenden Otto Borst. Als die Neukonzeption, auf der Grundlage einer Zweiteilung von einer eigens zu diesem Zweck angestellten Kunsthistorikerin erstellt, kurz vor dem Abschluß stand, wurde von außen ein an sich bestechender Gedanke in die Diskussion gebracht: Esslingen sollte neben der alten Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins ein «Reichsstädtisches Museum» erhalten, das den reichsstädtischen Gedanken und die Geschichte der süddeutschen Reichsstädte exemplarisch darstellen sollte. Für dieses Museum nun wurden seitens der Stadt die Räumlichkeiten im Salemer Pflughof reserviert, da ohnehin – nicht zuletzt nach dem Ankauf des Bebenhausener Pflughofs durch die Stadt, heute Stadtbibliothek – im Geschichts- und Altertumsverein vermehrt Stimmen laut wurden, die für das Museum des Vereins ein eigenes Haus forderten. Von einer Teilung der Ausstellung nun endgültig abrückend, führte die Suche nach einem geeigneten Gebäude schließlich zum Bezug des sogenannten Gelben Hauses am Hafenmarkt in unmittelbarer Nähe der ältesten Fachwerk-Häuserzeile Deutschlands und zur Eröffnung der ersten Abteilungen des Stadtmuseums 1990/91.

Neues Stadtmuseum im Gelben Haus am Hafenmarkt

Somit Ende gut, alles gut, wie im Märchen? Leider nein! Zwar geht die Politik oftmals wahrlich märchenhafte Um- und Irrwege, doch führen diese nicht zwangsweise zu alle Wünsche befriedigenden Lösungen. So werden sich die Stadt einerseits, das Museum andererseits kritische Fragen und Anmerkungen gefallen lassen müssen, denn bereits die Wahl des Gelben Hauses als Museumsgebäude gehört zu den umstrittenen Entscheidungen. So geschichtsträchtig die Mauern des mittelalterlichen Wohnturms und des nach dem großen Stadtbrand von 1701 daran angebauten Patrizierhauses auch sind, so können beide Gebäude den Museumsgehaltnern doch nur verhältnismäßig kleine Räume offerieren, die ein großzügiges Planen und Gestalten kaum zulassen. Das Gefühl der Enge ist ständiger Begleiter auf dem Gang durch die Ausstellung.



Die Anbetung der Heiligen Drei Könige. Fragment eines Glasfensters aus dem abgerissenen Teil der Esslinger Franziskanerkirche. Aufgrund neuerer Forschungen darf man annehmen, daß die Glasfenster nicht, wie bisher angenommen, um 1300, sondern erst um 1400 entstanden sind. Vor allem die Verwendung der gotischen Minuskel in den Spruchbändern, die in der schwäbischen Glasmalerei nicht vor 1380/90 erscheint, spricht für diese spätere Entstehungszeit.



Ansicht der Reichsstadt Esslingen um 1650. Der Blick von Süden zeigt die ummauerte Stadt kurz nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges inmitten von Feldern, Weinbergen und Wäldern. Roß- und Wehrnecker führen von Osten her in die Stadt.

Ziel und Aufgabe eines Stadtmuseums wird es in der Regel sein, die Geschichte einer Stadt zu dokumentieren und Zeugnisse ihrer Vergangenheit zu bewahren, um so mehr, wenn ein solches Museum aus der Sammlung eines lokalen Geschichtsvereins hervorgegangen ist. Dem Informationsbedürfnis und den Erwartungen der Besucher trägt die Konzeption des Esslinger Stadtmuseums im Gelben Haus im Kern Rechnung. Nicht erst ab urbe condita, sondern Jahrhunderte vor der Gründung der Stadt setzt die museale Dokumentation ein, das heißt, dort wird sie einsetzen, wenn – wohl noch in diesem Jahr – die Abteilungen Vor- und Frühgeschichte sowie die der Kelten, der Römer und der Alamannen eröffnet werden. Durch das Mittelalter, die frühe Neuzeit und den Barock wird der Besucher dann in die Moderne, in die nachreichsstädtische Zeit, in das 19. und 20. Jahrhundert geführt werden; letztere beiden Abteilungen sind derzeit ebenfalls noch im Aufbau.

Auf die Eröffnung der genannten vor- und frühgeschichtlichen Abteilungen wird man gespannt sein dürfen, birgt der Fundus des Esslinger Geschichts- und Altertumsvereins doch eine ganze Reihe bedeutender hallstattzeitlicher Objekte, die bei Ausgrabungen im 19. Jahrhundert zwar meist nicht im engeren Bereich der Stadt gefunden wurden – nämlich unter anderem in Berkheim, in Sirnau und auf den Fildern, steinzeitliche Funde stammen gar aus den sogenannten Pfahlbausiedlungen am Boden-

see –, aber durch aus Esslingen stammende Ausgräber in den Besitz des Vereins kamen; so unglaublich es klingt, vor hundert Jahren war so etwas möglich. So sehr man es begrüßen wird, wenn vor allem die keltischen und alamannischen Funde endlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, so kündigt sich hier doch auch ein Problem an, mit dem fast alle Abteilungen des Stadtmuseums zu kämpfen haben: der Mangel an aussagekräftigen Exponaten einerseits, typisch esslingischen andererseits.

Es liegt an der Lage der Stadt: Die sumpfigen Auen des Neckars bei Esslingen waren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit kein idealer Siedlungsplatz und nur sporadisch bewohnt – nämlich vor allem auf einer verhältnismäßig kleinen Schotterbank, die der Geiselbach von Norden her in das Tal hereinschob. Auch die Kelten und die Römer mieden den Ort. Mag es denn noch angehen, keltische Funde aus Sirnau und Berkheim als Zeugnisse der Esslinger Geschichte auszustellen, so verwischen Funde von der Filderebene oder gar vom Bodensee jede prägnante ortsgeschichtliche Aussage.

*Nicht ästhetische, sondern historische Aussagen:
von der Verfassung zum Alltag*

Später war Esslingen – wenigstens zeitweise – eine machtvolle und wehrhafte Stadt, doch ein Ort regen Kunstschaffens, von gar überregionaler Bedeutung, das war die Stadt offenbar nicht – sieht man

einmal ab von dem epochalen Werk Hans Böblingers und seiner Baumeisterkollegen, der Frauenkirche, das im Stadtmuseum leider kaum Erwähnung findet. Aufgrund neuester Forschungen¹ darf man nun mit guten Gründen annehmen, daß die herrliche Verglasung der Stadtkirche St. Dionys und des heute Hintere Kirche genannten Gotteshauses des Franziskanerklosters in Esslinger Werkstätten entstand. Damit besäße das Stadtmuseum wenigstens zwei einheimische Kunstwerke von besonderem Rang: die beiden gotischen Fenster aus der 1840 in einem Akt obrigkeitlichen Vandalismus teilweise abgebrochenen Barfüßerkirche.

Sei es, daß Esslingen Provinz war oder Hort bürgerlicher Häuslichkeit und schwäbischer Sparsamkeit, sicher ist, nur vereinzelte Zeugnisse einheimischen Kunstschaffens von gewissem Wert fanden Eingang in die Sammlungen des Geschichts- und Altertumsvereins, aber auch in den Fundus der Stadt, aus deren Besitz nicht wenige der Exponate im Stadtmuseum stammen. Künstlerisches Gut im Stadtmuseum Esslingen trägt denn meist, sofern es nicht ohnehin von außerhalb stammt, provinzielle Züge, wie etwa die barocken Gemälde der Esslinger Malerfamilie Ihle, die kaum mehr darstellen als handwerkliche Portraitalerei. Es lag daher nahe, im Stadtmuseum nicht das Ästhetische, sondern die historische Aussage in den Vordergrund zu stellen. Und so führt der Gang durch das Museum, derzeit einsetzend mit dem Mittelalter, von der Verfassung zum Alltag, also vom Großen zum Klei-

nen, vom Überbau zur Basis, wenn man so will. Die an der Chronologie der Zeitalter orientierte Führung des Besuchers wird ergänzt durch eine thematische Gliederung, die in absehbarer Zukunft auch in sehr speziellen Fragen gewidmeten Räumen, etwa zur Stadtentwicklung und zu der Rolle der Kirche im Mittelalter, Niederschlag finden wird. Der konzeptionelle Rahmen stimmt somit; doch steckt wie so häufig der Teufel im Detail.

Die ersten vier Jahrhunderte nach der Schenkung der Cella des Hafti an das Kloster St. Denis durch Abt Fulrad stellen das Thema der ersten, im eigentlichen Sinne stadtgeschichtlichen Abteilung dar, betitelt *Cella – Markt – Münze – Neckarübergang*. Gleich der Geschichte der Zeitspanne zwischen den Karolingern und der Verleihung des Stadtrechts ruhen im Halbdunkel wie Reliquien die Faksimiles der zwei für die Stadtgeschichte so eminent wichtigen frühen Urkunden: Fulrads Testament (777) und die von Ludwig dem Deutschen ausgestellte Marktrechtsbestätigung für das Kloster St. Denis (866). Dazu treten einige in Esslingen geprägte Denare, ein Ablassbrief aus dem Jahr 1286, der den Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen für Spenden zum Neubau der eingestürzten Esslinger Neckarbrücke verheißt, sowie – gleichsam im historischen Spagat – eine Stadtansicht aus dem Jahr 1650, die so gar nicht zum frühen und hohen Mittelalter passen will. Nicht zu vergessen das filigran geschnitzte, wahrscheinlich einst in der Stadtkirche aufbewahrte frühmittelalterliche Elfenbeinkästchen deutlich by-

Frühmittelalterliches Elfenbeinkästchen (10. Jh.), das offenbar unter dem Einfluß byzantinischen Formempfindens entstand. Ungeklärt bleibt bisher die Bedeutung der drei halbnackten Krieger auf der Vorderseite des Kästchens, von denen einer durch das später angebrachte Schloß verdeckt ist.



zantinischen Einflusses, das ohne Zweifel zu den kunsthistorischen Schätzen des Museums gehört, jedoch in der eher trockenen Umgebung der Urkunden und Münzen ein Schattendasein führt. Nicht zuletzt deshalb, weil das Kästchen außer seinem Alter mit den anderen Exponaten im Raum und somit dem Thema der Abteilung keine Berührungspunkte aufweist: Ungeklärt ist bisher, welchem Zweck das Kästchen in Esslingen diene. Vielleicht barg es Reliquien und kam im Bildersturm in den Besitz der Stadt.

Im Esslinger Stadtmuseum: Gefährliche Gratwanderung zwischen Dokumentation und Populärwissenschaft

Der chronologisch und thematisch sich sinnvoll anschließende Raum zu Verfassung und innerem Leben der Reichsstadt bestätigt, was man bereits erahnt: Das Stadtmuseum wagt die gefährliche Gratwanderung zwischen Dokumentation der Stadtgeschichte und populärwissenschaftlicher Umsetzung der historischen Information in verkürzend-vereinfachender Darstellung. Eine Gratwanderung, die leider teilweise zu recht unsensiblen Umgang mit den konstituierenden Elementen der Geschichte einer Reichsstadt gerät. Mutet es doch seltsam an, die Fragen nach der Selbstverwaltung der Reichsstadt, einschließlich der städtischen Finanzen nebst Steuern und Akzisen, ihre Reichsunmittelbarkeit, den Erwerb und die Ausübung der niederen und hohen Gerichtsbarkeit sowie die Kämpfe gegen die Esslingen immer stärker bedrängenden Württemberger – alles Kernpunkte der Esslinger Geschichte – in einem kleinen Kabinett von etwa fünf auf fünf Meter abzuhandeln. Unglücklicherweise erscheinen dabei unter dem Titel *Selbstbehauptung nach außen* ausschließlich Exponate zur Selbstverwaltung, die Kämpfe gegen Württemberg – repräsentiert durch zwei Stichwaffen sowie zwei Helme unbekannter Herkunft, die wohl deshalb beide ohne Beschriftung und Beschreibung blieben – jedoch unter der Rubrik *Selbstverwaltung nach innen!* Kennt man die jüngere Geschichte des Museums, nämlich die Tatsache, daß spätestens seit dem Stadtratsbeschuß, auch ein «Reichsstädtisches Museum» einzurichten, sich das Stadtmuseum bezüglich der spezifisch reichsstädtischen Geschichte nur als Ergänzung verstand, wie Museumsleiterin Kirsten Fast erläutert, dann könnte man hinter der Enge des Raumes vielleicht einen Akt weiser Selbstbeschränkung vermuten. Doch spätestens beim Studium der Texte und Beschriftungen wird klar, daß das Konzept einer vereinfachenden Darstellung die eigentliche Stadtgeschichte ins Hintertreffen geraten ließ und

daß sie auch aus diesem Grund ein Randdasein führt.

Es handelt sich nicht um eine läßliche Verkürzung, sondern es ist schlicht falsch, daß der König beziehungsweise der Kaiser im täglichen Leben der Stadt eine geringe Rolle gespielt habe. Das mag zunächst für seine physische Anwesenheit gelten, obgleich für das 13. und 14. Jahrhundert nicht wenige Besuche des Herrschers in Esslingen belegt sind. Doch war nicht der Schultheiß lange der Vertreter des Kaisers, der auch die Blutgerichtsbarkeit wahrnahm? Die Verpfändung des Schultheißenamtes durch König und Kaiser an den Erzfeind der Stadt, an die Württemberger, wie mehrfach geschehen, stellte nicht nur einen unfreundlichen Akt dar, sondern auch einen erheblichen Eingriff in das alltägliche innere Leben der Stadt. Ganz zu schweigen von der immer wieder virulenten Frage: Unterstützt der Kaiser die Stadt gegen Württemberg oder nicht?

Zumindest auch die karolinische Verfassung von 1552 und der «Hasenrat» gehören in dieser Abteilung erwähnt. Jenen Staatsstreich von oben durch Kaiser Karl V., der die Mitregierung der Zünfte, ja sogar die Zünfte selbst aufhob und die Selbstverwaltung wieder allein in die Hände der Patrizier, der «Geschlechter», legte und durch die Entfernung der eher plebeischen Elemente aus dem Rat auf Dauer – die Verfassung von 1552 galt ohne größere Veränderungen bis zum Anfall an Württemberg – vielleicht den Grundstein legte für die wirtschaftliche und politische Lethargie in den letzten beiden Jahrhunderten der Esslinger Unabhängigkeit. In der Tat wird der Herrscher in dieser Zeit – aber eben erst dann! – keine besondere Rolle mehr in Esslingen spielen. Und doch: Bezeugt nicht das Deckenfresko aus der Zeit nach dem großen Stadtbrand von 1701 im heutigen Amtsgericht, dem einstigen Rathaus der Stadt, wie sehr das Reich, und mit ihm sein Oberhaupt als dessen Personifizierung, auch im 18. Jahrhundert noch als trennendes Element zwischen den Esslinger Bürgern und ihren württembergischen Nachbarn und damit eben im Alltag präsent waren? Warum nicht dieses Deckenfresko groß an eine Wand reproduzieren und den dort im Bild erscheinenden allegorischen Figuren Exponate zur Verfassungsgeschichte zuordnen!

Ungenauere Texte und Mangel an typisch reichsstädtischen Exponaten

Seltsam abstrus, zusammenhanglos erscheint jene, die eigentliche Obrigkeit, den Kleinen und Großen Rat sowie später den Geheimen Rat, betreffende



Der «Reichsadlerhumpen»: Auf dem Gefieder des doppelköpfigen Reichssymbols prangen die Wappen verschiedener Reichsstände, die Reichsstadt Esslingen ist jedoch nicht dabei. Auf der Brust der mit einem Kreuz besetzte Reichsapfel.

Aussage, es sei zwar jährlich eine Wahl [des Rats?!] abgehalten [worden]. Gewählt wurden aber immer dieselben Leute. Richtig ist, daß im Mittelalter der Kleine und der Große Rat von den Zünften und Geschlechtern in einem komplizierten Verfahren besetzt wurden². Spätestens seit dem 17. Jahrhundert ergänzte sich der dann wieder ganz aristokratische, nämlich ohne Beteiligung der Zünfte zustande kommende Rat selbst. «Gewählt», besser intern ausgeklüngelt, wurden seit dem 16. Jahrhundert am Schwörtag morgens in der Frühe die Bürgermeister und andere städtische Ämter. Die Bürger und noch weniger das Volk als Ganzes hatten keinerlei Einfluß auf die Zusammensetzung der Obrigkeit.

Überdies entsprach der Schwörtag als Symbol durchaus der verfassungsrechtlichen Wirklichkeit, nämlich einer auf wechselseitigen Eiden und Versicherungen beruhenden Genossenschaft der Bürger. Beschworen wurden ja Amtstreue und Bürgergehorsam, keine wie auch immer geartete Beteiligung der Bürger an der Selbstverwaltung. Ob der Aussage, die Möglichkeit der Mitsprache einzelner Bürger vor allem bei Rechtsfragen – gemeint sind die Ämter der Richter, Räte, Schöffen, Bürgermeister und Schultheißen – macht eine Siedlung zur Stadt, stockt schließlich auch dem Laien der Atem. Einführende Literatur zu diesem Thema findet sich in jeder Geschichte der deutschen Stadt. Durch die Vereinfachung irreführend und ein völlig falsches Bild vermittelnd, will schließlich in einem anderen Raum auch die Erwähnung eines Vikars erscheinen, der in St. Dionys an der Spitze stand, womit jener «vicarius perpetuus» gemeint ist, der ständige Vertreter des Domkapitels Speyer, das das Präsentationsrecht bei der Besetzung der Pfarrei besaß, seit Friedrich II. 1213 die Kirche samt ihren Einkünften Speyer geschenkt hatte. Natürlich war dieser hochrangige Stellvertreter kein Vikar im heutigen Sinne, sondern versah die Aufgaben des Pfarrers. «Faux amis» nennen die Franzosen solche Kurzschlüsse.

Geschichte ist ein Prozeß, kein statisches Gebilde. Wenn auch gewisse Phänomene sich über die Jahrhunderte nur unwesentlich veränderten, besser gesagt, sich Neues stets aus dem Alten entwickelte, so dürfte es doch kaum einen Bereich geben, wo das junge Esslingen des 13. Jahrhunderts sich nicht in völlig anderem Kleide präsentiert hätte als die ergraute und erstarrte Stadt am Ende des Reiches um 1800. Und so wäre man vielleicht doch gut beraten gewesen, Entwicklungen wenigstens im Text anzudeuten. Die visuelle Unterstützung dieser Aussagen hätte aber wohl allenfalls durch Inszenierungen geschehen können, da das Stadtmuseum ohnehin arm ist an typisch reichsstädtischen Exponaten.

Hervorzuheben wären in diesem Zusammenhang die Schwörstäbe, die beim jährlichen Schwörtag Verwendung fanden, wenn sich Rat und Bürgerschaft gegenseitig Schutz und Treue gelobten. Und natürlich der als Blickfang in der Raummitte unter einer Glashaube aufgestellte «Reichsadlerhumpen», ein großer Glashumpen, besetzt mit einem Reichsadler, auf dessen ausgebreiteten Flügeln die Wappen verschiedenster Reichsstände prangen, darunter die Wappen von Erzbischöfen, Adligen, Semperfreyen, Reichsstädten (nicht aber Esslingen), Dörfern, Burgen und Bauern. Die Auswahl der Stände und ihre Anordnung bleibt dem Laien rät-

selhaft, steht doch etwa Konstanz bei den Bauern und Ulm bei den Dörfern. Mehr Information über den Symbolgehalt dieses sogenannten Quaterionenadlers erhält der Besucher auf drei im Sockel unter dem Humpen eingelassenen Schubladen, die aufziehen und zu konsultieren jedem interessierten Besucher anzuraten ist. Die übrigen Exponate im Raum sind museale Dutzendware wie Richtschwerter, eine Halsgeige, Ellen- und Hohlmaße, eine Geldkasse.

Bevölkerungsgruppen, Sozial- und Alltagsgeschichte: in kleinen Räumen häufen sich Ausstellungsstücke

Nun galt es, die Stadt zu beleben, war doch bisher von den Bewohnern Esslingens kaum die Rede: *Menschen in der Stadt – Frauen – Vornehme – Kinder – Bettler – Familien – Händler – Tagelöhner – Juden – Weingärtner*, so der Titel des folgenden Raumes. Von den genannten Bevölkerungsgruppen sind allerdings nur die Vornehmen, womit wohl die Patrizier gemeint sind, und die Handwerker durch ein Portrait von der Hand eines Mitgliedes der Malerfamilie Ihle, ein elegantes Kabinettschränkchen und durch mehrere Zunftschilder und -pokale sowie die Zunftfahne der Metzger aus dem 17. Jahrhundert durch Exponate vertreten. Für den Rest, für den überwiegenden Teil der Bevölkerung, bleiben nicht besetzte, also leere schwarze Sockel, die anzeigen sollen, daß sich eben aus der Lebenswelt der unteren und marginalen Schichten keine deren Status beleuchtenden Objekte erhalten haben. Von Insze-

nierungen schreckte man auch in diesem Falle wieder zurück. Leider, denn das Konzept der leeren Sockel lief – wie man auch im Gelben Haus mittlerweile weiß – ins Leere und wurde von den Besuchern kaum verstanden, so daß der Raum demnächst umgestaltet wird.

Bei dieser Gelegenheit wird dann auch der Text einer Tafel, die die verschiedenen Bevölkerungsschichten vorstellt, zu berichtigen sein, der – gewiß unbeabsichtigt! – in die peinliche Nähe antisemitischer Vorurteile geriet, nämlich so verstanden werden kann, als hätten Juden nur so lange in Esslingen gesiedelt, wie sie als Wucher treibende Geldverleiher die Bürger ausplündern konnten. Als sie Konkurrenz von Christen erhielten, hätten sie daher um 1450 die Stadt verlassen. In diesem Zusammenhang könnte man sich einmal Gedanken darüber machen, daß der Wegzug der Juden in die Zeit des großen Städtekrieges oder kurz danach fällt, nachdem Württemberg eine jahrelange Wirtschaftsblockade über Esslingen verhängt hatte, die den Juden als von Handel und Verkehr lebender Schicht schlicht die Existenzgrundlage zerstört haben dürfte. Auch täuschte sich der Textautor, wenn expressis verbis davon gesprochen wird, nach diesem Exodus hätten bis zum Anfall an Württemberg keine Juden mehr in der Stadt gewohnt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind nämlich noch einmal jüdische Familien in die Stadt gezogen, die nun – offenbar zum erstenmal – in einer Art Ghetto siedelten, nämlich in der heutigen Schmalen Gasse, die den Esslingern durchaus auch noch unter ihrem



Zweitüriges Kabinettschränkchen mit schöner Intarsienarbeit. Auf den acht Schubladen und der kleinen Tür zum Fach in der Mitte phantasievolle Stadtansichten.



Menschen in der Stadt: Neben barocken Patrizierportraits, dem Kabinettschränkchen, Zunftschildern und -pokalen und einer Zunftfahne sollen leere schwarze Sockel die unteren und marginalen Schichten in der Stadt repräsentieren.

alten, bis zum sogenannten Dritten Reich gebräuchlichen Namen «Judengasse» bekannt ist – nachzulesen bereits bei Karl Pfaff³, einfacher aber noch in der von der Stadt herausgegebenen Broschüre *Spuren-suche. Zeugnisse jüdischer Geschichte in Esslingen* (1988) aus der Feder von Stadtarchivar Dr. Walter Bernhardt und Professor Dr. Rainer Jooß.

Doch verlassen wir die Welt des Mittelalters sowie der reichsstädtischen Verwaltung und begeben wir uns auf den vom Stadtmuseum vorgeschlagenen Weg hinab in die Niederungen der Sozial- und Alltagsgeschichte, wagen wir den Schritt von der Chronologie zur Themengeschichte, einem wesentlichen Anliegen des Museums, wie Kirsten Fast erklärt, und wo wir den Schwerpunkt des Esslinger Stadtmuseums vermuten. Mit diesem Schritt vom politischen und historischen Überbau zum Alltag geht ein radikaler Wandel in der Form der Präsentation der Exponate einher. Waren bisher die Räume eher spärlich «möbliert», die Ausstellung auf wenige Gegenstände reduziert – vielleicht den Mangel an Exponaten zur Tugend machend –, so ließ sich nun das Füllhorn der alten Sammlung des Esslinger Geschichts- und Altertumsvereins ausschütten. Die eben leider zu kleinen und engen Räume erinnern denn auch an Heimatmuseen seli-

gen Angedenkens. Manchem in den letzten Jahren neu entstandenen oder frisch konzipierten Museum, wo der angeblich zeitgemäßen – insbesondere von Kunsthistorikern und Innenarchitekten zu verantwortenden – Isolierung und Ästhetisierung der Objekte allzu willig nachgegeben wurde, wünschte man zwar, daß dort so viel Wert auf Information gelegt würde, wie das im Museum im Gelben Haus geschieht. Im Esslinger Stadtmuseum schlägt das Pendel allerdings etwas zu weit nach der anderen Seite aus: Objekte und Texte stehen oft sehr dicht, durchdringen sich optisch unentwirrbar und schrecken so vor längerem Verweilen, der Voraussetzung des Verstehens, ab. Bei allem Bemühen, durch ausführliche Beschreibungen und Texttafeln in die oft genug ärmliche und mühselige Lebenswelt unserer Vorfahren einzuführen, läßt sich ein zwingender, die Schritte und damit den Lernprozeß der Besucher leitender Gedanke durch die teils fast ineinander verschachtelt kompilierten Gegenstände des täglichen Lebens, einschließlich des Handwerkzeugs, nicht erkennen. Auch an sich ganz bemerkenswerte Stücke, wie jener auf 1578 datierte Tisch mit der schönen, geätzten und gravierten Platte aus Solnhofener Kalk, geraten dabei unwillkürlich in den Strudel der Reizüberflutung.

So bleibt am Schluß nur die Erkenntnis, der Wein habe eine ganz dominierende Rolle gespielt. Die stolze Reichsstadt Esslingen ein Weindorf? Die ausgestellten Gegenstände wenigstens könnten im Museum fast jeder beliebigen Nachbargemeinde stehen. Zudem trifft die historische Aussage die reichsstädtische Wirklichkeit nicht genau. Im 18. und 19. Jahrhundert etwa, in der Zeit also, aus der die Mehrzahl der Exponate stammt, mögen sich viele Esslinger auch von ihrem Wengert ernährt haben, waren aber oft kleine Handwerker oder auch nur Tagelöhner, die ihr ererbtes kleines Stückle im Nebenerwerb umtrieben. Reichtum wurde hier selten erwirtschaftet. Für die Blütezeit der Reichsstadt wird man die wirtschaftliche Basis mit Otto Borst⁴ wohl woanders suchen müssen, nämlich in gewissen hochspezialisierten Handwerksbetrieben, wie den Leinwandwebern oder Tuchscherern, und dem Bankenwesen, dem Verleihen von Kapital außerhalb der Stadt, insbesondere aber im Handel, gerade auch dem Weinhandel, der sich seinerseits dann spätestens im 18. Jahrhundert in konstantem Niedergang befand⁵. Hat die Sammlung des Geschichts- und Altertumsvereins insofern Geschichte «gemacht», als in dessen Fundus Objekte aus dem Umfeld des Weinbaus besonders reich vertreten waren?

Die Begriffe Handwerk und Wirtschaft verbinden sich nolens volens zunächst mit der Assoziation

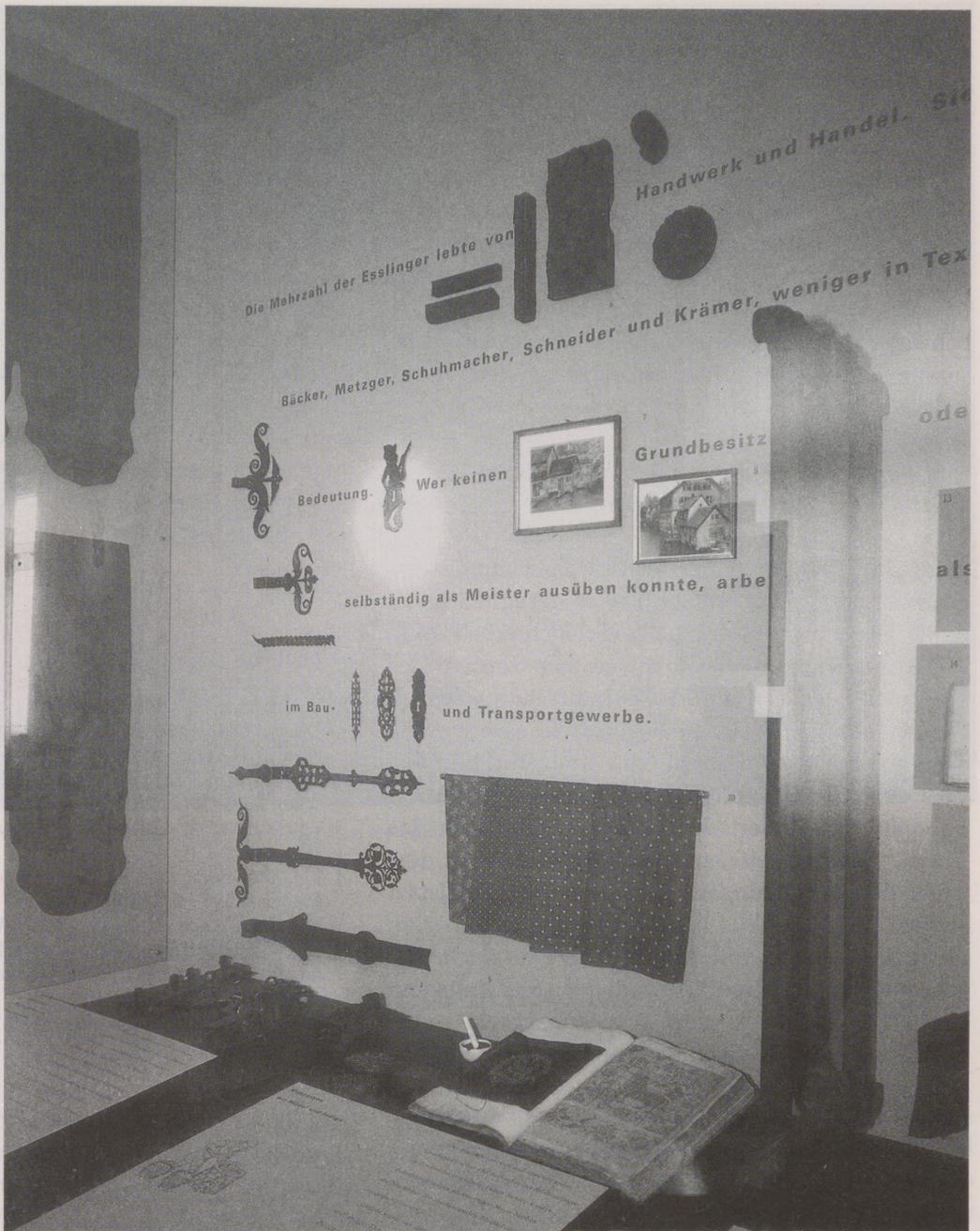
männlicher Berufstätigkeit, obschon doch bereits im Mittelalter arme Frauen und Witwen bestimmte Sparten des Handels abdeckten. Etwa die Käuflerinnen, die in vielen Städten als einzige den Vertrieb von Gebrauchsgütern tätigen durften, oder die *Salzweiber*, so die zeitgenössische Bezeichnung, die das lebenswichtige Salz in Kleinmengen handelten. Allgemein gilt, so auch im Gelben Haus erläutert, daß Frauen natürlich im Handwerksbetrieb mitarbeiteten, ja als Witwe den Betrieb sogar gewisse Zeit allein führen konnten. Nicht selten wird es so gewesen sein, daß erst die Arbeit der Frau den Mann für «höhere» Aufgaben freistellte, worauf noch im 19. Jahrhundert ein Fall in Ulm hinweist, wo ein Bäcker um Entbindung von seinem Amt als Stadtrat bat, da seine Frau gestorben war und er sich nun selbst um seinen Betrieb zu kümmern habe.

Im Rahmen der Verfassungsgeschichte im oberen Stock des Esslinger Stadtmuseums erscheint die Frau notgedrungen nur in Form der Erwähnung ihrer Nichtbeteiligung an der Selbstverwaltung der Stadt, da – so der Text – Frauen nicht im Rat saßen und somit keine politische Verantwortung übernehmen konnten. Dem ist zwar inhaltlich insofern zuzustimmen, daß den Frauen in der Reichsstadt – übrigens in Deutschland ja auch noch im 19. Jahrhundert und bis nach dem Ersten Weltkrieg – legaler politischer Einfluß verwehrt war. Allerdings stellt dies erst das zweite Glied einer kausalen Kette dar, primär nämlich galt die Frau generell als minder rechtsfähiges Wesen. Außerdem seien Frauen



Hinter einem historischen Grabkreuz leuchtet – nicht ganz zum Ernst des Gegenstandes passend – ein moderner Totentanz auf.

Mehr Schaufensterdekoration hinter einer Glaswand als historische Information: Erinnerungen an das Esslinger Handwerk vergangener Tage zwischen einer zerfetzten Schriftzeile.



von einer Teilnahme an den politischen Rechten durch Begriffe und Ansichten ausgeschlossen, welche die Gesetzgebung aller zivilisierten Völker seit Jahrtausenden in sich aufgenommen haben, meinte noch 1828 der spätere Innenminister Johannes Schlayer im württembergischen Landtag⁶.

Doch weiter: Die Frau im Alltag? Obgleich die Museumsleitung Frauengeschichte als ein Thema ersten Ranges bezeichnet, sind Frauen im Stadtmuseum im Gelben Haus kaum präsent! Sieht man ab von jenem Gebärstuhl samt Küchenutensilien und Kinderhäubchen, die hintereinandergereiht einen Aspekt des im Kern ewig gleichen, aber früher für die Mehrheit der Bevölkerung unter ungleich mühseligern Umständen vonstatten gehenden Laufs

der menschlichen Existenz von der Geburt zum Tod thematisieren sollen. Der zur Auflockerung und als Blickfang gedachte, aber zu grell ausgefallene und zum Ernst des Themas nicht ganz passende grün-rote Totentanz an der Wand vermag mehr ab denn auf eine Aussage hinzulenken. Schweigen wir ganz von jenem Frauenalltag auf den Regalbrettern an der Stelle einer ehemaligen Tür in einer mit Exponaten zu verschiedenen Handwerksberufen überladenen Wand, die mittels einem in mehreren Ebenen quer durch diese «Ausstellung» verlaufenden, durch die Exponate aber zerhackstückten Schriftzug völlig zerfleddert wird. Der die *Frauenarbeit* behandelnde Text nämlich findet sich auf der einen Seite der Wand, die damit an-

gesprochenen Exponate aber kehren dem Betrachter den Rücken zu und sind erst nach Durchqueren zweier Zimmer und Umrunden einiger Ecken erreichbar. Auf der anderen Seite der Wand dafür dann keine Beschriftung, außer zu einigen wenigen Objekten im Türrahmen, jedoch verloren im Raum auf einem Pfeiler das nicht näher erläuterte Faksimile eines *Oekonomischen Handbuchs für Frauenzimmer*, gedruckt 1792 in Stuttgart. Positiv formuliert könnte man sagen: Das Thema «Die Frau in der Geschichte» führt ein stiefmütterliches Dasein, adäquat zur rechtlichen und sozialen Lage der Frauen einst.

Stadtmuseum und Reichsstädtisches Museum – ein Duo als Ausweg und Attraktion?

Mit Stadt- und Heimatmuseen ist das Land Baden-Württemberg heute wahrlich reich gesegnet. Nicht jeder Dreschflegel und jedes Schlachterbeil muß unbedingt in einer Vitrine ausgestellt werden. Der Reiz neuer Museen wird in Zukunft hauptsächlich in thematischen Nischen liegen, wie es etwa das Benninger Museum durch die Konzentration auf die Geschichte des den Ort bestimmenden Hausierhandels vorexerziert. In Esslingen hätte sich das Thema «Reichsstadt», speziell auch das Leben dort unter den Bedingungen einer vom Territorialstaat wirtschaftlich, politisch und militärisch langsam erdrückt werdenden Reichsstadt als eine solche Nische angeboten. Eine Chance, die das Stadtmuseum und der Geschichts- und Altertumsverein unbegreiflicherweise nicht wahrgenommen haben. Die Stadt ihrerseits faßte vor Jahren mutig den Beschluß, das historische Phänomen «deutsche Reichsstadt», in dem sich auch ein gewichtiger Aspekt der Geschichte Esslingens widerspiegelt, in einem besonderen Museum zu würdigen, ließ aber diesem Beschluß keine Taten folgen. Zwei Museen unter verschiedenen Gesichtspunkten zum Thema «Reichsstadt Esslingen» hätten der Stadt am Neckar, die bisher oft im kulturellen Windschatten der Landeshauptstadt segelte, eine Einrichtung überregionaler Bedeutung verschafft, die in der Öffentlichkeit wohl sicher mehr Aufmerksamkeit hätte wecken können als das mit jährlich rund 4000 Besuchern derzeit doch noch recht spärlich frequentierte Stadtmuseum.

Eine Möglichkeit, die sich noch immer bietet, insbesondere da, wie zu hören ist, der Geschichts- und Altertumsverein nicht abgeneigt wäre, das Museum im Gelben Haus in städtische Regie zu überführen. Zwei sich ergänzende und wechselseitig befruchtende Museen unter einem gemeinsamen, feinabgestimmten konzeptionellen Dach böten der zwölfhundert Jahre alten Stadt nicht zuletzt die Chance, aus dem – vom Geruch der Provinzialität nicht ganz freien – musealen Abseits in Baden-Württemberg herauszutreten. Moderne Industriegesellschaft und kommunales Engagement bei der Pflege von Geschichte und Tradition widersprechen sich längst nicht mehr, wie zwar weniger Esslingens ureigene Rivalin Stuttgart, aber etwa die alten Reichsstädte Rottweil und Schwäbisch Hall oder die Industriestädte Böblingen und Mannheim beweisen.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Walter Bernhardt, Die Datierung der mittelalterlichen Glasmalereien in den Esslinger Kirchen. In: Esslinger Studien 30, Sigmaringen 1991.
- 2 Vgl. dazu im Detail: Horst Rabe, Der Rat der niederschwäbischen Reichsstädte. Köln/Graz 1966.
- 3 Vgl. Karl Pfaff, Geschichte der Stadt Esslingen. Esslingen 1840, S. 229–231.
- 4 Vgl. Otto Borst, Geschichte der Stadt Esslingen am Neckar. Esslingen 1977, S. 170–180.
- 5 Vgl. Erich Leschner, Esslingen und Württemberg. Geschichte der wirtschaftlichen Kämpfe zwischen der Reichsstadt Esslingen und dem Herzogtum Württemberg. Diss. jur. Frankfurt a. M., 1928, S. 38 ff.
- 6 Vgl. Schlayer im Landtagsprotokoll 1828, 1. ao. Beil., S. 10.

*Stadtmuseum Esslingen,
Hafenmarkt 7, 7300 Esslingen,
Telefon (07 11) 35 71 05/06*

Öffnungszeiten des Stadtmuseums:

<i>Dienstag, Freitag und Samstag</i>	<i>14–17 Uhr</i>
<i>Donnerstag</i>	<i>10–12 Uhr und 14–19 Uhr</i>
<i>Sonntag</i>	<i>10–17 Uhr</i>

Eintrittspreis:

*Erwachsene DM 1.–
Ermäßigter Eintritt DM –.50*



Blick vom Käsbühl über den Karkstein zum Ipf bei Bopfingen, einer Landmarke im Vorries.

Hans Mattern

Karkstein, Käsbühl und Tonnenberg – Wanderung durch die Heidelandschaft im westlichen Vorries

Die Bahnlinie von Aalen über Bopfingen nach Nördlingen führt zunächst dem Albtrauf entlang, der sich hier, in seinem östlichen Teil, mit recht bescheidenem Anstieg begnügt, doch von der Kapfenburg gekrönt wird. Frei geht der Blick gegen Norden über die schwach ausgeprägte Talmulde der obersten Jagst und die Lias- und Opalinustonflächen des Albvorlandes mit ihren Braunjura-Eisensandstein-Vorbergen bei Killingen (Hornsberg) bis hin zum Waldland des Virngrundes. Ein kurzer Blick noch auf die Heide am Königsbühl bei Gromberg, dem ersten Vorboten der Auswurfmassen, die den Rieskrater umsäumen, dann verschwindet der Zug in dem aus der Geschichte der Riesforschung bekannten Tunnel unter dem Bildwasen.

Nach dem «Wiederauftauchen» hat sich das Landschaftsbild gänzlich geändert: Der Reisende findet sich in einem Tälchen wieder, dem es zunächst an einem Bächlein mangelt, das aber bald die junge Eger belebt, deren lindenbeschatteter Quelltopf fast

unmittelbar am Bahndamm für ein paar Sekunden zu sehen ist. Wenig später bietet sich unvermutet ein fremdartiger Anblick. Aus weich geformtem Gelände erheben sich felsige Heidehügel, über welchen weiter gegen Osten majestätisch der Ipf aufsteigt. Namentlich der südöstliche, Oberdorf und Bopfingen nächst gelegene Hügel, der Karkstein, trägt geradezu «alpinen» Charakter, der seine geringe Höhe – kaum hundert Meter, seinen flach auslaufenden Sockel mitgerechnet, erhebt er sich über die Eger – ganz vergessen läßt. Das westliche Glied der Heidelandschaft, der Tonnenberg, bildet gewissermaßen den Gegenpol zum herben Karkstein, milder in seinen Formen und von wesentlich buschreicherer Wacholderheide bekleidet. Zwischen beiden vermittelt nach Lage und Charakter der Käsbühl. Hinterer und Vorderer Vohbühl weiter im Nordosten vervollständigen das Bild dieser wahrhaft einzigartigen, fast bizarren Landschaft.

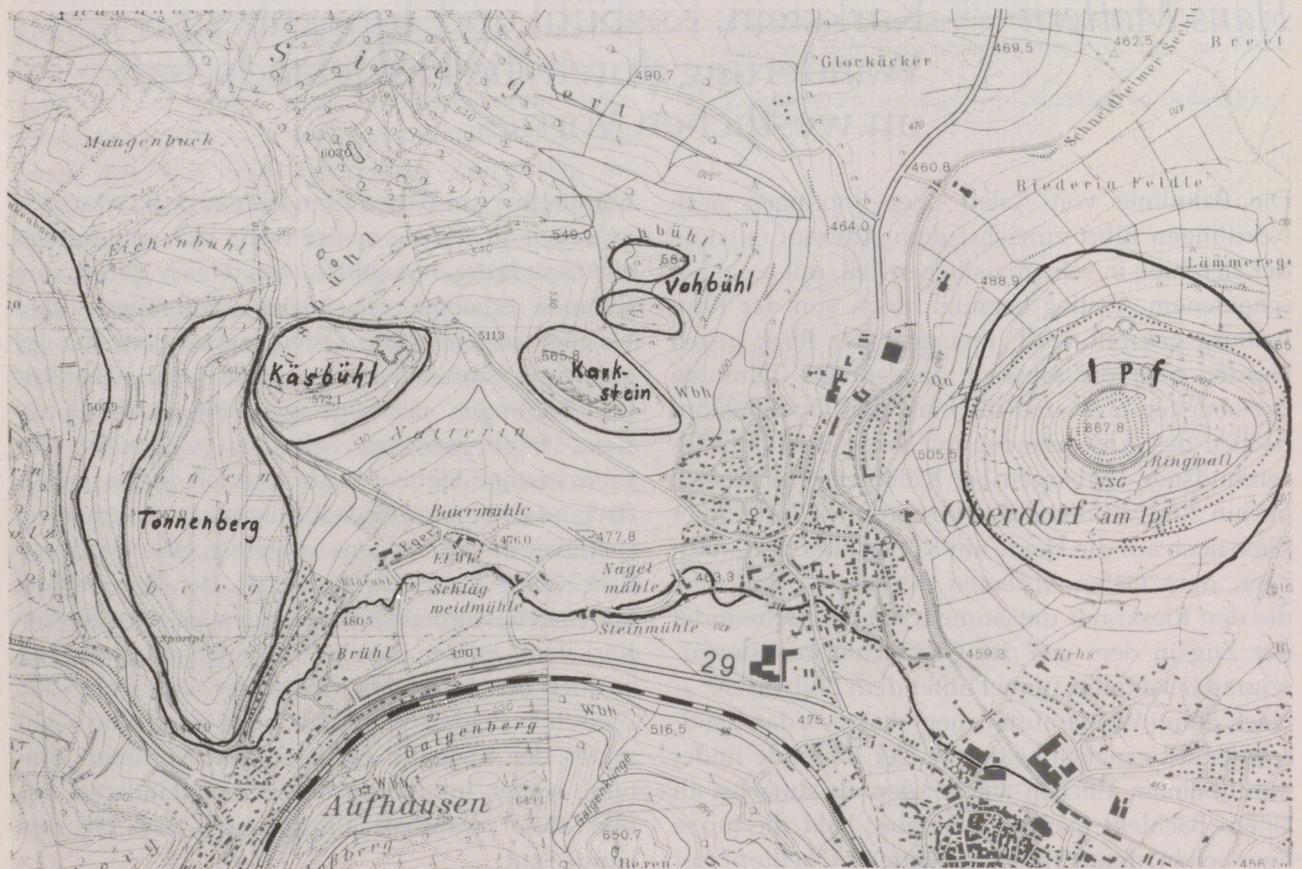
Sie etwas näher kennenzulernen, soll das Ziel einer kleinen Wanderung im Spätfrühling sein. Als Ausgangspunkt wählen wir die katholische Kirche im neuen, den flachen, untersten Hang des Karksteins sich hinaufziehenden Ortsteil von Oberdorf. Welcher Unbefangene würde dort ahnen, daß er sich an geschichtsträchtiger Stelle befindet? So gar nichts deutet auf das einstige römische Kastell hin, auf dessen Gelände wir stehen. Unter dem Namen Opie – vgl. Ipfl – ist es auf einer römischen Straßenkarte, der Tabula Peutingeriana, verzeichnet, waren hier doch mehrere Straßen zusammengestoßen: Von Faimingen bei Lauingen, von Heidenheim und Munningen sowie später, nach dem Bau des rätischen Limes, von Buch her. Seit den Grabungen kurz vor dem Ersten Weltkrieg, unter der Leitung von Friedrich Hertlein, angeregt und unterstützt von Daniel Schwarz in Oberdorf, kennt man den Umfang des Kastells recht genau. Bei unregelmäßig rechteckiger Gestalt mit einem Tor auf jeder Seite umfaßt seine Innenfläche nach J. Heiligmann rund 1,4 Hektar. Die Kirche steht an der südlichen Begrenzung. Das Kastell war vermutlich zur Aufnahme einer Kohorte bestimmt. Daß so gar nichts mehr zu sehen ist, verwundert wenig: Als Baumaterial diente vorwiegend Holz¹, auch ist das Gelände durch Gesteinsabbau gestört worden. Errichtet wurde das Kastell als Glied des sogenann-

ten Alb-Limes unter Kaiser Domitian (81–96) wohl um 90 nach Christus, aufgegeben spätestens beim Bau des rätischen Limes unter Kaiser Antoninus Pius (138–161) um die Mitte des 2. Jahrhunderts, vielleicht auch schon etwas früher. Beim Kastell lag eine «Zivilsiedlung», ein Vicus, die noch länger fortbestand².

Schütteres Pflanzenkleid mit Heidepflanzen, durchwoben von Kostbarkeiten

Nach dieser Reminiszenz an geschichtsträchtigen Ort erwartet uns die Heide auf dem Karkstein. Die steilen, flachgründigen Hänge deckt nur ein niederes, teilweise schütteres Pflanzenkleid. Hatten es früher im Jahr auf braungrauem Hintergrund blaue und violette Blumen geziert, so prangt es nun im goldenen Schmuck ungezählter Blüten von Sonnenröschen und Hufeisenklee. Während das Sonnenröschen am südseitigen Hang uneingeschränkt herrscht, tritt am nördlichen der Hufeisenklee an seine Stelle, begleitet vom Knolligen Hahnenfuß, den man, da einblütig und durchweg extrem niederrwüchsig, von weitem für den Berg-hahnenfuß halten könnte. Gegen Nordwesten erscheinen beide mehr und mehr auch am südlichen Hang neben dem Sonnenröschen.

Von den Heidepflanzen des frühen Jahres hat ein



Teil der vielen Kugelblumen noch die Blüten aufbewahrt, während uns die Küchenschelle mit ihren malerischen Fruchtständen einen gewissen Ersatz für die prächtigen violetten Glocken bieten kann, die schon im März zu vielen Hunderten «geläutet» haben. Ein einziger Nachzügler des großen Heeres der Frühlingsenziane hat seine herrlich blaue Blüte bis zum Ende des Maies hinübergerettet; gleichzeitig kündigt die erste blühende Karthäusernelke schon den Sommer an. Edel-, Berg- und Traubengamander lassen uns mit ihren Blüten noch warten, doch bilden auch ihre Blättchen einen hübschen Schmuck und sind recht leicht zu erkennen. Alle drei Gamanderarten, nach steigender Anspruchslosigkeit eben aufgeführt, wachsen auf steinigem Boden, wobei der Traubengamander ganz im Gegensatz zu den beiden anderen recht selten ist. Eine Zierde bilden zu dieser Jahreszeit auch die zarten, rosafarbenen Blüten der Schopfigen Kreuzblume (*Polygala comosa*). Viel rarer gibt sich ihre Verwandte, die blaublühende, kleine Bittere Kreuzblume (*P. amarella*).

Dem Nicht-Fachmann kaum auffallen wird eine auf steinigem Gelände des Karksteins verbreitete grasartige Pflanze, deren schmale Blätter von der Spitze her rötlich-gelblich überlaufen sind und allmählich zurücksterben. Es ist dieser Anblick recht typisch für die Niedere Segge (Erdsegge, *Carex hu-*



Die Küchenschelle kommt noch erfreulich häufig vor.

milis), deren kurze Blütenstengel schon früh im Jahr erscheinen. Andere «Sauer»- oder «Riedgräser» – die meisten Arten der Familie leben an feuchten Standorten, daher der hier abwegig anmutende Name – sind in unserer Heidelandschaft Frühlingssegge, Vogelfußsegge und, auf etwas feuchterem Grund, Blaugrüne Segge. An echten Gräsern notierten wir u. a. Schafschwingel, Blaugras (auf steinigem Boden), Wiesenhaber, Fiederzwenke, Aufrechte Trespe, Schillergras (*Koeleria pyramidata*) und Zittergras.

Zu den besonderen Kostbarkeiten des Karksteins gehören die Mondraute (*Botrychium lunaria*) – ein eigenartiger, wenig auffallender Farn –, die Katzenminze (*Nepeta cataria*) und, noch bemerkenswerter, der Igelsamen (*Lappula squarrosa*) sowie in Felsklüften und -bändern das Bewimperte Perlgras (Sammelart *Melica ciliata*). Hier wie auf anderen dürftigen Heidestandorten könnte man die Esparsetten mit ihren sattroten Blüten und ihrem niederen Wuchs zunächst für die auf der Südwestalb beheimatete Berg-Esparsette halten; sie gehören aber doch der «Normalart» an. Mit Dornen, Stacheln, Gift- und Bitterstoffen, hohem Gehalt an ätherischen Ölen, großem Maß an Regenerationsfähigkeit und niederem, dem Boden angedrücktem Wuchs wehren sich die Heidepflanzen gegen das Gefressen- und Zertretenwerden. Ein typisches Beispiel für den Schutz durch «Sich-an-den-Boden-drücken» liefert der Mittlere Wegerich, reich vertreten auf dem Karkstein wie auf vielen anderen gut beweideten Heiden.

Heidepflanzen und Felssträucher, Moose und Flechten des Karksteins

Nennen wir noch ein paar andere Pflanzen, die uns zu dieser Jahreszeit auf dem Karkstein in Felsenritzen und auf der Heide begegnen: Mauerraute, Schwarzstieliger Streifenfarn (*Asplenium trichomanes*; selten), Scharfer, Milder und Weißer Mauerpfeffer, Kelchsteinkraut (selten), Thymian, Steinquendel, Rundblättrige Glockenblume, Salomonsiegel (*Polygonatum officinale*), Kleiner Wiesenknopf (häufig), Zypressenwolfsmilch, Großblütige Braunelle, Aufrechter Ziest (selten), Behaartes Habichtskraut (*Hieracium pilosella*), Genfer Günsel, Ackerhornkraut, Behaarter Gänsekresse (die vier letzteren gerne, doch nicht ausschließlich an den Rändern), Dürrwurz, Echtes Labkraut, Wundklee, Lampenkönigskerze (Mehlige Königskerze), Behaarter und Kleiner Klappertopf (beide an Hecken säumen). Noch wenig in den Blick fallen zu dieser Jahreszeit einige sehr typische Heidepflanzen wie Silberdistel, Stengellose Kratzdistel und Hügelmeister.

Charakteristische Felssträucher sind Zwergmispel und Kreuzdorn. Doch sogar der Holunder stellt sich hier ein, freilich an einem speziellen Standort, nämlich in breiter, humusreicher und von Vögeln gedüngter Kluft. Üppig wächst hier u. a. auch der Feldkresse (*Lepidium campestre*), eine Ruderalpflanze, außerdem die Zweihäusige Zaunrübe und der leicht gedüngte, ruderalisierte Stellen ebenfalls liebende, wenn auch keinesfalls auf sie beschränkte



*Geradezu kühne
Felsbildungen auf
dem Karkstein.*

Natternkopf, der mit seinen Blüten wie manche andere Pflanze, die wir genannt haben, noch warten läßt. Vom Vogelkot profitiert offenkundig die Wegmalve (*Malva neglecta*), eine früher allenthalben vorkommende Dorf-pflanze, die mit der Teerung und «Vergärtnerung» der Dorfplätze und Bauernhöfe sowie dem Einsatz von Herbiziden sehr stark zurückgegangen ist. Sie wächst, wie auch der Reiherschnabel, in mehreren «Platten» etwas abseits unseres Wanderweges am Fuße des Felsens. Mit wenig Wasser geben sich unter dessen Überhang Dachtrespe und Katzenminze zufrieden.

Für den speziellen Kenner noch einige Hinweise auf Moose und Flechten des Karksteins, die ich Gerd Höhenberger (Moose) und Dr. Volkmar Wirth (Flechten) verdanke. Herr Höhenberger machte u. a. auf die folgenden Heide- und Felsmoose aufmerksam: *Homalothecium lutescens*, *H. sericeum* (beide häufig), *Hypnum lacunosum* (häufig), *Dicranum muehlenbeckii* (seltener), *Tortella inclinata*, *Encalypta vulgaris*, *Tortula muralis*, *Leucodon sciuroides* (beide auf Steinen häufig), *Bryerythrophyllum recurvirostre* (= *Erythrophyllum rubellum* u. a. Synonyme; seltener) und *Anomodon attenuatus* (sehr selten). Kaum weniger prägend als die häufigsten Blütenpflanzen für das Vegetationskleid des Karksteins ist die orange gefärbte Gesteinsflechte *Caloplaca aurantia*. An weiteren Krustenflechten wurden notiert: *Aspicilia radiosa*, *Lecanora crenulata* u. *L. albescens*. Wie die «höheren» Pflanzen der Heiden meiden die hier leben-

den Moose und Flechten in ihrer überwiegenden Mehrzahl schattige Standorte, würden also ohne Beweidung ganz verschwinden oder stark zurückgehen, denn selbst die Felsen gerieten bei Bewaldung zum guten Teil in den Schatten.

Trümmernmassen aus Weißjurakalk, durch den Meteor-einschlag aus dem Ries herübergeschleudert

Fragen wir nun nach der erdgeschichtlichen Entstehung der eigenartigen Heidehügellandschaft. Daß ihr Untergrund aus Weißjurakalk besteht, darauf weist schon das Pflanzenkleid. Weshalb wirkt er aber so eigenartig «zerbrochen», aus einzelnen, «verbackenen» Steinen zusammengesetzt?

Sowohl Karkstein wie Käsbühl und die beiden Vohbühle sind «Griesbuckel», aus Weißjurakalk aufgebaut, der hier allochthon, d. h. fremdbürtig ist und seine breccienartige Struktur der Rieskatastrophe verdankt. Die Vorstellung fällt schwer, doch es kann gar nicht anders gewesen sein: Da der Ipf ein «normaler» autochthoner Weißjuraberg ist, müssen die Gesteinsmassen aus dem Ries über ihn hinweggelangt sein. Losgelöst vom Albkörper, als «Zeugenberg» der Weißjurastufe, war der Ipf offenkundig schon zu jener Zeit, vor knapp 15 Millionen Jahren; denn wie Gerölle der Ureger zeigen, bestand schon damals der Talzug zwischen ihm und dem Albtrauf, der demnach hier im Gegensatz zu westlicher gelegenen Teilen in Jahr-millionsen nur wenig zurückgewandert sein kann.

Wie eine südeuropäische Gebirgslandschaft erscheint hier der Karkstein.



Diese sogenannten Buchberggerölle, die in mehreren Niveaus verschiedenen Alters lagern und von Auswurfmassen des Rieses «überfahren» wurden, enthalten Material aus dem Keuper. Der Vorgänger der in der Gegenwart ganz in der Nähe entspringenden Eger muß also im späten Tertiär von viel weiter her geflossen sein. Er hat beträchtliche Teile des Einzugsgebietes der heutigen Jagst, bis über Crailsheim hinaus, entwässert. Seine Umlenkung, zunächst zur Urbrenz, dann zur Jagst und damit zum Rhein, folgte letztlich der allgemeinen, durch den Einbruch des Oberrheingrabens bedingten Entwicklung, wurde aber durch blockierende Massen aus dem Ries gewissermaßen schlagartig beschleunigt.

Die Vermutung, die isolierten Grieshügel seien einzelne «Fremdschollen», ist naheliegend, aber unrichtig. Sie verdanken ihre Gestalt Erosionsvorgängen, die sie aus der umgebenden überwiegend tonigen «Bunten Breccie» herausgeformt haben. Wo sie wenig widerstandsfähigen, autochthonen Schichten des höheren Braunen und des unteren Weißen Juras auflagern, schützen sie diese vor Abtragung und erheben sich heute auf einem Sockel aus jenen Gesteinen.

Am Weg zwischen Karkstein und Käsbühl ist beim Bau einer Leitung vor einigen Jahren ein großer Block freigelegt und aufgestellt worden. Über ihn schrieb Dr. Rudolf Hüttner in seinem Textvorschlag für eine Erläuterungstafel u. a.: *Die bei einem Meteoriteneinschlag aus dem Krater geworfenen Trüm-*

mermassen rasten auf der Landoberfläche in dessen Umgebung dahin (vergleichbar mit dem Trümmerströmen großer Bergstürze), wobei sie den Untergrund abhobelten und alles, was im Wege stand, mitrissen. Es läßt sich nicht entscheiden, ob dieser Block zu den Auswurfmassen aus dem Krater gehört, von welchen Karkstein und Käsbühl Reste darstellen, oder ob er vom Untergrund in der Umgebung mitgerissen wurde; jedenfalls geriet er in die heftige turbulente Bewegung des Trümmerstroms und wurde an dessen Basis ganz besonders stark bearbeitet. Darauf sind die zahlreichen Kritzer zurückzuführen. Er gleicht damit einem glazialen Geschiebe, das am Grunde eines Gletschers eine zwar sehr viel langsamere, aber im Endeffekt ganz ähnliche Bearbeitung erfährt.

Weiherr mit Wasserhahnenfuß, Quellen und nasse Stellen mit Pflanzen der Kalkflachmoore

Unter den Griesmassen tritt oft – in bescheidenen Mengen – Wasser aus, sei es über stauender Bunter Breccie, die häufig den «Gries» unterlagert, sei es direkt über autochthonen, tonigen Schichten des höheren Braunen Juras. So liegt nahe bei diesem Block, auf dem Wangenwasen, ein kleiner Weiherr, von den hübschen, weißen Blüten des Wasserhahnenfußes (*Ranunculus aquatilis* agg.) zu guten Teilen bedeckt. An anderen, trockenen Fußes nicht erreichbaren Stellen wächst Schwaden, ob Flutender oder Gefalteter, läßt sich aus der Ferne nicht unterscheiden. Gewaltige Mengen fädiger Grünalgen

und die üppige Entfaltung der Uferflora – darunter des Barbarakrautes (*Barbarea vulgaris*) – zeigen hohen Nährstoffreichtum, was angesichts der benachbarten Äcker nicht verwundert.

Im Dickicht, das sich an Weiher und Weg anschließt, verbergen sich mehrere offene, nasse Stellen. Dort und noch reicher an kleinen Quellen auf der angrenzenden, gut beweideten Heide finden sich Pflanzen der Kalkflachmoore und anderer sumpfiger Stellen: Davall-Segge (*Carex davalliana*), Hirsensegge (*C. panicea*), Gelbe Segge (Sammelart *C. flava*), Entferntährige Segge (*C. distans*), Blaugrüne Segge; Sumpf-Dreizack (*Triglochin palustre*), Binsen (*Juncus articulatus*, *J. inflexus*), Roßminze, Kriechender Hahnenfuß u. a. Das früher angegebene Breitblättrige Wollgras ließ sich nicht mehr beobachten.

Viele Griesbuckel sind wegen der Zerrüttung ihres Gesteins verhältnismäßig leicht abbaubar. Bezeichnenderweise nannte man daher die früher in großer Zahl vorhandenen, meist wenig umfangreichen Abbaustellen «Kiesgruben», nicht «Steinbrüche». In der «Kiesgrube» am nordöstlichen Hang des Käsbühls ist die «Vergriesung» sehr schön zu sehen. Der von Silberweiden und Pappeln beschattete kleine Weiher, der sich dort gesammelt hat, dient als Schaftränke. Trotzdem kann sich das Schwimmende Laichkraut halten. An der Böschung des Weges zur «Kiesgrube» wächst der Quirlblütige Salbei.

Fichten, Schlehen und Wacholder – nur Schafe garantieren eine Heidelandschaft

Die «Viehtritt-Terrassen» am Hang weisen auf gute Beweidung. Zeuge davon wurden wir beim Gang auf dem Käsbühl. Er war offenkundig erst vor kurzem gründlich abgeweidet worden, zugegebenermaßen nicht zur Freude der Pflanzenfreunde. Es bot sich nämlich nur noch ein kümmerlicher Abglanz der Blütenfülle des Karksteins. Dennoch ist es grundfalsch, die Beweidung zu bedauern oder gar zu bekämpfen. Ohne sie wäre die Heidelandschaft nie entstanden, ohne Schafe nicht zu erhalten. Die Heckensäume an den Rändern, vor allem die sie beherrschenden Schlehen mit ihren Wurzelschößlingen, sind stets «bestrebt», sich auf die Heiden auszudehnen. Das läßt sich allenthalben beobachten, am eindrucksvollsten in «toten Winkeln», wohin die Schafe kaum gelangen.

Doch nicht nur von den Säumen her droht Verwachsung. Junge Wacholder kamen am Käsbühl in beängstigender Zahl auf, in geringerer auch im unteren Teil des Karksteins; und Vorposten der in der Bopfinger Gegend von Natur aus völlig fehlenden Fichte befanden sich ebenfalls bereits auf dem Eroberungszug. Die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart und das Forstamt Bopfingen haben im Laufe der letzten Jahre wiederholt behutsam, aber wirkungsvoll und vor allem rechtzeitig eingegriffen. Es darf am Käsbühl und am Karkstein auf keinen Fall so weit kommen



Die «Kiesgrube» am Käsbühl. Solche offenen Stellen sind nicht nur geologisch, sondern auch als Lebensraum wertvoll.

wie am Ipf, wo in den sechziger Jahren die Beweidung längere Zeit ganz eingestellt worden war, mit der Folge rascher Verbuschung des zuvor weithin fast kahlen Berges. Noch heute, nach längst erfolgter Wiederbeweidung und mehrfachen, aufwendigen Pflegeeinsätzen, macht diese zu schaffen, vor allem in Gestalt wahrer Myriaden junger Wacholderbüsche. Mehrere Wochen waren im Winter 1989/90 das Forstamt Bopfingen und die Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart mit der mühsamen Arbeit beschäftigt, sie zu beseitigen. Bleibt von den oft ganz bodennah im Gras versteckten Zweigen nur einer übrig, so kann sich von ihm aus der Strauch regenerieren!

Trotzdem bilden im ganzen gesehen Laubbüsche, in erster Linie Schlehen, die Hauptgefahr für die Heide. Noch haben sich gerade in der Bopfinger Gegend auf Böschungen und an Wegen entlang der Heiden und Äcker lange Heckenzüge mit herrschender Schlehe als charakteristische Landschaftselemente erhalten, prächtig im Blütenschnee wie im herbstlichen Schmuck der blauen Früchte und ein unersetzlicher Lebensraum für viele Tierarten, für Vögel, Schmetterlinge usw. Wir schützen die Schlehen nach allerbesten Kräften – doch sie dürfen sich nicht auf Kosten der Heiden ausbreiten und deren Verwaltung einleiten.

Sehen wir uns noch ein wenig auf dem Käsbühl um! Ein Pflänzchen mit niederliegenden, kleinen, gräulich-grünen, unterseits weißfilzigen Blättern muß hier überraschen. Es ist das Katzenpfötchen, «Himmelfahrtsblümle», eine für sauren, kalkarmen



Boden typische Art. Wir können wohl annehmen, daß es Stellen oberflächlicher Versauerung aufsucht, ebenso wie der Geflügelte Ginster, den wir nahebei in geringer Zahl entdecken. Dafür spricht, daß das Katzenpfötchen steile Hänge – mit unzweifelhaft guter Kalkversorgung – meidet.

Geringere Schädigung durch Entschädigung: Bauern verzichten auf Dünger und Herbizide

Der Getreideacker im Talgrund am südlichen Fuß des Käsbühls zeigt von der Höhe aus auffallend unterschiedliche Tönung seines Grüns: blaugrüne im westlichen Teil, mit gelblichem «Stich» im östlichen. Des Rätsels Lösung: In den vergangenen beiden Jahren hat die Bezirksstelle für Naturschutz



Oben: Von steter Beweidung zeugen die «Viehtritt-Terrassen» auf der Käsbühl-Heide.

Heiden, Hecken und kleine Äcker verzahnen sich in der Landschaft um Karkstein, Käsbühl und Tonnenberg in reizvoller Weise.



Blick vom Tonnenberg auf den Karkstein. Die schütterere Vegetation am steilen Hang gibt die anstehenden Mergel des Weißen Jura Alpha teilweise frei.

mit vielen Landwirten Verträge abgeschlossen, um durch Zahlung von Entschädigungen eine Verringerung der Düngermengen und den Verzicht auf Herbizide zu erreichen. Damit sollen Lebensmöglichkeiten für Acker«unkräuter» erhalten bzw. wiedergeschaffen sowie Wasser und Boden von Chemikalien entlastet werden. Der östliche Teil des besagten Ackers ist ein Glied dieses Programms, das teils Randstreifen von zehn Meter Breite, teils größere Flächen umfaßt. Das «Vorries» eignet sich für ein derartiges Vorhaben deswegen gut, weil sich hier noch verhältnismäßig viele anderswo ausgestorbene oder sehr stark zurückgegangene Ackerunkräuter erhalten haben, wenn auch oft nur auf wenigen Quadratmetern. Wir sahen solche schon am nördlichen Hang des Karksteins in einem schmal zulaufenden, gegen sein Ende zu vom Spritzgerät nicht mehr voll erreichten Roggenacker, und wir beobachteten nun auch auf dem Käsbühl Fleckchen mit selten gewordenen Unkräutern. Festhalten wollen wir, zusammengefaßt: als besondere Kostbarkeit den Kleinen Frauenspiegel (*Legousia hybrida*); ferner Finkensamen (*Neslia paniculata*), Leindotter (*Camelina sativa*), Sommeradonisröschen (rot- und gelbblühende Pflanzen), Ackerfrauenmantel, Ackerhahnenfuß, Ehrenpreis

(*Veronica hederifolia* und *V. arvensis*), Stengelumfassende Taubnessel, Ackervergißmeinnicht, Hirtentäschel- und Ackerhellerkraut, Rittersporn, Klatschmohn und Sandmohn.

Eine umfassende Sicht bieten unsere Heidehügel nicht, aber doch wechselnde reizvolle Ausblicke in die nähere Umgebung: zu den nahen Vohbühlen, zum mächtigen Ipf mit seinen Ringwällen und der gerade von Westen her deutlich hervortretenden Terrasse im Bereich des Weißen Jura Beta, der Eger folgend nach Bopfingen, beherrscht vom Schloßberg mit seiner Ruine, auf dem gegenüberliegenden Sandberg mit der Ruine Schenkenstein am westlichen Rand, zum langgestreckten Plateau des Erbisberges bei Röttingen, dem nördlichsten Punkt der Schwäbischen Alb; und vom Karkstein aus beschert uns klare Luft den Blick auf den einsam emporsteigenden, der Fränkischen Alb weit vorgelagerten Hesselberg.

Auch Unerfreuliches läßt sich leider nicht übersehen, so die kilometerweit leuchtende Reklame einer Firma am westlichen Stadtrand von Bopfingen. Und wen beschleicht angesichts der fortschreitenden Siedlungstätigkeit nicht die Sorge, eines nicht fernem Tages könnten die Häuser, wenn nicht auf die steile Heide klettern, so doch unmittelbar an

ihren Fuß heranrücken, die einzigartigen Bilder unerträglich einengend und beeinträchtigend. Es gibt wenige so eindrucksvoll von Heiden geprägte Gegenden in Mitteleuropa wie die Randsäume des Rieses! Karkstein, Käsbühl und Tonnenberg gehören zu ihren hervorragenden Glanzpunkten. Sie zu erhalten und zu pflegen, muß eines der vornehmsten Ziele der Naturschutzarbeit im östlichen Württemberg sein³.

*Reiches Vogelleben, Pflanzendüfte
und Summen der vielen Insekten*

Heiden, ausgedehnte Hecken, verhältnismäßig kleinflächige Äcker, in den Niederungen auch Wiesen, durchdringen sich in diesem Gebiet auf das reizvollste. Diese Vielfalt der Landschaftselemente läßt reiches Vogelleben erwarten. Davon bekamen wir bereits bei unserer kurzen Wanderung einen Eindruck. Von zwei Hecken aus gaben Braunkehlchen Laut, eine Lerche kletterte in die Lüfte, auch Goldammer, ein Kiebitz- und ein Rebhuhnpaar, Baumpieper und Turmfalke waren nicht zu übersehen bzw. zu überhören. Am Ortsrand ließ sich eine Zaungrasmücke hören, vom Ackerland her eine Wachtel, auf dem Wangenwasen ein Sumpfrohrsänger. Gerd Höhenberger berichtete vom Vorkommen des auf vegetationsarmem Gelände typischen, selten gewordenen Steinschmätzers sowie des Wendehalses nahe dem Ortsrand.

Über einen von der Bezirksstelle für Naturschutz, vom Forstamt, Verein für Naturschutz und Landschaftspflege im Ries und Albverein vor einigen Jahren wiederhergestellten Schaftrieb wandern wir hinüber zum Tonnenberg. Erdgeschichtlich trägt er ganz andersartigen Charakter als Karkstein, Vohbühle und Käsbühl. Mit dem «Riesereignis» hat er so wenig zu tun wie der Ipf. Seine nach Süden leicht sich neigende Hochfläche wird von den hier nur rund zwanzig Meter mächtigen, gegen Südwesten bis zum schweizerischen Randen auf über hundert Meter anschwellenden «Wohlgeschichteten Kalken» (Weißer Jura Beta) gebildet, unterlagert von dem am Steilhang zum Schenkenbach offenen zutage tretenden Mergeln des Weißen Jura Alpha. Die Wohlgeschichteten Kalke bilden auch das Dach des Erbisbergs bei Röttingen, rund hundert Meter höher als am Tonnenberg, obgleich nur wenige Kilometer von ihm entfernt. Die tiefe Lage des Weißen Juras am Tonnenberg erklärt sich aus den tektonischen Verhältnissen. Wir befinden uns hier im Bereich des «Schwäbischen Lineaments», einer schmalen Störungszone mit Verwerfungen und Grabenbrüchen, die von Freudensstadt über Beben-

hausen im Schönbuch bis zum Ries zieht. Die Schichten fallen unter ihrer «Herrschaft» am Tonnenberg stark nach Süden ein.

Im Gegensatz zu Käsbühl und Karkstein ist die Hochfläche des Tonnenbergs eine ausgesprochene Wacholderheide, so dicht, daß der Schäfer sie eben noch ohne Schwierigkeiten beweiden kann. Überraschend daher das Massenauftreten der Aufrechten Trespe (*Bromus erectus*), die als nicht «weidefest» gilt. Vielleicht kann sie sich von den Rändern der vielen schützenden Büsche her immer wieder rasch ausbreiten. Die für heutige Verhältnisse gründliche Beweidung bezeugt nicht zuletzt der Zustand der vielen, für den Tonnenberg recht typischen Berberitzen, die trotz ihrer kräftigen Blattdornen stark verbissen sind. Das dürfte wohl mehr das Werk der Ziegen sein als das der Schafe. Vor einigen Jahren wurden nämlich der großen Bopfinger Schafherde einige Geißen beige stellt. Seitdem hinterläßt die Beweidung an «bewehrten» Büschen deutlich stärkere Wirkung als früher. Dem Westhang des Tonnenbergs möchte man freilich ganz dringend kräftigeren Verbiß wünschen. Arm an Gras und Kraut, vermag er den Tieren wenig Futter zu liefern, wird kaum aufgesucht und verwächst daher trotz des kargen Untergrundes recht rasch.

Sieht man von dem auf eine etwas randlich gelegene Stelle beschränkten Vorkommen des Stattlichen Knabenkrautes und der am Westhang häufigen Schwalbenwurz ab, so bietet die Flora des Tonnenbergs dem vom Karkstein und Käsbühl kommenden Wanderer nichts grundsätzlich Neues. Um so «unbeschwerter» kann er sich der Heide mit ihren malerischen Büschen, ihrem an den dürftigen, kalkreichen Untergrund und an die Schafbeweidung angepaßten Pflanzenkleid, ihren Düften und dem Summen der vielen Insekten hingeben, die sie bevölkern.

ANMERKUNGEN

- 1 Die Frontseite der in Holz-Erde-Bauweise erstellten, mit Ecktürmen versehenen Wehrmauern war mit Kalktuffquadern verblendet.
- 2 Dadurch wird auch die Straße von Buch am rätischen Limes nach Oberdorf, trotz Aufgabe des Kastells, verständlich.
- 3 Karkstein, Vohbühle, Käsbühl und Tonnenberg stehen samt einem Teil des nördlich gelegenen Waldes Sigert und weiterer Umgebung unter Landschaftsschutz. Die Bebauung darf auf keinen Fall die Grenzen des Landschaftsschutzgebietes überschreiten. Es ist beabsichtigt, den Heidehügeln noch strengeren Schutz zu verleihen (Naturschutzgebiet).

Herrn Dr. Rudolf Hüttner, Geologisches Landesamt Baden-Württemberg, danke ich sehr herzlich für die Durchsicht des Manuskripts. Dank für wertvolle Hinweise schulde ich außer ihm den Herren H. Gehweiler, W. Haug, G. Höhenberger, Prof. Dr. D. Planck, H. Wernick und Dr. V. Wirth.

Das literarische Werk Gustav Schwabs (1792–1850), eines der Hauptvertreter der zu Unrecht als provinziell geltenden schwäbischen Romantik, ist in der Gegenwart zu großen Teilen der Vergessenheit anheimgefallen. Obwohl sich in der Öffentlichkeit mit dem Namen Schwabs die Erinnerung an die von ihm bearbeiteten *Sagen des klassischen Altertums* verbindet, die von vielen Generationen gern gelesen worden sind, ist Gustav Schwab weit mehr als nur Autor eines Jugendlesebuchs. Das hat sich aber im Bewußtsein des Lesepublikums kaum eingepreßt. Überblickt man das umfangreiche literarische Werk Schwabs, in dem der Dichter und literarische Mittler, Zeitschriftenredakteur und Literaturkritiker, Herausgeber und Übersetzer, Reiseführer und Jugendautor, Altphilologe und Biograph sowie der Schulpädagoge und Theologe zu Worte kam, so lassen sich bei ihm auch mehrere polnische Akzente feststellen, die den im Schatten der Vergessenheit bleibenden schwäbischen Dichter in einer neuen Perspektive zeigen.

Die Aufnahmebereitschaft der Polenthematik fällt im Werk Gustav Schwabs in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts und ist auf den polnischen Novemberaufstand von 1830/31 zurückzuführen, der gegen die Fremdherrschaft des russischen Zarenreichs gerichtet war. Es darf nicht wundernehmen, daß der schwäbische Dichter sich in seiner literarischen Wirksamkeit durch die historischen Ereignisse in Polen anregen ließ, weiß man doch, wie stark sein liberales politisches Denken immer um die Frage der Freiheit und Souveränität der Völker als höchstes politisches Gut kreiste und entschieden gegen den Absolutismus gerichtet war. Schon zu Ende seiner Studienzeit hatte der junge Schwab den Jubel der deutschen Befreiungskriege erlebt, und er drückte mehrmals die Freiheitssehnsucht des deutschen Volkes sowohl in seiner eigenen Lyrik als auch in dem von ihm selbst herausgegebenen *Commersbuch Germania 1815* aus. In seiner Opposition gegen die absolutistisch-monarchischen Tendenzen, die – seit 1815 in der Heiligen Allianz vereint – den Völkern Europas das Selbstbestimmungsrecht vorenthielten, warb Gustav Schwab in den 20er Jahren für den – so in einem seiner Gedichte – *niebezwungenen, freien Geist* des griechischen Volkes, dessen Freiheitskampf durch die Mächte der Heiligen Allianz mit stärkstem Mißtrauen beobachtet wurde. Der deutsche Philhellenismus drückte auch das Streben

der deutschen Demokraten nach dem auf deutschem Boden damals nicht verwirklichten Ideale der Freiheit aus, die ein Jahrzehnt später unter dem Eindruck der polnischen Erhebung gegen Rußland sehr stark wiedererweckt wurden.

*Württembergische Polenbegeisterung
nach dem Novemberaufstand 1830*

Den ersten polnischen Akzent im Werk Gustav Schwabs bilden seine unter der unmittelbaren Wirkung der Ereignisse geschriebenen *Worte, gesprochen bei einem zum Besten der verwundeten Polen zu Stuttgart, den 19. August [1831] veranstalteten Konzert*. Dieser poetische Einsatz für die Sache Polens wies einen für die württembergische Polenbegeisterung ganz eigentümlichen Charakter auf. Das Königreich Württemberg, wo sich liberale Zeitungen und Zeitschriften unter einer milderer Zensur als woanders für den Novemberaufstand mit allem Eifer einsetzen konnten und wo man gewisse konstitutionelle Freiheit genoß, gehörte zu den wichtigsten Zentren des deutschen Polenenthusiasmus. Mitte 1831 entstanden in Stuttgart und Tübingen Polenvereine, die durch ihre breite karitative Tätigkeit, d. i. durch Geld-, Medikamenten- und Gabenspenden sowie sogar durch Entsendung von deutschen Ärzten nach Warschau, den kämpfenden Aufständischen und den durch Württemberg meistens nach Frankreich ziehenden Exulanten jede mögliche Hilfe angedeihen ließen. Besondere Vorliebe hatten die polenfreundlichen Württemberger für Wohltätigkeitskonzerte. Das am 19. August 1831 in Stuttgart organisierte Polenkonzert, während dessen Schwab sein erstes Polengedicht vortrug, war in Württemberg schon die vierte Veranstaltung solcher Art nach den Konzerten in Ulm, Tübingen und Esslingen. Wie der Stuttgarter *Hochwächter* berichtete, war es ein *sehr besuchtes* Konzert, in dem Schwabs Auftritt den Mittelpunkt bildete. *Nach dem Konzert – heißt es im Bericht des Hochwächters – versammelte sich eine zahlreiche Männergesellschaft unter den Fenstern von G. Schwabs Wohnung, und sang ihm deutsche Lieder der Freiheit und Hoffnung lichter Zukunft (. . .) Zur guten Nacht erschallte dem vielverehrten und geliebten Dichter und Lehrer aus vielen treuen Herzen ein weit durch die Nacht hintönendes Hoch.*

Das Stuttgarter Publikum muß die begeisterte Schilderung des Heldentums und der Opferbereitschaft



Gustav Schwab, gemalt im Jahre 1825 von Karl Jakob Theodor Seybold.

der Polen im Kampf gegen den russischen Koloß bewegt haben. Gustav Schwab zeigte Polen als Vorkämpfer, als Paradebeispiel für die Bestrebungen um demokratische Freiheiten und appellierte in gewaltigem Gefühlsüberschwang für den Einsatz des deutschen Volkes für die Freiheit mit folgenden feurigen Worten:

*Ihr Adelskämpfer, seht, hier habt ihr Adel,
Der sich in Geist und Tat und Blut bewährt,
Ihr Volkserwecker, jetzt aus Hof und Stadel
Leibeig'ne brechen, voller Freiheit wert!
Ihr Menschenfreunde, seht ohne Tadel
Ein Volk, das jeden Sieg durch Großmuth ehrt!
Steht nicht so fern, ihr Frommen, tretet näher,
Erkennet doch den Gott der Makkabäer.*

Die Funktionalisierung der Polenfrage für die deutschen Belange war, wie es Polenlieder auch anderer Autoren zeigen, symptomatisch für das politische Denken mehrerer deutscher Liberaler, die den polnischen Aufstand zum Vehikel der ungelösten Probleme Deutschlands machten: zum Kampf gegen

die feudale Unterdrückung und den Absolutismus deutscher Fürsten, zum Kampf um demokratische Freiheiten und nationale Einheit. Deswegen wachten die Regierungen der einzelnen Länder über jede Art Sympathie für Polen und mißbilligten die polonophile Einstellung so weit, daß sie jede Art von karitativer Tätigkeit für Polen zu unterdrücken versuchten und Polenvereine als Opposition erachteten. Den württembergischen König Wilhelm I., der durch seine zweite Gemahlin Katharina Paulowna mit dem Zaren verschwägert war, haben z.B. die polnischen Absetzungsakte vom 25. Januar 1831 so tief erschreckt, daß er sich mit dem Zaren noch stärker solidarisierte und ihm den baldigen Erfolg in der Unterdrückung der polnischen Erhebung wünschte.

«Des Völkerschicksals Abgesandte» – polnische Flüchtlinge werden als Freiheitskämpfer empfangen

Die schwäbischen Polenfreunde fuhren jedoch fort, sich unerschrocken für die polnische Sache einzusetzen. Die Gelegenheit dazu gab ihnen vor allem der Durchzug von polnischen Flüchtlingen durch Schwaben, der von den Polen wie ein wirklicher Triumphzug empfunden wurde. Regen Anteil an diesen Ereignissen nahm auch Gustav Schwab, Mitglied des Stuttgarter Polenvereins. Als nämlich am 2. Dezember 1831 im Saal des Stuttgarter Königsbades ein festliches Mittagessen zu Ehren der durch Württemberg reisenden Generäle Ramorino, Langermann und Schneider veranstaltet wurde, die sich am Novemberaufstand beteiligt hatten, deklamierte Schwab in Anwesenheit von mehr als 120 geladenen Gästen das Gedicht *Willkommen, edle Trümmer*. Diese Verse stammten aus der Feder Gustav Pfizers, der beim Fest nicht anwesend sein konnte.

Trotz seiner lebhaften Teilnahme an den Stuttgarter Feierlichkeiten zu Ehren von Ramorino, Langermann und Schneider bewog Gustav Schwab zu seinem nächsten Polenlied nicht der Aufenthalt der drei erwähnten Offiziere, sondern die Begegnung mit Jan Ledóchowski, einem polnischen Abgeordneten, der im Sejm dafür plädierte, den Zaren Nikolaus des polnischen Thrones für verlustig zu erklären. Aus der Erinnerung an den Mitte Dezember 1831 in Stuttgart eingetroffenen bekannten Sejmabgeordneten entstand das zweite Polenlied Schwabs *Ein Flüchtling*, dem eine konkrete Situation – Begegnung, Gespräch und Abschied von einem Polen – zugrundeliegt, der von Anfang an stark heroisiert wurde. Nachdem in der ersten Strophe die Unbeugsamkeit des Exulanten in seinem Aussehen stark

hervorgehoben worden war – *Auf feste Schultern hoch gegründet, / Ein Haupt, vom Kummer nicht gebeugt, / Die Finger straff zur Faust geründet, / Der Blick aus Licht und Nacht gezeugt* –, konzentrierten sich die weiteren Strophen auf eine Rede, die vom *Grimme / Des Schicksals uns den Vollgehalt* gegeben hat. Das ganze Gedicht läßt der Dichter mit tiefem Mitleid ausklingen:

*Du sprachst es, grüßtest, und wir drückten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, bückten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.
Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blutigen Schwert als Wanderstab,
Des Völkerschicksals Abgesandter,
Geschickt von eines Volkes Grab.*

Der polnische Flüchtling wurde in dieser suggestiven Darstellung nicht als der Novembereufständische gefeiert, sondern als Freiheitskämpfer aller Nationen, als – um die treffende Bezeichnung des Dichters zu wiederholen – *Des Völkerschicksals Abgesandter*. Schwabs Aussage ist symptomatisch für die liberale deutsche Polenfreundschaft der 30er Jahre; sie widerspiegelt nämlich deutlich die Haltung der

deutschen Liberalen dem polnischen Aufstand gegenüber: Polen wurde zum Paradebeispiel für Lage und Konzept der deutschen, ja auch der europäischen liberalen Bewegung, die in Opposition stand zu den Hegemoniebestrebungen und zur despotischen Machtpolitik der Heiligen Allianz und der einzelnen Fürsten.

Die polonophile Einstellung des schwäbischen Dichters sprach sich lebhaft auch in seinem dritten Gedicht dieses Genres *Für die Polen* aus, das gleichfalls anlässlich eines Wohltätigkeitskonzertes vorgelesen und dann auch – ähnlich wie seine zwei früheren Polenlieder – im *Cottaschen Morgenblatt für gebildete Stände* abgedruckt wurde. Der Ideengehalt dieser Verse läßt sich mit dem Aufruf des Dichters in der siebten Strophe zusammenfassen, in der es heißt: *Uebt Völkermitleid!* Als Appell um Hilfe und Unterstützung ist dieses Polengedicht Zeuge einer großzügigen Gesinnung seines Autors.

*Gustav Schwab übersetzt Adam Mickiewiczs
Sonette als «Bilder aus der Krimm»*

Schwabs Polenlieder sind nicht die einzigen literarischen Beweise für sein ehrliches Mitgefühl mit dem



«Polen ist noch nicht verloren», steht auf der Fahne ganz links. Begeisterter Empfang polnischer Emigranten in Leipzig. Gezeichnet und lithographiert von Karol Malankiewicz.

3.

Bilder aus der Krimm.

Drei aus dem Polnischen des Mickiewicz
von
G u s t a v S c h w a b.

Willst den Dichter du verstehen,
Mußt in Dichters Lande gehen.
Goethe.

1.

Die Steppen von Kjerman.

Weht, ich bin hinausgeschleudert auf den trock'nen
Ocean,
In das Grüne taucht mein Wagen, ziehet Furchen wie
ein Kahn;
Wo die Wäse wogend rauschet, Blumen überschwem-
mend wallen, —
Reiß, schon die Wurzanbüsche, welche glänzen wie
Korallen.

Abenddämmerung senkt sich nieder, nirgends Hügel, nir-
gends Pfad.
An dem Himmel such' ich Sterne, Leuchten für mein
schiffend Rad,
Ferne schimmert eine Wolke, Morgenröthe leuchtet
ferne:
Das ist Dniesters Wellenschimmer, das ist Kjermans
Laterne.

Halt! wach Schweigen! ich vernehme durch die Luft des
Kranichs Schwinge,
Den kein Falkenauge findet, lausche selbst dem Schmet-
terlinge,
Der sich auf dem Grafe wiegt:

Echlangen hör' ich aufgeringelt durch die Blätter glit-
schend schliefen,
Hören müßt' ich eine Stimme aus Lithauens tiefsten
Tiefen.
Niemand ruft mir. — Koffe fliegt!

Erstdruck im «Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834», herausgegeben von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab.

polnischen Volk. Wie tief sein Polenenthusiasmus war, zeigt die Tatsache, daß der Stuttgarter Dichter – obwohl er nicht Polnisch konnte – auch als Übersetzer des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz hervorgetreten ist. 1833 veröffentlichte er nämlich in dem *Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834* eine freie Übersetzung des großen Sonettenzyklus *Sonety Krymskie* von Mickiewicz unter dem Titel *Bilder aus der Krimm*.

Auf Schwabs Hinwendung zum Werk Mickiewiczs haben sich mehrere Faktoren befruchtend ausgewirkt. Als literarischer Vorkämpfer für Freiheit und Menschenwürde stand er im Mittelpunkt des deutschen Interesses für polnische Literatur, galt in deutschen Landen auch als Symbolfigur der damaligen polnischen Emigration. Dies führte dazu, daß er auch im schwäbischen Dichterkreis bekannt war, daß sich mit seinen Werken auch Schwabs Dichterefreunde, z. B. Kerner, Lenau, auseinandergesetzt haben. Trotzdem haben nicht sie, sondern ein bisher völlig verschwiegener 25jähriger polnischer Exulant Onufry Korzeniowski zur translatorischen Beschäftigung Gustav Schwabs mit dem Werk Adam Mickiewiczs den entscheidenden Anstoß gegeben. Nach dem gescheiterten Novemberaufstand, an dem Korzeniowski als Artilleriehauptmann teilgenommen hatte, hielt er sich auf seinem Emigrations-

weg nach Frankreich im Januar 1832 in Stuttgart auf, wo er Bekanntschaft mit Gustav Schwab und Gustav Pfizer schloß.

Unter dem mächtigen Eindruck der patriotischen Aussagekraft von Mickiewiczs Poem *Konrad Wallenrod* trug sich damals der junge polnische Offizier mit dem Gedanken, dieses Werk ins Deutsche übersetzen zu lassen. Wie sehr dies sein Herzensanliegen war, enthüllt die Tatsache, daß er von Anfang seines Exilweges an sich jede Mühe gab, einen Übersetzer zu finden, der ein hohes Niveau einer deutschen Übertragung garantierte. Noch bevor Korzeniowski Stuttgart erreichte, hatte er sich während seines Aufenthaltes in Ulm an den Rektor des dortigen Gymnasiums, Georg Moser, gewandt, der angeblich Polnisch konnte und sich bereit erklärte, *Konrad Wallenrod* ins Deutsche zu übersetzen. Nachdem jedoch Korzeniowski im Laufe der Zeit zur Erkenntnis gelangt war, daß das dichterische Können Mosers mit dem Schwabs und Pfizers nicht zu vergleichen war, richtete er sich an den damals von den drei erwähnten Polenfreunden wohl am meisten geschätzten Schwab. Onufry Korzeniowski beklagte sich über die schwache französische Übertragung *Konrad Wallenrods* und erwartete von dem schwäbischen Dichter, daß er die Schönheit des Originals mit Kraft und Kunstfertigkeit wiedergebe.



Sophie, Emmy und Gustav Schwab (1792–1850).
Daguerreotypie im Besitz der Nachkommen.

Schwab ging auf den Vorschlag Korzeniowskis ein und entschloß sich, das bekannte polnische Poem ins Deutsche zu übersetzen. Diese seine ursprüngliche Absicht ließ er aber fallen, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß zwei andere deutsche Editionen dieser Dichtung in Vorbereitung waren: eine Leipziger und eine Stuttgarter Ausgabe.

Da in der französischen Ausgabe, die Schwab samt der polnischen Version Konrad Wallenrods von Onufry Korzeniowski bekommen hatte, neben Wallenrod auch zwei weitere Werke von Mickiewicz enthalten waren – *Farys* und *Sonety Krymskie* –, so läßt sich der erste Grund feststellen, warum der Stuttgarter Dichter sich den Sonetten zuwandte. Die zweite Prämisse läßt sich aus dem Titel dechiffrieren, den der schwäbische Übersetzer seiner Übertragung gegeben hat: *Bilder aus der Krimm*. Das ursprünglich politische Interesse, von dem Schwab in seiner Beschäftigung mit Mickiewicz ausgegangen war, mußte zurücktreten, als er erkannte, daß in *Sonety Krymskie* wahrhaft unvergängliche Dichterworte erklangen. Die Bezeichnung Sonett wurde von dem Übersetzer deswegen vermieden, weil er einerseits in einigen Fällen von der Sonettform abgewichen war, andererseits aber mit seiner eigenen Titelfassung den eigentümlichen Charakter dieser Dichtung hervorheben wollte, der auch ihn als Romantiker auf besondere Weise angesprochen hat. Der Titel *Bilder*

aus der Krimm heißt nämlich Wiedergabe der großartigen Natureindrücke, der wild-romantischen, riesigen und prachtvollen Naturszenen der Kaukasuslandschaft.

Obwohl sich mehrere Entstehungsgründe dieser Übertragung klären lassen, kann weiterhin die Frage nicht beantwortet werden, wer dem Stuttgarter Übersetzer bei seiner translatorischen Arbeit geholfen hat. Sicherlich nicht Onufry Korzeniowski, der nicht Deutsch konnte und den Briefwechsel mit Schwab in französischer Sprache führen mußte. Ging der Weg über die französische Übersetzung, über die Schwab verfügte, dann muß desto mehr das dichterisch-translatorische Einfühlungsvermögen des Übersetzers betont werden. Wie die damaligen Rezensionen über die *Bilder aus der Krimm* zeigen, wurde das Werk von Adam Mickiewicz mit Lob überschüttet, wozu selbstverständlich die gelungene Übertragung beigetragen hat. Um an diese vergessene Leistung des schwäbischen Dichters zu erinnern, sei hier wenigstens stichprobenweise das Sonett *Czadyrdah* in der Version von Gustav Schwab angeführt:

Czadyrdah, das Gebirge Mirza

*Zitternd schlingt um deiner Felsen Fuß den Arm der
Muselmann,
Riesenmast der Krimm, Czadyrdah, Minaret der Erde,
Chan
Aller Berge! du, der mitten durchs Gestein am Horizont
Aufsteigst, wo die Wolk' alleinig mit dir in den Lüften
thront.*

*Sitzest an des Himmels Pforten eine Gabrielsgestalt,
Die den Garten Edens hütet; umgeschlagen einen Wald
Trägest du als schwarzen Mantel, deinen Wolkenturban
stickt,
Blitzgeschwader – Janitscharen von dem Schrecken ausgeschickt.*

*Mag auf uns die Sonne brennen, decken uns der Wolke
Nacht,
Heuschreck' an den Saaten zehren, Häuser sengen Giaurenmacht,
Immer taub und unbeweglich raget deine Felsenpracht.*

*Aufrecht zwischen Erd' und Himmel, stehst, der Schöpfung
Dollmetsch, du,
Länder, Menschen, Blitze schmiegen sich an deiner Füße
Ruh,
Und du hörst dem Zwiegespräche Gottes mit dem Weltall
zu.*

Auch Sophie Schwab, die Gattin des Dichters, darf hier nicht unerwähnt bleiben, wird man sich ihrer Bemühungen um das Los der polnischen Exulanten bewußt. Während nämlich die polenfreundliche Atmosphäre im Weinsberger Haus Justinus Kerners vor allem dank den Jugenderinnerungen seines Sohnes Theobald aus dem Buch *Das Kernerhaus und seine Gäste* bekannt ist, gibt es keine Aussagen solcher Art, die eine ähnliche Atmosphäre im Stuttgarter Haus Gustav Schwabs belegen könnten. In der Fürsorge für die durchreisenden Polen war die Familie Kerner in ganz Württemberg sicherlich unübertroffen; aber daß die Sache Polens ein Herzensanliegen auch in der Schwabschen Familie war, ist daraus zu schließen, daß sich auch Sophie Schwab an den Arbeiten des Stuttgarter Frauen-Polenvereins beteiligte. Solche Frauen-Polenvereine wurden unabhängig von den Männer-Polenvereinen gegründet und konzentrierten sich im Gegensatz zu den Männervereinen nicht so sehr auf die Politik, sondern auf die karitative Tätigkeit. Karitativ-philanthropischen Charakter trug auch die Tätigkeit des polenfreundlichen *Komitees Stuttgarter Frauen*, deren *Aufforderung (. . .) an die Frauen und Jungfrauen Württembergs zur Mitwirkung bei der Durchführung einer Lotterie zugunsten der durchreisenden polnischen Flüchtlinge* auch von Sophie Schwab unterzeichnet wurde, was ein beredtes Zeugnis für ihre propolnische Einstellung und Aktivität gibt.

Sophie und insbesondere ihr Mann Gustav gehörten zu den eifrigsten Verfechtern der polnischen Sache und ließen den Flüchtlingen jede mögliche Hilfe angedeihen. Dies bestätigen auch Briefe von Onufry Korzeniowski an Gustav Schwab, aus denen eindeutig hervorgeht, daß Schwabs Hilfe mehrmals in Anspruch genommen wurde. Dafür hat der junge polnische Offizier den befreundeten schwäbischen Dichter mit einem Porträt Joachim Lelewels bedacht, der der Präsident des Polnischen Nationalkomitees in Paris war.

Gustav Schwab hat durch seine lebhafteste Anteilnahme an den propolnischen Veranstaltungen den württembergischen Polenenthusiasmus in wesentlichem Maße mitgestaltet und in feurigen Worten zum konkreten Einsatz für das polnische Volk ange-regt. Trotzdem hat man bisher die Polenfreundschaft der schwäbischen Romantik in erster Linie mit Ludwig Uhland als dem unbestrittenen Führer der württembergischen Polenbewegung und mit Justinus Kerner als dem bekanntesten schwäbischen Gastgeber für die Polen assoziiert. Gustav Schwab

blieb dagegen im Schatten seiner anerkannten Dichterfreunde, obwohl sein Beitrag – auch zu den literarischen deutsch-polnischen Beziehungen – keinesfalls geringer ist. Er umfaßt immerhin drei Polenlieder und die erste deutsche Übersetzung von *Sonetty Krymskie*. Besonders die *Bilder aus der Krimm* setzen Schwabs polonophiles Werk an die Spitze der literarischen Leistungen, die die damalige Polenwelle hervorgebracht hat. Diese Ausgabe war nämlich die erste größere Gedichtauswahl Mickiewiczs, die in die deutsche Öffentlichkeit Eingang gefunden hat. Obwohl der Name Mickiewicz schon etwas bekannt war, konnte der deutsche Leser eigentlich erst jetzt seine hohe Meinung mit dem poetischen Talent des polnischen Dichters konfrontieren.

Der zu Unrecht vergessene Gustav Schwab stellte seine Feder mehrmals in den Dienst der Tagesfragen. Das war auch der Fall, als die Polen, *Des Völkerschicksals Abgesandte*, keine Opfer für die Ideale der Freiheit scheuten, denn – wie der schwäbische Dichter in einem seiner Briefe meinte – *die Polenflucht ist und bleibt eines der größten Ereignisse unserer Zeit!*



*Grabdenkmal für Sophie und Gustav Schwab auf dem
Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof.*

Andreas Meinrad von Au hinterließ in zahlreichen Pfarr- und Klosterkirchen Oberschwabens und auf der Zollernalb Fresken und Altargemälde. Von 1741 bis 1784, in einem Zeitraum von 43 Jahren, war er ein vielgefragter und einer der bedeutendsten Maler dieser Region. In der Kunstgeschichte galt er lange Zeit nur als einfacher Handwerker. Neben berühmten Malern wie Cosmas Damian Asam, Gottfried Bernhard Göz, Januarius Zick oder Johann Baptist Zimmermann geriet er zunehmend in Vergessenheit. Meinrad von Au wirkte in Hailerloch (1748–1751 und 1754), Pfullendorf (1750/1751), Kloster Wald (1753), Sigmaringen (1758–1760), Zwiefalten (1764–1766), Meßkirch (1770–1774), Otterswang, Kreis Biberach (1778/1779) und Rot an der Rot (1780), um nur die wichtigsten Orte seines Schaffens zu nennen.

Anlässlich des 200. Todesjahres zeigt seine Heimatstadt Sigmaringen vom 16. Mai bis zum 19. Juli 1992 in der Alten Schule Aquarell- und Ölskizzen sowie Tafelblätter des Künstlers. Großfotos sollen einen Eindruck von seinen Fresken vermitteln. In die Werkschau einbezogen wird die Sigmaringer Pfarrkirche St. Johann Evangelist. Die Ausstellung, zu der auch ein Katalog mit neuen Forschungsergebnissen und einem Werkverzeichnis erscheint, soll dazu beitragen, Meinrad von Au neu einzuordnen und neu zu beurteilen.

*Geboren 1712 in Sigmaringen,
ausgebildet in Riedlingen, Wien und Augsburg*

Über die Jugendjahre Meinrads von Au, der am 28. November 1712 in Sigmaringen geboren worden ist, weiß man nichts. Anzunehmen ist, daß der junge Andreas Meinrad bei seinem Stiefvater Johann Joseph Veesser die technische Grundausbildung für das Malerhandwerk erhielt. Sein leiblicher Vater, Franz Anton von Au, war schon 1715 verstorben¹. Da es in Sigmaringen keine Kunstmaler und keine eigene Malerzunft gab, muß sich Meinrad von Au an anderen Orten über das elementare Können hinaus weitergebildet haben. Vermutlich ging er um 1730 nach Riedlingen. Das vorderösterreichische Städtchen beherbergte im 18. Jahrhundert einige berühmte Künstler². So hatten zum Beispiel der Riedlinger Joseph Ignaz Wegscheider und der in Wangen geborene Franz Joseph Spiegler hier

ihre Malerwerkstätten. Archivalien über einen Aufenthalt Meinrads von Au ließen sich bisher nicht finden. Stilvergleiche und Übernahmen einzelner Kompositionen und Figurengruppen lassen doch darauf schließen, daß er eine Zeitlang als Schüler und Geselle bei F. J. Spiegler gearbeitet hat³. Auch das Kolorit ist weitgehend dem des Wangener Malers verwandt: Reine starke Farben sind selten. Mit Vorliebe benutzte Meinrad von Au Erdfarben in allen Braunabstufungen, Ocker und – zum Betonen von Figuren oder Gruppen – Grün-, Rot- und Blau-Töne. Wahrscheinlich erhielt Meinrad von Au 1764 von den Zwiefalter Benediktinern den Auftrag, die Fläche über der Orgelempore und die noch nicht bemalten Gewölbefelder über den Seitenkapellen und den Emporen im Langhaus zu freskieren, weil er bei Spiegler gelernt hatte. Es lag sicherlich im Interesse der Zwiefalter Mönche, einen Künstler zur Fertigstellung ihrer Klosterkirche zu holen, der sowohl im Kolorit als auch im Kompositionellen den Werken F. J. Spieglers nahestand.

Von Joseph Ignaz Wegscheider übernahm Meinrad von Au dunkel beschattete Rückenfiguren, die meist als Bildmittler oder Beobachter der einzelnen Szenen eingesetzt wurden. In der St. Mauritiuskirche in Langenenslingen (1754) treten sie zum ersten Male auf und sind dann bis zu seiner letzten Kirchengemälde in Hechingen (1781) in seinem gesamten Oeuvre zu finden.

Nach der Lehrzeit in Riedlingen kehrte Meinrad von Au noch nicht in seine Heimatstadt zurück. Sein Weg führte ihn in die Kunstmetropole Wien. Dort immatrikulierte er sich am 6. September 1735 an der Akademie der Bildenden Künste für Malerei und Architektur: *Von Au Meinradus, aus Schwaben, ein Mahler*⁴. In Wien versammelte sich hauptsächlich um Paul Troger (1698–1762) ein großer Schülerkreis. Die Wiener Schule war anfänglich von italienischen Vorbildern beeinflusst, entwickelte sich aber selbständig weiter. Die Frage, ob Meinrad von Au zum direkten Schülerkreis Trogers gehörte, kann beim augenblicklichen Stand der Forschung nicht beantwortet werden. In seinen Werken greift von Au jedoch immer wieder auf Vorlagen Paul

Pfullendorf, St. Jakob: Verehrung des Stadt- und Kirchenpatrons St. Jakob durch die Geistlichkeit, den Magistrat und das Volk. Chorfresko von 1750.



patrono
deposito
decorata

re Des
sacra

Sanctus
Sufficit

Cor Dom
M.L.

Sanctus
Sufficit

Sanctus
Sufficit

Sanctus
Sufficit



Haigerloch, St. Anna-Wallfahrtskirche: die hl. Anna, die drei Marien und die Heilige Sippe. Fresko in der Vierungskuppel, 1754, von Andreas Meinrad von Au.

Trogers zurück, zum Beispiel im Schiffs- und Chor-fresko der Sigmaringer Pfarrkirche St. Johann.

1740 kann Meinrad von Au wieder in Sigmaringen nachgewiesen werden⁵. Vor seinem ersten großen Auftrag in Haigerloch (1748) begab sich der junge Maler wahrscheinlich noch einmal auf Wanderschaft, um berühmte Künstler zu studieren. Sein Reiseziel war wohl Augsburg. Johann Georg Bergmüller (1688–1762) leitete dort von 1730 an die Akademie und zog einen großen Schülerkreis in die Stadt⁶. Augsburg war zudem als Zentrum der Kupferstich-, Buchdrucker- und Goldschmiedekunst weit über die Grenzen bekannt. Meinrad von Au konnte für seine Vorlagenmappe hier einiges zusammentragen. Die Freskanten besaßen meist Sammlungen an Zeichnungen, Ölskizzen und Druckgraphiken anderer Künstler, aus denen sie für ihre eigenen Aufträge Kompositionen oder altbewährte Motive übernehmen konnten. Wer eine reichhaltige Vorlagenmappe besaß, galt bei den Zeitgenossen als gebildet. Der erste künstlerische Nachweis in der Heimat Meinrads von Au stammt aus dem Jahr 1741: Er hatte eine Skizze für das

Deckenfresko St. Mauritius in Harthausen auf der Scher angefertigt; die Rückseite des Entwurfs ist datiert und signiert.

Der erste Großauftrag:

Die Ausmalung der Haigerlocher Schloßkirche

1748 holte Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen Andreas Meinrad von Au nach Haigerloch, um die dortige barockisierte Schloßkirche mit Fresken und Tafelblättern auszustatten. Der Fürst hatte seine Residenz wegen Lehensstreitigkeiten mit den Habsburgern nach Haigerloch verlegt. Er bewies Vertrauen in den noch unbekanntem Künstler, der wohl durch seine Studienreisen als gebildet und erfahren galt. Die Fresken beziehen sich meist auf die Namenspatrone der Kirche.

In der Haigerlocher Schloßkirche hatte Meinrad von Au erstmals die Möglichkeit, verschiedene Bildkompositionen für die großen Gewölbeflächen des Chores und des Kirchenschiffs zu wählen. Er gestaltete jedes einzelne Thema in einer anderen Art und Weise. Bei der Christophorus-Legende im

südlichen Kuppelfresko des Langhauses untergliederte er das Gewölbe mit Hilfe der Architekturmalerei, wie er sie bei J. I. Wegscheider und J. G. Bergmüller zum Beispiel gesehen hatte. Die Katharinenlegende im nördlichen Kuppelfresko dagegen komponierte er um den Bildrand herum. Die Mitte blieb frei für die himmlische Zone. In Wien hatte er diese Variante bei Paul Troger und Johann Michael Rottmayr studiert. In der Haigerlocher Schloßkirche setzte Meinrad von Au all das um, was er in den letzten Jahren gelernt hatte. Die Fresken in den Seitenkapellen und die Altarblätter lassen deutliche Anklänge an seine Lehrjahre in Riedlingen, Augsburg und Wien erkennen.

Im Anschluß an Haigerloch malte von Au die Pfarrkirche St. Jakob (1750/1751) in Pfullendorf aus. Die damals freie Reichsstadt kann als Beispiel für die herausragende Bedeutung der Wallfahrt im 18. Jahrhundert aufgeführt werden. Die Wallfahrt hatte in ihrer Entwicklungsgeschichte in der Gegenreformation und im Barock ihren Höhepunkt erreicht. Unübertroffen waren dabei die Marienwallfahrten, die meist aus viel älterer Zeit stammten, jedoch nach dem Dreißigjährigen Krieg neu auflebten oder neu entstanden. Der lange Krieg hatte die Fernwallfahrten nach Rom, Jerusalem oder Santiago de Compostela unterbrochen. In den süddeutschen Landschaften entwickelten sich daher neue Wallfahrtsorte. Das 18. Jahrhundert war der Wallfahrt gegenüber noch sehr aufgeschlossen. Die bildende Kunst hatte zum Ziel, die Glorie der katholischen Lehre den Gläubigen nahezubringen

und zu verbreiten. Die diesseitige Welt sollte mit der jenseitigen in Form, Bewegung, Licht und Farbe ineinander verschmelzen. Im Zeitalter des Barock gingen Sein und Schein ineinander über, himmlische Gestalten wie Heilige und Engel sollten für den Betrachter in greifbare Nähe rücken.

Pfullendorf: Theatralische Malerei in St. Jakob

Das Pfullendorfer Chorfresko Meinrads von Au gibt für all dies ein Beispiel: Dargestellt ist der Sarkophag des Kirchen- und Stadtpatrons Jakobus des Älteren. Über einer Säulenarchitektur wölbt sich eine gemalte Kuppel. Das Auge wird von der gebauten Architektur durch die Illusionsmalerei in die gemalte Architektur geführt. Von zwei Säulen flankiert, thront in der Mitte der hl. Jakob auf einer Wolke über dem Sarkophag. Unter ihm haben sich selbstbewußt auf der linken Seite der Klerus Pfullendorfs, auf der rechten der Magistrat der Stadt versammelt. In der unteren Bildzone sind Pilger und Hilfesuchende zu sehen. Um dem langen und beschwerlichen Weg nach Santiago de Compostela in Spanien zu entgehen, holten sich die Pfullendorfer die Wallfahrt des hl. Jakobus in ihre eigene Stadt. Die gesamte Szenerie wird von Engeln freigegeben, die einen schweren, grünen Brokatvorhang aufziehen. Das Geschehen gleicht einem Auftritt im Theater. Das sogenannte «*theatrum sacrum*» wurde im 18. Jahrhundert bevorzugt als Gestaltungsmittel benutzt. Auch Meinrad von Au griff darauf immer wieder zurück, zum Beispiel in



Zwiefalten, heutige Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Unserer Lieben Frau von Zwiefalten: Maria, die Tischgenossin des seligen Abtes Hostradus, 1764.



Meßkirch, Pfarrkirche St. Martin im Chorfresko, um 1771. Die Gläubigen konnten in der Messe die himmlischen Ereignisse aus nächster Nähe wie auf einer Bühne beobachten und verstehen.

Im Kirchenschiff der Pfullendorfer Pfarrkirche St. Jakob und in den beiden Seitenkapellen stellte Meinrad von Au den Freudenreichen, Schmerzhafte und Glorreichen Rosenkranz dar. Die Gottesmutter wurde seit dem Seesieg der christlichen Flotte über die Türken bei Lepanto am 7. Oktober 1571 als «auxilium christianorum», als Helferin der Christenheit, in der Lauretanischen Litanei angerufen. Der glückliche Ausgang der Schlacht wurde dem Rosenkranzgebet und somit der Hilfe Mariens zugesprochen.

Ein sehr reichhaltiges ikonographisches Marienprogramm findet sich 1751 in der Wallfahrtskirche Maria Schray in Pfullendorf. 1751 malte Meinrad von Au das Marienheiligum aus. Die Wallfahrt war dort stark angewachsen, nachdem 1748 die Bruderschaft zur Unbefleckten Empfängnis Mariens errichtet worden war. Meinrad von Au muß bei der reichen Symbolsprache ein Großteil der Autorenschaft zugesprochen werden. Er entnahm die Mariensymbolik zum Teil aus theologischer Erbauungsliteratur, die sich im 17. und 18. Jahrhundert verstärkt der Immaculatio Conceptio, der unbefleckten Empfängnis, gewidmet hatte. Auch in der bildenden Kunst, in der Malerei wie in der Bildhauerei und Plastik, setzten sich die verschiedenen Künstler mit Vorliebe mit der Darstellung der reinen, makellosen Jungfrau Maria auseinander⁷.

*Weitere Stationen im Schaffen Meinrads von Au:
Kloster Wald, Haigerloch, Meßkirch und Otterswang*

Nach Pfullendorf bekam der inzwischen viel beschäftigte Künstler 1753 den Ruf in das Zisterzienserinnenkloster Wald. Statt einzelner Jochfelder hatte Meinrad von Au im Schiff ein großes Spiegelgewölbe auszumalen. Das Thema beschäftigt sich mit einem Geschehen aus der Geschichte der Zisterzienser. Humbelina, die Schwester des Ordensgründers Bernhard von Clairveaux, besucht mit ihrem Gefolge ihren Bruder vor der Klosterpforte und versucht erfolglos, ihn ins weltliche Leben zurückzulocken. Von Au benutzt hier zum ersten Male einen Architekturbogen, der die himmlische Welt von der irdischen trennt.

Meßkirch, St. Martin: Glorie des hl. Martin. Hauptfresko im Kirchenschiff, um 1773 geschaffen von Andreas Meinrad von Au.



Meßkirch, St. Martin: Mantelteilung, Kartusche im Gewölbezwickel (Langhaus, nördliche Seite); um 1773.

Sein nächster großer Auftrag war die Freskierung der von Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen gestifteten Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch. Das Langhausfresko gleicht einem riesigen Stifterbild: Der Fürst vertraut seine Kirche dem Schutze der hl. Anna an. In der St.-Anna-Kirche wird deutlich, daß sich Meinrad von Au immer mehr von vorgegebenen Motiven aus seiner Studienzeit löst und zunehmend eigene Ideen selbständig verarbeitet. Das Fresko im Querhaus stellt die Heilige Sippe dar. Im Zentrum des Bildes wird die Trinubiumslegende (dreimalige Heirat Annas) erzählt: Anna weist mit ihrer rechten Hand auf Maria, die aus erster Ehe mit Joachim hervorging. Mit der linken zeigt Anna auf ihre Tochter Maria Kleophas, die aus ihrer zweiten Ehe mit Kleophas stammt, und auf Maria Salome aus ihrer dritten Ehe mit Salomas. Um den Freskorand sind Personen aus dem Alten und Neuen Testament gruppiert, die alle in verwandtschaftliche Beziehung zu Anna gebracht werden.

1758 bis 1760 war Meinrad von Au in seiner Heimatstadt Sigmaringen mit der Ausmalung der Pfarrkirche St. Johann beschäftigt. Danach begann





Otterswang, St. Oswald: der Kirchenpatron als Wohltäter. Fresko über der Orgelempore, 1778.

Linke Seite: Otterswang, St. Oswald: hl. Margareta, südlicher Nebentaltar, Öl auf Leinwand, 1778/1779.

er 1764 mit der Freskierung über der Orgelempore in der Zwiefalter Klosterkirche. In einem der Emporenfresken der Seitenschiffe datierte und signierte er 1766. Die Bilder stellen Szenen aus dem Leben Mariens dar und Zusammenhänge zwischen der Gottesmutter und den Benediktinern. Ein theologisches Programm, mit dem den Künstlern die Gestaltung der Fresken vorgeschrieben wurden, ist für Zwiefalten zum Teil noch erhalten⁸. Gerade in Zwiefalten werden die Werke Meinrads von Au kaum beachtet, da das Hauptinteresse der Kunst Franz Joseph Spieglers gilt, der das Bild im Hochaltar und die Ausmalung der riesigen Kuppeln geschaffen hat. Doch lohnt es sich, auch die kleineren Darstellungen Meinrads von Au zu betrachten.

Ungewöhnlich erscheint zunächst der Auftrag für Meinrad von Au in Meßkirch. 1770 soll er als Architekt die Barockisierung der spätgotischen Kirche leiten. Zudem ist er für die gesamte künstlerische Innenausstattung zuständig. *Der Malherer Künstler und Des Bauwesens wohl Verständiger, In der Baukunst wie in der Malherer gleich vortrefflich erfahren*⁹, wird

der Sigmaringer in den damaligen Bauakten beschrieben. Da von Au in Wien Malerei und Architektur studiert hatte, ist anzunehmen, daß er Kenntnisse im Bauwesen hatte und diese auch selbstbewußt darlegte. Außer Meßkirch weiß man keine Kirche, in der Meinrad von Au als Architekt mitgewirkt hat. Der Zeitgeschmack hatte sich inzwischen geändert. Der Klassizismus löste nach und nach den Spätbarock ab. Das wird auch in den Werken Meinrads von Au in Meßkirch spürbar. Der Kirchenraum wirkt saalartig; die Fresken sind wieder in einzelne Joche unterteilt und in ihrem Aufbau klarer und übersichtlicher. Der Klassizismus verzichtete auf überflüssige Details. Nur im Chorfresko zeigt von Au dem Betrachter in barocker Manier das Abendmahlsgeschehen gleich einem theatrum sacrum. Ein Heilighimmel ist im Hauptfresko des Langhauses dargestellt. Der hl. Martin, der Patron der Kirche, steht mit weit ausgebreiteten Armen auf einer Wolke und wird von Engeln in den Himmel emporgetragen, wo die Hl. Dreifaltigkeit ihn erwartet. Halbkreisförmig sind

verschiedene Heilige, die im 18. Jahrhundert beliebt waren, angeordnet. So sind auf der rechten Seite unter dem hl. Martin auf einer Wolke die Heiligen Margareta, Katharina und Barbara mit ihren Symbolen zu sehen. Daneben ist der im Barock häufig anzutreffende Johann Nepomuk zu erkennen. Er erlitt sein Martyrium, weil er vor König Wenzel in Prag das Beichtgeheimnis nicht brach. Der König ließ ihn über die Brücke in die Moldau werfen. Als Märtyrer wurde er schon bald nach seinem Tode verehrt. Heiliggesprochen wurde er erst 1729, nachdem man 1719 beim Öffnen seines Grabes die Zunge unverwest vorgefunden hatte¹⁰. Am linken Bildrand ist Petrus mit dem Himmelsschlüssel in der Hand zu sehen. Er tritt hier als Bildmittler auf. Sein Blick ist auf den Betrachter gerichtet. Mit seiner Rechten zeigt er auf die Glorie des Kirchenpatrons. 1778 und 1779 arbeitete Meinrad von Au in der Pfarrkirche von Otterswang, die seit 1423 bis zur Säkularisation 1803 zu dem benachbarten Prämonstratenserkloster Schussenried gehörte. Die Themen beziehen sich auf den Patron der Kirche, den hl. Oswald. In Otterswang wird der neue Zeitgeschmack noch deutlicher. Das Chorfresko ist zwar wie in Meßkirch noch völlig in seinem Pathos dem Barock verpflichtet, doch das Hauptfresko im Langhaus, das Oswald vor der Schlacht mit seinem heidnischen Gegner Penda zeigt, besticht durch seinen klaren und übersichtlichen Bildaufbau. Meinrad von Au beweist in Otterswang, daß er nicht starr an barocken Traditionen festhält. Er ist durchaus in der Lage, sich dem Stil der Klassizisten anzupassen.

*Das letzte bedeutende Werk
von Meinrad von Au: Rot an der Rot*

Als Meinrad von Au 1780 in die Prämonstratenserkloster nach Rot an der Rot gerufen wird, ist er 68 Jahre alt. Er wurde zur Ausmalung des Chores unter Vertrag genommen. Inhaltlich und kompositionell mußte sich der Künstler sicherlich an ein theologisches Konzept halten. Meinrad von Au wird in Rot völlig zu Unrecht vorgeworfen, sich an barocke Malerei zu klammern. Ein Vergleich mit Januarius Zick, der 1784 die Fresken im Langhaus schuf, ist nicht gerechtfertigt. J. Zick vertritt bereits eine andere Kunstrichtung als der hauptsächlich dem Barock verpflichtete Meinrad von Au.

Das Deckenfresko im Chor versinnbildlicht den Sieg des Ordensgründers der Prämonstratenser, des hl. Norbert, über die Leidenschaften und den Triumph der Ordensgelübde: Armut, Gehorsam, Keuschheit. Norbert sitzt in einem antik nachempfundenen Sonnenwagen und wird vom Eigensinn, der unter dem Joch des Wagens gezähmt wird, gezogen.

Nach seinem letzten Auftrag zu einer Kirchengemälde in der Stadtkirche Hechingen (1781), in der nur noch drei Fresken Meinrads von Au erhalten sind, wird es still um den Künstler. Er stirbt am 3. Januar 1792 in Sigmaringen im Alter von fast achtzig Jahren¹¹.

Andreas Meinrad von Au schuf ca. 280 große und kleine Fresken und ca. 136 Tafelgemälde. Er entwickelte sich von seinem ersten Großauftrag in



*Rot an der Rot,
Pfarrkirche
St. Verena und
Mariä Himmelfahrt:
Triumph des
hl. Norbert über
die Leidenschaften.
Ausschnitt aus dem
Chorfresko; 1780
von Andreas
Meinrad von Au
geschaffen.*

Rot an der Rot,
St. Verena und
Mariä Himmelfahrt:
Engelgruppe.
Ausschnitt aus dem
Deckenfresko über
dem Hochaltar mit
der Darstellung:
Übergabe des
Ordensgewandes
an den hl. Norbert;
1780.



Haigerloch (1748) bis zu seiner letzten bedeutenden Kirchengemälde in Rot an der Rot (1780) kontinuierlich weiter. In seinen frühen Werken sind die Einflüsse aus seiner Lehr- und Studienzeit am deutlichsten spürbar. Er vermag jedoch durchaus, sich dem wandelnden Zeitgeschmack anzupassen, was er vor allem in Meßkirch und Otterswang beweist. Die Sigmaringer Ausstellung, in der erfreulicherweise auch ein Selbstportrait des Malers und ein Portrait seiner zweiten Frau sowie ein bisher verlorenglaubtes Tafelbild zu sehen ist, das die Verehrung der Immaculata zum Inhalt hat und auf dem der Hl. Geist in Gestalt einer Frau dargestellt ist. Diese Ausstellung soll dazu beitragen, die Werke von Andreas Meinrad von Au unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten, ihn aus seinem Schattendasein herauszulösen und sein Oeuvre neu zu beurteilen.

Andreas Meinrad von Au –
Gedächtnisausstellung zum 200. Todesjahr.
Sigmaringen, in der Alten Schule
vom 17. Mai bis 19. Juli 1992.

Öffnungszeiten: mittwochs, samstags, sonn- und feiertags von 10–12 und 14.30–17.30 Uhr. Eintritt frei.

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit über hundert meist farbigen Abbildungen: DM 30,-; während der Ausstellung DM 25,-.

Veranstalter: Landkreis, Stadt und Gesellschaft für Kunst und Kultur, Sigmaringen.

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Hermann, Manfred: Zum Maler Franz Anton von Au (1672–1715) in Sigmaringen. In: Hohenzollerische Heimat 2 (1977), S. 18–20.
- 2 Ausführlich dazu: Aßfalg, Winfried: Riedlingen: ein Zentrum der Künstler, aber kein Kunstzentrum der Barockzeit (Teil 1). In: Schwäbische Heimat 4 (1990) S. 332–341. Und Teil 2 in: Schwäbische Heimat 1 (1990) S. 51–61.
- 3 Franz Joseph Spiegler hatte in Zwiefalten das Langhaus und den Chor mit Fresken versehen. Zu F. J. Spiegler: Pohl, Eva: Leben und Werk des «Historien- und Freskomalers» Franz Joseph Spiegler. Ein Beitrag zur Geschichte der süddeutschen Barockmalerei. Phil. Diss., Bonn 1952; Kolb, Raimund: Franz Joseph Spiegler 1691–1757. «Barocke Vision über dem See». Erzähltes Lebensbild und wissenschaftliche Monographie. Bergatreute 1991; ders.: Ein verkannter Künstler – Franz Joseph Spiegler zum 300. Geburtstag. In: Schwäbische Heimat 4 (1991) S. 329–336.
- 4 Der Name A. M. von Au wird im «dritten Alphabet vom 1. Oktober 1733 bis 1. Oktober 1736» im Immatrikulationsbuch der Bildenden Künste zu Wien aufgeführt.
- 5 Vgl. Anm. 1, S. 20.
- 6 Zu den bedeutendsten Schülern zählen: Johann Evangelist Holzer (1709–1740), Gottfried Bernhard Göz (1704–1774), Franz Martin Kuen (1719–1771).
- 7 Zur Ikonographie in Maria Schray: Buck, Ingeborg-Maria: Studien zu Andreas Meinrad von Au 1712–1792. Magisterarbeit Tübingen 1989.
- 8 Siehe: Kreuzer, Ernst: Zwiefalten. Forschungen zum Programm einer oberschwäbischen Benediktinerkirche um 1750. Diss. Phil. Berlin 1964, S. 99–127.
- 9 Zitat aus: Irtenkauf, Wolfgang: Meinrad von Au und der «Meister von Meßkirch». Zur Geschichte des Umbaus der Martinskirche um 1770. In: Hohenzollerische Heimat 3 (1981) S. 36.
- 10 Vgl. Wimmer, Otto/Melzer, Hartmann: Lexikon der Namen und Heiligen. Innsbruck – Wien – München 1982⁴, S. 440.
- 11 Literatur allgemein zu A. M. von Au: Wagner-Würz, Auguste: Meinrad von Au. Leben und Werk eines süddeutschen Rokokomalers. Phil. Diss., Hechingen 1936; Buck, Ingeborg-Maria: Vgl. Anm. 7.

Sechzig Jahre sind seit der Gründung einer für Württemberg in der ersten Jahrhunderthälfte einmaligen Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden vergangen. Da ist es wohl an der Zeit, sie aus dem Blickwinkel des Historikers durch einen ersten Bericht aus dem unverdienten völligen Vergessen zurückzuholen.

Anlaß erneuten Nachfragens und Suchens war Reinhold Nägeles hundertster Geburtstag 1984, der zwei große Ausstellungen und eine umfängliche Monographie hervorgebracht hat. Doch ist weder dort noch hier auf den Zusammenschluß *Freunde schwäbischer Graphik* auch nur hingewiesen worden; auf einen Kreis, dem Nägele von Anfang an und in bittersten Zeiten und sogar noch in der Emigration angehört hat. Zwar notiert der gemeinsame Ausstellungskatalog der Galerie der Stadt Stuttgart und der Staatsgalerie einmal den Trockenstempel der Vereinigung, jedoch verstümmelt oder falsch gelesen, jedenfalls unerkant und unaufgeschlüsselt; so vergessen ist diese Vereinigung sogar im führenden Kunst-Museum des Landes. Nur eine einzige Rezension der Nägele-Monographie – von Werner P. Heyd im *Schwarzwälder Boten* vom 18./19. August 1984 – sah diese Lücke, ohne freilich mehr mitteilen zu können; es ist auch eine Lücke im Wissen um das Verhältnis zweier schwäbischer Künstler zueinander: um die Jahrzehnte dauernde Freundschaft zwischen Reinhold Nägele und Paul Kälberer.



*Rückzug ins hohenzollerische Glatt
und Idee eines Graphikkreises*

1927 hatte sich der Stuttgarter Paul Kälberer in Ablehnung des bewegten, ihm allzu intrigentreich erscheinenden Kunstlebens der württembergischen Zentrale in das recht abgeschiedene hohenzollerisch-preußische Glatt unweit von Sulz am Neckar zurückgezogen. Kälberer gehörte jener Generation junger Künstler an, die, als kaum Achtzehnjährige eingezogen, den Ersten Weltkrieg als Soldat überlebt hatten und nun endlich – er nach vier Jahren als Frontsoldat und weiteren zwei schlimmen Jahren Kriegsgefangenschaft, die ihm ein lebenslanges schweres Asthmaleiden verursacht hatte – ein Studium hatten absolvieren können. Zum Zeitpunkt des Umzugs schon seit vier Jahren freier Maler und Graphiker, schlug sich Kälberer auf die Seite des früh von den Nazis angefeindeten *Deutschen Künstlerbundes* und – regional – des *Stuttgarter Künstlerbundes*, obwohl er hier eigentlich eher zur *Stuttgarter Sezession* gepaßt hätte. Der «Zeichenlehrer an Höheren Schulen», die staatlich institutionalisierte Kunsterziehung als Beruf, den die meisten seiner Akademiekollegen angestrebt hatten, erschien ihm als der Tod des eigentlichen Künstlers, als Lösung für kunsthandwerklich nicht unbegabte Pädagogen und Kunsthistoriker. Auch die Gründung einer Familie änderte seine Absicht nicht, keinen sogenannten Brotberuf zu ergreifen; als sein Ideal verstand Paul Kälberer gleichwohl nicht den bloß seiner Kunst lebenden freien Künstler, vielmehr einen, der es versteht, nahe den Menschen seiner Umgebung zu arbeiten und kleine Gruppen oder einzelne aus ihr zur Kunst hin zu erziehen; eher um Kunstverstehen zu erreichen, denn weitere Künstler heranzubilden. So war er von Anfang an gerne bereit, «Schüler» in seinem Glatter Ateliergebäude zu unterrichten, das überdurchschnittlich gut ausgestattet war, etwa auch mit Lithographie- und Radierpressen. Nicht einmal die rauhe Lebenswirklichkeit und die besonders harten Umstände gerade jener Jahre – die ersten Auswirkungen der beginnenden Weltwirtschaftskrise – vermochten ihn von seinen Vorstellungen abzubringen, indessen zu modifizierten Verwirklichungen dieser Prinzipien zu bestimmen und hinzuführen; und dazu gehörte die geplante Vereinigung.

1930 fand er mit seiner Idee eines Graphikkreises für

Reinhold Nägele
(rechts) und Paul
Kälberer in Glatt,
im Jahre 1964.



Linke Seite:
Trockenstempel der
«Freunde schwäbi-
scher Graphik»,
also FSG, kombiniert
in einem Kreis.
Ungefähr zweifach
vergrößert.

Künstler und Kunstfreunde bei Kollegen, Freunden der Akademiezeit, Mäzenen und Bekannten landauf landab genügend Resonanz, um diese Vereinigung auf die Füße zu stellen; ausschlaggebend war, daß er sich sofort auf die «ehrenamtliche» organisatorische Mitarbeit vieler Freunde stützen konnte, die im ganzen Land verstreut lebten und in den verschiedensten Berufen wirkten. Die Möglichkeit, Künstler, die seiner Vorstellung entsprachen, als Mitstreiter zu versammeln, gründete ebenso in Kälberers außerordentlicher Fähigkeit zur Freundschaft wie in seiner schnell erworbenen Reputation als Maler und Graphiker. So hatte er eben bei der Jury des Deutschen Künstlerbundes – zu der u. a. Altherr, Dix, Heckel, Hofer und Klee gehörten – für sein zur Sommerausstellung 1930 eingereichtes Ölbild *Rottweiler Narren* große Anerkennung gefunden – im Katalog war es denn auch abgebildet worden –; überdies hatte schon im selben Jahr eine französische Kunstzeitschrift mit fünf Abbildungen nach Ölgemälden auf ihn aufmerksam gemacht.

Die «Freunde schwäbischer Graphik»
vereinen seit 1931 Künstler und Kunstfreunde

Mit dem Januar 1931 konnte die öffentliche Arbeit der Vereinigung beginnen, die den Namen *Freunde schwäbischer Graphik* erhielt und ausdrücklich über

den Parteiungen der damaligen Künstlerverbindungen stehen sollte. Daß Paul Kälberer – Jahrgang 1896 – als einen der ersten den eigensinnigen Reinhold Nägele – Jahrgang 1884, wohnhaft in Stuttgart, Gründungsmitglied der Stuttgarter Sezession – hinzubat und zu gewinnen vermochte, das zeigt, wie er selbst Nägele einschätzte, und es zeigt ebenso, was Nägele von dem zwölf Jahre Jüngeren hielt. Dieser Kontakt begründete eine lebenslange Freundschaft. Außer diesen beiden gehörten als Künstler dazu: Peter Anton Gekle (geb. 1899, Stuttgart, Mitglied der «Gruppe 29» und des Stuttgarter Künstlerbundes), Wilhelm Geyer (1900, Ulm, Gründungsmitglied der Stuttgarter Neuen Sezession), Otto Groß (1898, Roth a. S., Stuttgarter Künstlerbund), Helmut Muehle (1902, Stuttgart, Sezession), Walter Ruß (1905, Stuttgart, 1930/32 Assistent an der Akademie), Peter Jakob Schober (1897, Stuttgart, Sezession, 1932 Assistent an der Akademie). Die zentrale Anlaufstelle übernahm der mit Kälberer seit der gemeinsamen Akademiezeit befreundete Studienrat Karl Köngeter vom Lehrerinnenseminar Markgröningen; die Geschäftsstelle führte Frau Els Völter in Stuttgart.

Als Hintergrund des süddeutschen Novums «Graphikkreis» sind auch andere Versuche der Schwaben zu sehen, nicht nur für einzelne Darstellungen Liebhaber zu finden, sondern durch ein Objekt grös-

ßeren Umfangs oder gar durch ein Kontinuum eine engere Verbindung zwischen Graphiker und Graphikerfreund zu schaffen. Dabei hatte sich herausgestellt, daß Stuttgart nicht zu jenen Zentren Deutschlands gehörte, in denen z. B. Folgen oder Mappenwerke originaler Graphik eine Chance besaßen. Nägele blickte auf vier wirtschaftlich ganz erfolglose Versuche dieser Art – zwischen 1910 und 1921 – zurück; Kälberer hatte 1928 eine Mappe *Horb* mit Originallithographien vorgelegt und aus Zorn über den äußeren Mißerfolg die ganze Auflage vernichtet und einen weiteren Zyklus *Volksmärchen* unvollendet gelassen und wieder aufgelöst. Reinhold Nägele, Christian Landenberger und Alexander Eckener – diese zwei waren Lehrer Kälberers an der Stuttgarter Akademie – hatten auch teil an einem gemeinsamen Unterfangen: an der *Mappe Schwäbischer Graphiker*, die im Mai 1924 in einer nummerierten Auflage von 50 Exemplaren mit sieben Originalgraphiken – außerdem von Heinrich Seufferheld, Wilhelm Laage, Erwin Schweitzer und Reinhold Weegmann – bei Hugo Matthäs in Stuttgart herauskam und – laut Vorwort – die erste von *in mehreren Folgen erscheinenden Veröffentlichungen* sein sollte; der ausbleibende Erfolg machte die Mappe zum singulären Versuch. Es ist keine Frage, daß Kälberer aus solchen *Fehlschlägen* gelernt hatte und nun dagegen diese für Württemberg und Hohenzollern neue Form eines Angebot und Nachfrage vermittelnden und kanalisierenden Künstler- und Interessentenkreises setzte, die Vereinigung *Freunde schwäbischer Graphik*. Als Vorbild für Organisation und Erfolg diente ihm der Zusammenschluß *Griffelkunst*, den er in Hamburg kennengelernt hatte.

Volksbildnerisches Ziel und Sicherung des freien Künstlers durch Direktverkauf

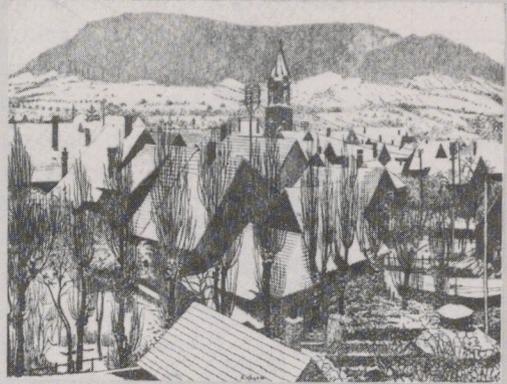
Bei den Vorüberlegungen im Jahr 1930 und bei der Durchführung von 1931 bis 1938 bzw. 1941 waren natürlich verschiedenste Aspekte wesentlich. Gewiß war das volksbildnerische Ziel – eine pädagogische Idee zu Beginn dieses Jahrhunderts, die zu mannigfaltigen Realisierungen drängte und noch in Kälberers späterer Bernstein-Schule nachklingen sollte –, nämlich möglichst viele, auch gerade «einfache Leute» zum Kunstverstehen und zur Kunst hin zu erziehen, dem nicht von ungefähr aufs Land gezogenen Paul Kälberer ganz außerordentlich wichtig. Zudem würde dies, selbst wenn nur in Ansätzen erreicht, die schwierige Existenz eines freien Künstlers endlich in einen anderen, von früheren Abhängigkeiten befreienden, weil festigenden Zusammenhang einfügen. Dieser Gedanke

fand seinen Niederschlag in der ersten von sechzehn *Richtlinien*, die sich die Vereinigung gab: *Die Vereinigung hat den Zweck, die Freude an der bildenden Kunst zu wecken und zu verbreiten. Sie will einerseits schwäbische Zeichner ohne Rücksicht auf Richtung oder Zugehörigkeit zu irgendeinem Künstlerverband, andererseits alle Freunde der Kunst, besonders auch weniger kaufkräftige, umfassen.*

Das für alle diese Künstler gleichermaßen Neue blieb jedoch der Sprung hinein in eine eigene «kaufmännische» Organisation. Die Vereinigung erreichte Interessenten in der Provinz, die nicht so ohne weiteres bei einem der Kunsthäuser der Hauptstadt einkauften, die sich sowieso den jüngeren Zeitgenossen nicht immer geneigt zeigten; sie bot auch die Graphiken beträchtlich billiger an als die Kunsthäuser und gewährleistete den Künstlern dennoch einen höheren Gewinn. Die *Freunde schwäbischer Graphik* – so wäre das unausgesprochen gebliebene Ziel der Vereinigung zu beschreiben – schlossen aufgrund eigener und wirksamerer Werbung den Zwischenhandel aus, erhöhten das Honorar der Künstler trotz erheblich niedriger Preise, erweiterten so den Abnehmerkreis und erhöhten dadurch nochmals das Einkommen der beteiligten Künstler.

Die so besonders preisgünstigen Graphiken durften darum nicht in den Handel kommen und sollten auch aus diesem Grund mit einem Stempel versehen sein. Dieser, ein Trockenstempel, der die drei Anfangsbuchstaben der *Freunde schwäbischer Graphik*, also FSG, in einem Kreis kombiniert, ist außerdem der einzige völlig zweifelsfreie Zeuge dafür, daß ein bestimmtes graphisches Blatt über diese Vereinigung verkauft wurde: leider ist es aufgrund mehrerer Indizien sehr wahrscheinlich, daß ihre Graphiken nicht alle und nicht stets so markiert worden sind. Nägeles Sohn Thomas berichtet im Katalog der Nägele-Ausstellungen 1984 über die Zeit nach 1933: *Ein Kreis der Freunde Reinhold Nägeles, von Alfred Mörike organisiert, verpflichtet diese zu einem Monatsbeitrag, der das Mitglied nach entsprechendem Zeitablauf zu einem Bild berechtigt.* Genau das war der für die *Freunde schwäbischer Graphik* seit 1931 geltende Modus; hier zahlte man im Monat als Mindestbeitrag RM 1.50 und konnte dafür nach drei Monaten aus einer Reihe von Graphiken ein Exemplar auswählen bzw. bestellen; selbstverständlich war eine «Mehrfach-Mitgliedschaft» möglich. Kälberer war damit übrigens nur einem damals üblichen Modell gefolgt, das er selbst über seine zeitweiligen Stuttgarter Mäzene, den Hahn-und-Kolb-Teilhhaber Sauter und dessen Architekten Schieber, seit etwa 1923 kannte.

PROF. ECKENER
PETER ANT. GEKLE
WILHELM GEYER
OTTO GROSS
PAUL KÄLBERER
HELMUT MUEHLE
REINHOLD NÄGELE
ALFRED REDER
PETER J. SCHOBER
H. STADELMAIER



R. NÄGELE

RADIERUNG

FREUNDE SCHWÄBISCHER GRAPHIK

AUSSTELLUNG DER
GESELLSCHAFT FÜR
ZEICHNENDE KÜNSTE

30. OKT. BIS 30. NOV. 1932
CRAMER-KLETTSTRASSE 4
GESELLSCHAFT FÜR ZEICHNENDE
KÜNSTE IN FRANKEN U. OBERPFALZ

GRAPHIK NR. 3

Titelblatt eines mehrseitigen Ausstellungsprospekts von 1932 mit den Namen der vereinigten Künstler und Reinhold Nägeles Radierung «Pfullingen».

*Reinhold Nägele von Anfang an
bei den «Schwäbischen Graphikern»*

Der erste zwischen 1930 und Anfang 1932 gedruckte, achtseitige Prospekt der Vereinigung räumt mit der Wiedergabe der eben damals radiereten Ansicht des winterlichen Pfullingen auf der Titelseite Reinhold Nägele die Spitzenstellung ein. Nägele war zugleich mit Abstand der Ältteste; erst nach dem erfolgreichen Start kam noch der erheblich ältere Alexander Eckener, Jahrgang 1870, hinzu, den Kälberer schon wegen seines Alters nicht dabei haben wollte, den er indessen aus Pietätsgründen nicht ablehnen mochte, war Eckener doch Leiter der Graphikklassse der Stuttgarter Akademie und damit Lehrer der meisten der hier versammelten Künstler gewesen. Mit Eckener wurde 1932 noch Hugo Stadelmaier – Jahrgang 1901, Tübingen – aufgenom-

men. Eine weitere Zuwahl, die nur durch die Künstlergemeinschaft möglich war, fand nicht statt; der Kreis der zehn Graphiker – Walter Ruß war inzwischen gestorben – veränderte sich seither nicht mehr. Weil bei einem entsprechenden Wachstum der Mitgliederzahl die Künstlergruppe sich vergrößern sollte, ist die konstant bleibende Größe des Kreises vermutlich auch ein Hinweis darauf, daß die Künstler ihre Vereinigung überschaubar und zuverlässig halten wollten, das heißt in den nun plötzlich gefährlich gewordenen Zeiten frei von Personen, die möglicherweise eine offene Meinungsäußerung innerhalb ihres Kreises in Frage stellen würden.

Der erwähnte Prospekt beschreibt in seinen sechzehn Richtlinien auch die Grundorganisation. Künstler und Vertrauensleute widmeten sich ihr ehrenamtlich. Die Mitglieder waren in Gruppen zu-



Oben: Peter J. Schober: Lithographie 1935. Die elf Graphiker – auch der gestorbene Walter Ruß – betätigen sich beim Drucken von Radierungen.

Unten: Peter Anton Gekle: Lithographie (1936?). Die «deutsche» Schrift muß kein Zugeständnis an die Machthaber sein, Gekle war der «Humorist» der Gruppe.



sammengefaßt, ein Vertrauensmann legte ihnen jedes Vierteljahr eine kleine Musterkollektion vor, nach der in freier Wahl ein Blatt bestellt werden konnte. Die Blätter waren von allen beteiligten Künstlern gemeinsam geprüft und ausgewählt, von Hand gedruckt und signiert. Die Vermutung, daß die Schwäbischen Graphiker, wie sie sich nun kurzerhand nannten, die Verbindung zu den Mitgliedern des Kreises durch die Versendung von Weihnachts- und Neujahrsgrüßen in originaler Graphik pflegten und jedes Jahr ein anderer lithographierender Künstler diese Aufgabe erhielt, wird durch zwei überlieferte Glückwünsche nahegelegt.

Die Vereinigung entwickelte ihre Aktivitäten vor allem in Württemberg und Hohenzollern; seit dem Frühjahr 1932 arrangierte sie z. B. hier eine Wanderausstellung mit etwa 50 Blättern. Im September 1933 stellten die Künstler ihre Arbeiten – wohl nicht ausschließlich ihre Produktion für die Freunde schwäbischer Graphik, aber unter dem Namen dieser Künstlergruppe – an sichtbarster Stelle aus: im Württembergischen Kunstverein in Stuttgart. Daß die «Freunde» auch außerhalb ihres Stammlandes in Erscheinung traten, dokumentiert ein erhaltener Einladungs-Prospekt der Gesellschaft für zeichnende Künste in Franken und Oberpfalz, der wieder Nägeles Pfullingen auf der Umschlagseite abbildet; diese Gesellschaft veranstaltete im November 1932 in Nürnberg eine Ausstellung eben der Freunde schwäbischer Graphik.

Nägele aus der Reichskulturkammer ausgestoßen – Kälberers Graphikkreis ist noch bis 1941 tätig

Zwar erlebte die Vereinigung erst nach der Machtergreifung Hitlers – die in diesem Kreis durchweg, sowohl von den Künstlern wie von ihren Freunden, negativ beurteilt wurde – ihren Höhepunkt; doch die unerfreulichen Auswirkungen der neuen politischen Situation auch auf die Künstler waren gleich spürbar und sichtbar. 1933 entstanden z. B. die letzten Radierungen Reinhold Nägeles; bekanntlich hat er seitdem nie wieder radiert. Nägele hielt sogar auf einer Radierung seine Sofort-Interpretation der neuen Zeit als einer Eiszeit fest, die auf einen zukomme und die es zu überstehen gelte: das scheinbar idyllische, von Motiv und Darstellungsart her ganz in Lokalkolorit getauchte Blatt *Doderers kriegten Kohlen* ist in der Platte unten links mit dem Tag der Machtergreifung datiert und mit dem – seitenverkehrten – Hakenkreuz und drei dicken schwarzen sargähnlichen Kreuzen davor versehen. Eine unübersehbare Anspielung! Vor den neuen Machthabern wird das Kreuz geschlagen wie vor dem Teufel,

und zwar gleich dreimal. Trotz des Ende Januar zu Ende gehenden Winters muß sich der Murrhardter Apotheker Doderer, wie eigentlich jeder vernünftige Bürger, mit genügend Kohlen eindecken, um während des zweifellos noch langen politischen Winters im eigenen Haus nicht zu erfrieren. Daß dieser Inhalt so nahtlos identisch ist mit der realistischen, mit jedem Detail in Nägeles Murrhardt beheimateten Erzählung von *Kohle und Winter* und zugleich völlig eins mit dem rein graphischen Element von schwarz und weiß, das macht diese Radierung zu einem künstlerischen Dokument außerordentlichen Ranges. Schon bald darauf hat Nägele übrigens den auch für Nazis allzu eindeutigen außerbildlichen Hinweis auf den immanenten politischen Sinn durch das Wegkratzen der drei Kreuze wieder zu kaschieren versucht. Noch konnte Reinhold Nägele freilich arbeiten, auch für die Vereinigung, obwohl er so schwarz für die Zukunft sah; außer Pfullingen gab er noch wenigstens sechs andere Radierungen in den Graphikkreis.

Höhepunkt der Vereinigung *Freunde schwäbischer Graphik* und äußerer Endpunkt zugleich ist 1937/38. Ihr Initiator Paul Kälberer erhielt in diesem Jahr auf der Weltausstellung in Paris für alle neun von ihm

ausgestellten Radierungen die *Goldene Medaille für Radieren*. Vermutlich mit eine Folge dieser auch im eigenen Land wahrgenommenen internationalen Wertschätzung Kälberers war das wiederholte Angebot, die vakant gewordene Leitung der Graphik-Klasse an der Stuttgarter Akademie zu übernehmen. Kälberer schlug dies noch am Tag des Angebots aus, trotz seiner pädagogischen Intentionen und trotz der Beobachtung, daß Fritz von Grävenitz, der Rektor der Akademie, der ihm das Angebot 1938 nochmals persönlich in Glatt unterbreitete, die Hochschule bisher gegenüber nationalsozialistischen Eingriffen einigermaßen abzuschirmen vermochte. Von dem in Stuttgart lehrenden, mit Kälberer befreundeten Heinrich Altherr, den nur seine Familie Jahr um Jahr von der schnell für notwendig gehaltenen Emigration abgehalten hatte, und der nun gleichwohl kurz vor der Auswanderung aus politischen Gründen stand, wußte er jedoch um die ständig wachsenden Spannungen.

Die Ereignisse hatten sich schon seit einiger Zeit überstürzt: 1936 wurde der Deutsche Künstlerbund verboten, am 30. Juni 1937 kam, nachdem kleinere diffamierende Ausstellungen schon seit 1933 stattgefunden hatten, der grundlegende Erlaß heraus



Reinhold Nägele: «Doderers kriegen Kohlen». Radierung, datiert auf den 30. Januar 1933, Maßstab 1:3.

zur Aussonderung deutscher Verfallskunst zum Zwecke einer Ausstellung, und schon am 19. Juli wurde die Ausstellung *Entartete Kunst* in München eröffnet. Von fast allen Jury-Angehörigen der Stuttgarter Künstlerbund-Ausstellung 1930, deren Ermunterung Kälberer damals so wichtig gewesen war, wurden nun Bilder in dieser verfemenden Ausstellung gehäuft; z. B. wurden hier Werke von Otto Dix unter dem Stichwort *Gemalte Wehrsabotage* gezeigt. Seitdem stand Paul Kälberers großes Weltkriegsbild, das er erstmals 1928 ausgestellt hatte, in seinem Haus zuhinterst mit dem Gesicht zur Wand in einer Abstellkammer, wo es nach seinem Tod wieder gefunden wurde. Nur wenig später – wohl nicht lange nach der Ausstoßung Reinhold Nägeles aus der Reichskulturkammer im Oktober 1937 – war Kälberer aufgefordert worden, Nägele aus seiner Vereinigung *Freunde schwäbischer Graphik* auszuschließen. Paul Kälberer dachte indessen nicht daran, sich dem zu fügen; er opferte nicht den Freund und Künstler, sondern die kleine, ihm liebgewordene Schöpfung. Freilich auf durchaus schwäbische Weise: Die Vereinigung stellte sofort jegliche nach außen in Erscheinung tretende Aktivität ein, existierte jedoch weiter, angeblich nur noch, um Rückstände zu erledigen, die sie aufgrund ihres Wahl- und Bestellsystems tatsächlich hatte. So fristete sie – laut Notizen Kälberers aus diesem Jahr – für die Künstler und die wirklichen Freunde noch bis zum Juli 1941 ein bescheidenes, in der Öffentlichkeit bald unbekanntes Dasein.

*Nach 1945: Wiederanknüpfen,
aber kein Wiederaufleben des «Graphikkreises»*

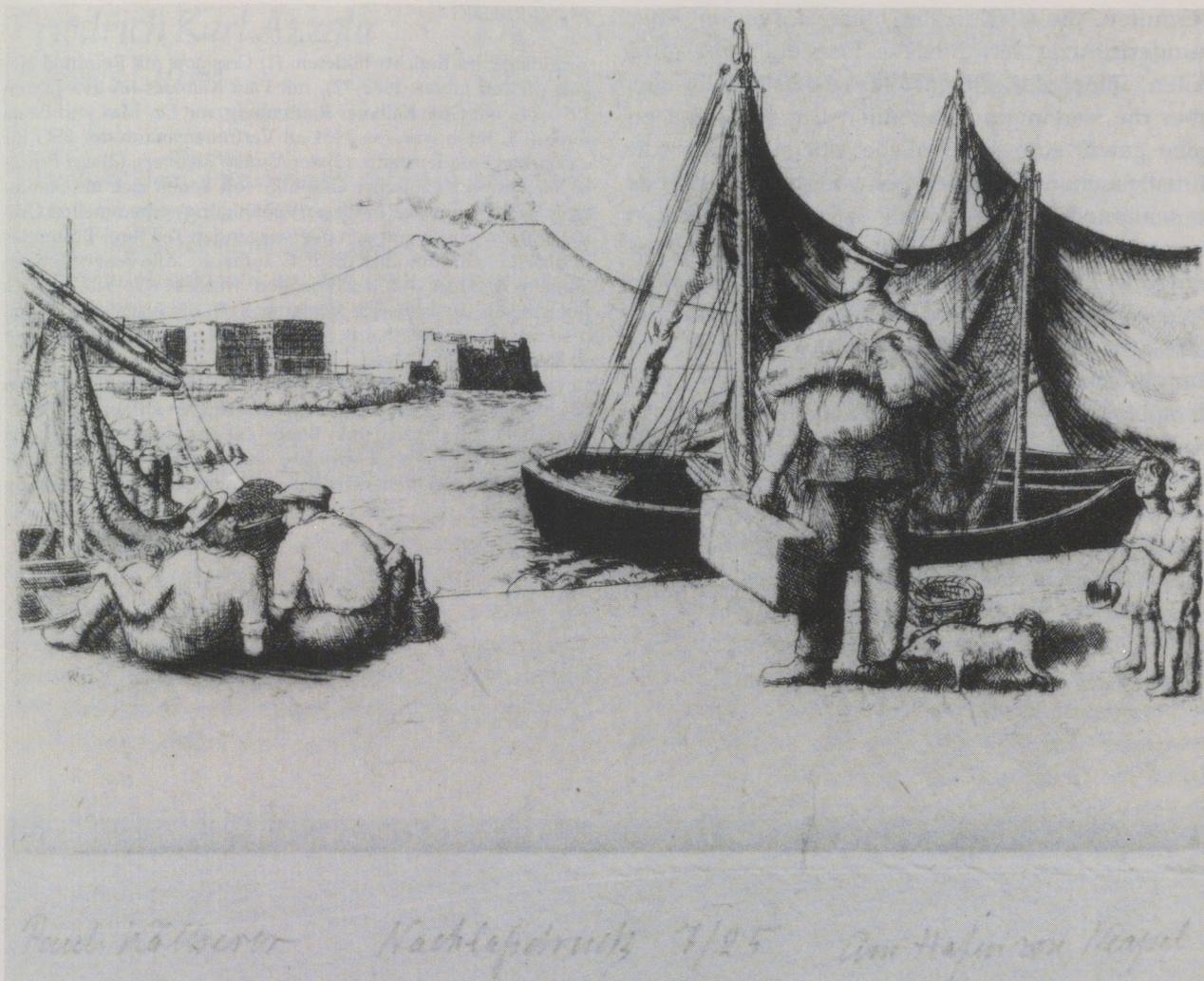
Immerhin stellt diese Vereinigung schon damit ein Kuriosum und ein Unikum dar, daß ein *jüdisch ver-sippter* Künstler, der seit 1937 Ausstellungs- und Verkaufsverbot hatte, daraufhin seine Kinder ins Ausland gebracht hatte, inzwischen mit seiner jüdischen Frau nach England emigriert war und nun in den USA lebte, in einer Künstlervereinigung innerhalb des «Großdeutschen Reiches» bis zu deren Erlöschen im Sommer 1941 Mitglied sein konnte. Nägele wußte dieses seinen Sinn für Ironie reizende Faktum natürlich richtig einzuordnen; nicht erst dadurch hatte er die Integrität Kälberers kennengelernt. 1954, als er erstmals wieder für einige Wochen in Württemberg lebte, wurde die Freundschaft erneuert.

Paul Kälberer hatte die Vereinigung *Freunde schwäbischer Graphik* nach 1945 nicht wieder aufleben lassen; schon allein die so einschränkenden, nicht durchlässigen Zonengrenzen verboten dies. Außerdem

nahmen ihn andere Projekte völlig in Anspruch: seine Kunstsschule Bernstein, die mit den sie tragenden Mitgliedschaften und mit dem Angebot auch graphischer Arbeiten Elemente der Vereinigung aufgriff, der von ihm initiierte Wiederaufbau eines Künstlerverbands Südwürttemberg-Hohenzollern und dessen Leitung, die Begründung und Führung zweier Volksbildungswerke. Aber bald verkaufte er wieder – seit 1964, seit der endgültigen Heimkehr Nägeles in die alte Heimat – im Auftrag Nägeles dessen Radierungen im eigenen großen, vor allem südwürttembergischen Freundes- und Bekanntenkreis. Und zum Schluß, als sich die professionellen Drucker den ramponierten und für erschöpft gehaltenen Platten Nägeles verweigerten – die Platten hatten während der Emigration des Künstlers im Murrhardter Garten vergraben überdauert, aber z. T. erheblich gelitten –, wurden sogar zu Nägeles größter Befriedigung in Kälberers Werkstatt in den Jahren 1971/72 noch einmal Abzüge hergestellt.

*Die Motive der Graphiker: Freunde, Heimat
und Bauernleben, doch ohne Ideologie*

Da die Vereinigung die längste Zeit im Dritten Reich arbeitete und darum mit dessen Kunstauffassung konfrontiert war, stellt sich fast von selbst die Frage nach den bevorzugten Themen und deren Gestaltung. Selbstverständlich steht Heimatliches bei schwäbischen Graphikern, die sich dazuhin und zunächst gewiß völlig unbefangen und unberührt von der späteren «Stammes»-Ideologie der Nazis so nennen, im Mittelpunkt; aber keineswegs im Sinne platter Motive einer falsch verstandenen *Heimatkunst*, übrigens ein Begriff, den Kälberer und seine Freunde nie als generell abschätzig aufgefaßt wissen wollten. Denn dieses Heimatliche kommt weder aus Engstirnigkeit oder Scheuklappentum, noch gar aus der NS-Propaganda von Blut-und-Boden, es ist vielmehr das Ergebnis ganz wörtlich zu nehmender Erfahrung vom anderen und Fremden, geradezu eine Natürlichkeit für die reisehungrigen schwäbischen Graphiker, die ständig ins Ausland drängten; nicht aus Ablehnung also, sondern durch Weltläufigkeit, Anschauung und Erkenntnis, woraus sich das Eigene nach Stellenwert und Eigentümlichkeit in ganz neuer Genauigkeit begreifen ließ. In kaum minderer Anzahl und von entscheidender Wichtigkeit begegnen deshalb Motive aus dem Osten und Norden Deutschlands und aus fremden Ländern: Bei Paul Kälberer stehen neben den heimatlichen Motiven mit Kuhweide, Bauern, Glatter Wasserschloß oder Flußschleife ebenbürtig Landschaften



Radierung von Paul Kälberer, Maßstab 1:1. Eine selbstironische Darstellung: Der Fußwanderer Kälberer möchte sich nach Sizilien einschiffen. Der Titel «Im Hafen von Neapel» verbirgt den biographischen Bezug.

an der Schlei, bei Palermo oder Ravello – allein elf italienische Motive; und ähnlich ist es bei anderen: Stadelmaier legt seine iberischen, Schober seine französischen, Nägele jüngste Schweizer Motive vor. Neben Natur- und Stadtlandschaft gestaltenden Blättern finden sich erzählende – Sintflut, Auswanderer, Viehmarkt –, Porträts, Akte, Tierdarstellungen und solche aus der Arbeitswelt. Ganz fehlen abstrakte Zeichnungen, denn jeder dieser Künstler ist mit der im Süddeutschen ungebrochenen Tradition gegenständlichen Darstellens verbunden; und eben das macht sie auch nicht so ohne weiteres angreifbar durch NS-Kunsttheoretiker und NS-Künstler. Auch Reinhold Nägele wird ja nicht aus der Reichskammer für bildende Kunst ausgeschlossen, weil er als *entarteter Künstler* gegolten hätte, sondern weil er *jüdisch versippt* war. Doch selbst dann, wenn bestimmte Motive zugrunde gelegt werden, die auch die NS-Ideologie propagiert haben, so sind sie doch auf deutlich andere Weise thematisiert. Vom scheinbar idealistisch schönen

nazistischen «Akt», der das *blutvolle Leben*, den *biologischen Wert* einer weiblichen Person als *Voraussetzung jeder völkischen und geistigen Neugeburt* demonstrieren soll, wie das ein NS-Theoretiker ausdrückt, ist der ironisch-nüchterne Akt Nägeles weit entfernt; und Kälberers *Bauernleben* – ein Radier-Zyklus, den er bezeichnenderweise um 1936 aufgab und auflöste – zeigt den Bauern halt nicht als angeblich idealen *Ur-Beruf*, mit dem der Industriearbeiter zu kontrastieren wäre, sondern in realistischer oder in expressiv zugespitzter Darstellung mit für die NS-Ideologen durchaus unerwünschten Aspekten wie etwa auf dem in den Graphik-Kreis gegebenen Blatt *Bauern-Gelage*. Durchweg gemeinsam ist den elf Graphikern überdies eine «neu-sachliche» Grundhaltung.

Aufgrund verschiedener Zeugen konnte ich bisher rund hundert verschiedene Darstellungen finden, die mit Sicherheit oder mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit durch die *Freunde schwäbischer Graphik* verbreitet wurden. Es ist wohl realistisch zu

vermuten, die elf Künstler hätten insgesamt etwa hundertfünfzig verschiedene Darstellungen angeboten. Eine Zusammenstellung tatsächlich aller über die Vereinigung verteilten Darstellungen ergäbe gewiß eine erstaunliche Übersicht über die künstlerischen Absichten schwäbischer Graphiker in schlimmer Zeit. Jedenfalls ist eine um hundert liegende Anzahl so erheblich, daß man diese Vereinigung in Schwaben tätiger Künstler und ihrer Freunde weder aus kunstpädagogischen, noch lokal-, zeit- oder kunsthistorischen Gründen weiterhin einfach negieren sollte; unter verschiedensten Perspektiven wäre es an der Zeit, ihren Rang zu erkennen. Die Gesellschaft für zeichnende Künste in Nürnberg formulierte dies 1932 so: *Ihre Arbeiten sind wesentliche Werke der Radierung, der Lithographie, nicht bloß reproduzierte Zeichnungen. Die Probleme, die sie sich stellen, sind immer bildkünstlerischer Art.*

ANMERKUNG

Grundlage des Berichts bildeten: (1) *Gespräche* mit Reinhold Nägele (in den Jahren 1970–72), mit Paul Kälberer (in den Jahren 1970–74), mit Gesa Kälberer-Rautenberg, mit Dr. Max und Paula Buob (Dr. Buob war von 1931 an Vertrauensmann der FSG für das Gebiet Freudenstadt), (2) der *Nachlaß Kälberers*, (3) *vier Privatsammlungen* schwäbischer Graphik, von denen sich die Sammlung Buob betont den in dieser Vereinigung versammelten Graphikern zuwandte und den überwiegenden Teil ihres Bestandes in diesem Zeitraum über die FSG aufbaute. Alle Feststellungen können von hier aus dokumentiert werden. Wo ich anderes feststelle als die bisherige Literatur, z. B. die Nägele-Monographie von Brigitte Reinhardt, Stuttgart 1984, sind deren Aussagen als irrtümlich anzusehen.

Gewidmet ist dieser Bericht Frau Gesa Kälberer, die mir den Nachlaß ihres Mannes und ihre Erinnerungen immer zur Verfügung hielt, und Frau Paula Buob, die aus ihrem brennenden Freudenstädter Haus im April 1945 statt anderer von anderen für lebenswichtig gehaltener Dinge fast nur ihre Graphik-Sammlung rettete.



Paul Kälberer: «Bauern-Gelage». Radierung aus dem Zyklus «Bauernleben» (1928–1936), Maßstab 2:3.

Zwischen dem Pforzheimer Stadtteil Brötzingen und dem ehemals württembergischen Birkenfeld steht ca. 50 Meter südlich der alten Dietlinger Straße bei einem Grenzstein an der alten Landesgrenze, doch bereits auf Birkenfelder Gemarkung ein kleines, nur 71 Zentimeter hohes, aus Buntsandstein gefertigtes Steinkreuz, das Gustav Adolf Reiling¹ als Mordkreuz bezeichnet hat. Allerdings ergeben die beiden von ihm gelesenen Worte der Inschrift auf dem Steinkreuz keinen Sinn, so daß sich seine Deutung als Vermutung erweist. Leider ist die Inschrift nur noch bruchstückhaft vorhanden, und die erhaltenen Bereiche sind auch nicht durchgängig eindeutig lesbar. Dennoch läßt sie sich fassen und ergänzen. Dabei muß allerdings die einst eingemeißelte Jahreszahl bedauerlicherweise offen bleiben, so daß sich die hier vorzuschlagende Datierung lediglich auf Kriterien stützt.

Die Inschrift und ihre Datierung

Die in Kapitalis gehauene Inschrift ist vierzeilig, zwei Zeilen finden sich im Kreuzkopf, zwei weitere auf dem 69 Zentimeter langen Querbalken. Die erste Zeile im Kreuzkopf darf man als ANNO lesen, obgleich man ihre vier Buchstaben kaum noch erkennt. Der zweiten Zeile läßt sich nur noch eine arabische Fünf entnehmen. Nun wäre bei Inschriften auf Steinkreuzen vor ca. 1500 bis 1520 eine spätgotische Fünf zu erwarten, die einer arabischen Sieben nahe kommt². Insofern ist diese Fünf die Hunderterziffer der Jahreszahl, da das Birkenfelder Flur-Steinkreuz lediglich dem 16. Jahrhundert zugehören kann.

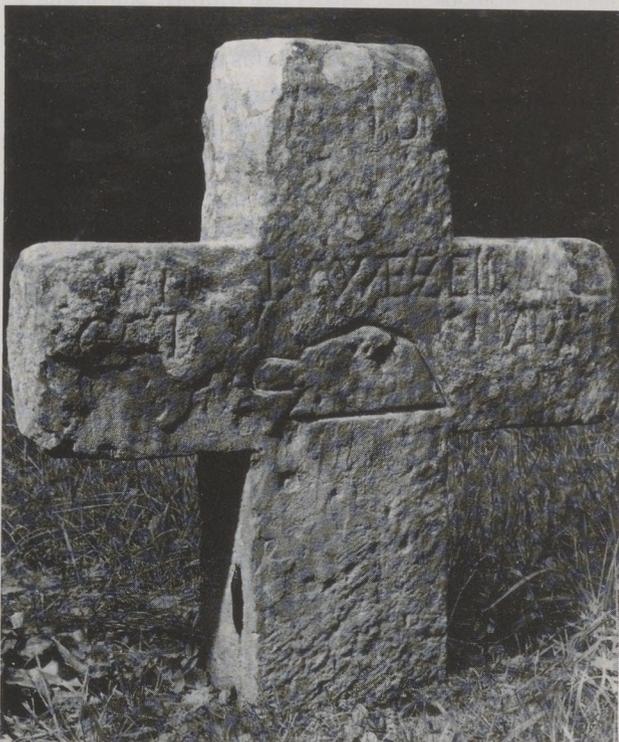
Der Beginn der dritten Zeile – die erste Zeile auf dem Querbalken – ist zerstört. Allerdings könnte man inmitten der verwitterten Buchstaben einen vorhandenen Rest als großes H identifizieren. Dem beschädigten Teil schließt sich ein großes N an, dem der Eigenname WEZELL und schließlich wieder ein zerstörter Abschnitt folgt. Die beiden Worte in der zweiten Zeile des Querbalkens sind sicher lesbar und lauten GOT GNAD; sie werden durch das Steinkreuzzeichen voneinander getrennt. Demnach lautet die Inschrift des Flur-Steinkreuzes wie folgt:
ANNO / .5.. / ..H?.N WEZELL... / GOT GNAD

Die Lücke nach dem Eigennamen in der dritten Zeile und vor der kompletten letzten Zeile darf man mit dem Wort DEM schließen. Auch ergäbe sich in

der dritten Zeile aus dem möglichen H und dem N vor dem Familiennamen WEZELL der Vorname IOHAN, so daß sich folgende komplettierte Inschrift erschließen ließe:

ANNO / .5.. / IOHAN WEZELL DEM / GOT GNAD
Das Steinkreuz will demnach an einen Menschen namens IOHAN (?) WEZELL erinnern, der einst in der näheren oder weiteren Umgebung des Standorts gewaltsam umkam.

Da bereits ein Blick auf das Steinkreuz besagt, daß es nur dem 16. Jahrhundert zugehören kann, ist die erhaltene Hunderterziffer für eine weitere Einengung der Datierung wenig hilfreich. Leider läßt sich die Kapitalis der Inschrift ebenfalls nicht zur zeitlichen Präzisierung heranziehen³. Verbleibt allein die Formel DEM GOT GNAD. Sie taucht auf hessischen Scheibenkreuz-Grabsteinen erstmals auf einem Gießener Denkmal aus dem Jahr 1551 auf⁴. Man wird deshalb das Steinkreuz bei Birkenfeld im Nord-schwarzwald einem Zeitraum um die Mitte des 16. Jahrhunderts zuordnen dürfen, wobei seine Anfertigung nach 1550 wahrscheinlicher ist als zuvor.



Das 71 cm hohe Gedenkkreuz für den Daubenhauer Johann (?) Wezell bei Birkenfeld im Enzkreis an der Kreisgrenze bei Brötzingen, um 1550, mit einer Spaltklinge als Zeichen.

Unter den Attributen spätmittelalterlicher Flur-Steinkreuze ist das Zeichen des Birkenfelder Steinkreuzes selten; deshalb bereitet seine überzeugende Identifikation Schwierigkeiten. Dieses Zeichen als Hackmesser zu beschreiben⁵, bleibt unbefriedigend, da man sich darunter präzise nichts vorstellen kann; es sei denn, man denkt an ein kleines Metzgerbeil. Das aber kann auch nicht sein, denn das Metzgerbeil besitzt üblicherweise zwei verschieden lange Schneiden: eine längere zum Auftrennen von Fleisch und eine kurze zum Durchschlagen der Knochen. Ein Beispiel dazu wäre das Metzgerbeil auf dem Steinkreuz des Jahres 1617 bei Oberkollwangen im Landkreis Calw⁶. Darum kann das Werkzeug auf dem Flur-Steinkreuz bei Birkenfeld kein Metzgerbeil sein.

Jede Axt und jedes Beil, das mit Schwung auf ein zu spaltendes Stück Holz trifft, weist eine konvexe Schneide auf. Demgegenüber ist die 20 Zentimeter lange Schneide des Werkzeugs auf dem Birkenfelder Steinkreuz gerade, wie mit einem Lineal gezogen. Mit einem Werkzeug, das eine so lange und zugleich so gerade Schneide aufweist, kann man nur passiv arbeiten, d. h. es wird auf die zu spaltende Stelle gesetzt und durch Schläge auf seinem Rücken mit einem Schlegel vorgetrieben. Selbstverständlich muß das Stück Holz gespalten sein, bevor das Werkzeug in dem zu spaltenden Holz verschwindet. Das begründet auch die auffällige Breite des Werkzeugs. Demnach ist das auf dem Birkenfelder Steinkreuz wiedergegebene Werkzeug als Spaltklinge nur dort einsetzbar, wo es auf das exakte Aufspalten kurzer Rundhölzer ankommt. Es kann also nur die Spaltklinge eines Daubenhauers sein. Mit dieser Spaltklinge stellte der Daubenhauer/Küfer die kürzeren Dauben-Rohlinge aus Eichenholz her für niedrige Bottiche, für Butten und Eimer und deren Böden sowie für die Böden großer Fässer,

Wannen und Zuber; auch für aus Fichtenholz geküferte Kannen und Schüsseln. Ob sich auch die Schindelmacher des 16. Jahrhunderts dieser Spaltklinge bedienten, wissen wir nicht.

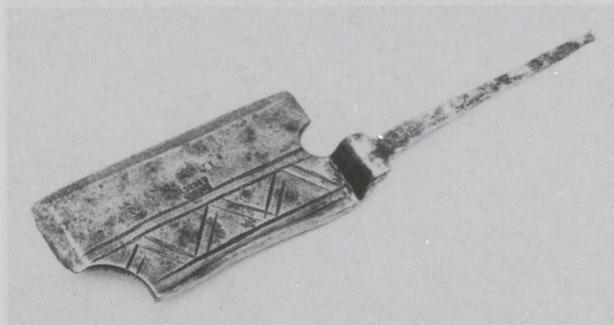
Die Spaltklinge als Werkzeug

Die auf dem Birkenfelder Flur-Steinkreuz ikonographisch faßbare Spaltklinge scheint schon lange vergessen zu sein. So besitzt das französische Werkzeugmuseum in Troyes nur drei Spaltklingen. Die Abbildung zeigt eine, deren Rücken durch das Schlagen mit einem Schlegel deformiert ist. In deutschen Museen fanden wir bisher lediglich ein einziges Exemplar! Die Spaltklinge muß jedoch einst im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit unter den Daubenhauern und unter denjenigen Küfern, die sich ihre Rohdauben selbst anfertigten, weit verbreitet gewesen sein. Eines von mehreren Beispielen im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg⁷ zeigt die Abbildung auf Seite 173, denn in Ulrich Putners Gürtel steckt eine Spaltklinge. Weitere ikonographische Belege sind der inzwischen leider verschollene Gießener Grabstein des Baltzer Durschuch⁸ von 1566 mit einer Spaltklinge und einem Schlegel, ein Wappen von 1583 auf der Grabplatte Beyer/Meyrich von 1583/1624/1642 in der Katharinenkirche zu Oppenheim⁹ mit einer Spaltklinge und einem Reithaken und das Hauszeichen von 1572 aus Oberbronn¹⁰ im Unterelsaß.

Werkzeughistorisch wäre interessant, wie sich die Abmessungen des Zeichens auf dem Birkenfelder Steinkreuz zu denen einer Spaltklinge des Daubenhauers Johann Wezell um die Mitte des 16. Jahrhunderts verhalten. Da keine Spaltklinge aus jener Zeit überliefert ist, muß man von der Klinge im französischen Werkzeugmuseum Troyes mit ihrer 175 Millimeter langen Schneide ausgehen. Da die Schneide des Birkenfelder Spaltklingenzeichens 200 Millimeter lang ist, dürfte das Birkenfelder Steinkreuzzeichen eine Spaltklinge des 16. Jahrhunderts im Maßstab 1:1 wiedergeben. Insofern stellen auch die Steinkreuzzeichen nach Josef Maria Ritz¹¹ eine wichtige Bildquelle dar.

Das Birkenfelder Steinkreuz als Denkmal

Nach Gustav Adolf Reiling¹ steht das Birkenfelder Steinkreuz des Daubenhauers Johann Wezell *seitwärts der alten Dietlinger Straße, wo diese von Brötzingen herauf den Wald »Schönbügel« trifft, am Waldrand.* In der Umgebung dieses Steinkreuzes muß Johann Wezell um oder auch nach 1550 gewaltsam umge-



Eine Spaltklinge des Daubenhauers/Küfers mit einer 175 mm langen Schneide im französischen Werkzeugmuseum zu Troyes.



Ulrich Putner, ein Büttner, 1515, der 261. Bruder im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, mit einer Spaltklinge im Gürtel.

kommen sein. Ermordet wurde er nicht, denn um 1550 sind im Untersuchungsgebiet keine Sühnekreuze mehr gesetzt worden; auch sagt die Inschrift im Gegensatz zum Steinkreuz bei Oberkollwangen⁶ dazu nichts aus. Vielmehr dürfte Johann Wezell im nahen Wald – jetzt ein Feldgehölz – beim Fällen



Die Spaltklinge als Zeichen eines Daubenhauers und Küfers von 1572 über dem Kellerbogen am Haus Nr. 10 der rue Gelders in Oberbronn/Unterelsaß.

einer Eiche oder Fichte, deren Holz ihm zur Anfertigung von Faßdauben geeignet erschien, umgekommen sein, war doch der Holzeinschlag schon immer eine gefährvolle Arbeit. Ihm zur Erinnerung wurde das Steinkreuz gesetzt. Deshalb ist das Birkenfelder Steinkreuz kein Mordkreuz, sondern ein Denkmal zur Erinnerung an Johann Wezells Arbeitsunfall mit tödlichem Ausgang. Es wurde von den Angehörigen des Verunglückten auf der Birkenfelder Seite des Grenzweges errichtet, damit die Vorübergehenden ein Gebet für die Seele des unversehen Verstorbenen sprechen.

ANMERKUNGEN

- 1 Gustav Adolf Reiling: Mord-, Sühne- und Unfallkreuze im Stadt- und alten Landkreis Pforzheim (verfaßt um 1951). In: Pforzheimer Geschichtsblätter, Folge IV (1976), S. 31–52, insbes. S. 41–42.
- 2 Ein schönes Beispiel dazu ist die spätgotische Jahreszahl 1507 auf dem Hafnerkreuz oberhalb der nahen Stadt Neuenbürg. Siehe bei Friedrich Karl Azzola, Alfons Dürr und Emil Göltenboth: Das Hafnerkreuz in der Waldabteilung Steinenkreuz bei Neuenbürg im Enzkreis. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg, Band 14 (1989), S. 483–486.
- 3 Für ein wertvolles, hilfreiches Gespräch über die Inschrift des Birkenfelder Steinkreuzes sei auch an dieser Stelle Herrn Dr. Rüdiger Fuchs von der Inschriftenkommission der Mainzer Akademie der Wissenschaften herzlich gedankt.
- 4 Juliane und Friedrich Karl Azzola: Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen. In: Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde, Heft 10 (Kassel 1972), S. 39–40.
- 5 Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4 (Stuttgart 1981), S. 206–207.
- 6 Ders. wie Anm. 5, S. 201.
- 7 Wilhelm Treue, Karlheinz Goldmann, Rudolf Kellermann, Friedrich Klemm, Karin Schneider, Wolfgang von Stromer, Adolf Wißner und Heinz Zirnbauer: Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg. Deutsche Handwerkerbilder des 15. und 16. Jahrhunderts, München 1965, Textband S. 141, Bildband S. 270,3. Im Original Band I, fol. 131r.
- 8 Friedrich Karl Azzola: Der verschollene Grabstein des Küfers Baltzer Durschuch, 1566, vom alten Friedhof in Giessen. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Giessen, NF 75. Band (1990), S. 163–186.
- 9 Friedrich Karl Azzola: Ein historisches Küferzeichen als Wappen auf der Grabplatte Beyer/Meyrich (1583/1624/1642) in der Katharinenkirche zu Oppenheim. Zugleich ein Beitrag zur Ikonographie der Spaltklinge und des Reithakens. In: Carlo Servatius, Heinrich Steitz und Friedrich Weber: St. Katharinen zu Oppenheim. Lebendige Steine – Spiegel der Geschichte. Oppenheim 1989, S. 441–460.
- 10 G. Groeber: Oberbronner Hauszeichen. In: Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace 1939.
- 11 Joseph Maria Ritz: Bildquellen zur Volkskunde, besonders im späteren Mittelalter, als Ergänzung sprachlicher Quellen. In: Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung, Berlin 1953, S. 121–125.

Bericht von der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 11. April 1992 in Herrenberg

In seinem Grußwort konnte Martin Blümcke, der erste Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, in der Alten Turnhalle zu Herrenberg mehr als hundert Mitglieder willkommen heißen, darunter eine stattliche Delegation aus Heilbronn.

In seinem Bericht zählte der Vorsitzende sieben Vorstandssitzungen für das Berichtsjahr und zwei Beiratssitzungen auf, weiterhin sieben Treffen der «Kommission 2000», die sich unter der Leitung von Dr. Wilfried Setzler Gedanken über die Zukunft unseres Vereins macht. Der Denkmalausschuß kam dreimal zusammen, der Veranstaltungsausschuß, der die Reisen vorbereitet, gleichfalls dreimal, der Redaktionsausschuß und der Naturschutzausschuß je einmal. Eine Zusammenkunft vereinigte Vorstand sowie die Vorsitzenden der Orts-, Stadt- und Regionalgruppen, eine andere die Reiseleiter, die sich zum ersten Mal und gewinnbringend austauschten. Die Verleihung des Denkmalschutzpreises am 29. September 1991 in Dörzbach war eine gelungene Veranstaltung. Im Heft 1991/4 der «Schwäbischen Heimat» sind ja die Objekte – dieses Mal insgesamt fünf – und ihre Besitzer vorgestellt worden. Erstmals überreicht wurde am 2. Dezember 1991 der Kulturlandschaftspreis, und zwar in Marbach-Rielingshausen. Daß dieses Ereignis in Anwesenheit von Umweltminister Dr. Erwin Vetter stattfand, gab der Besichtigung des renaturierten Sulzbachs und der Überreichung der Preise ein besonderes Gewicht. Ein ausführlicher Bericht ist im Heft 1992/1 erschienen. Zugleich wurde das Sonderheft der «Schwäbischen Heimat» vorgestellt: «Schutzgebiete des Schwäbischen Heimatbundes», in dem erstmals und vorbildlich der gesamte Grundbesitz unseres Vereins – insgesamt rund 180 Hektar! – in Naturschutzgebieten geschildert wird. Daß dieses Sonderheft herauskommen konnte, ist in erster Linie das Verdienst von Reinhard Wolf aus Marbach a.N., dem Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz in Karlsruhe. Diese Publikation hat nicht nur im Land Anerkennung gefunden, sondern auch in den Fachkreisen des Deutschen Heimatbundes.

In der Geschäftsstelle gab es eine völlige Umbesetzung, weil Geschäftsführer Klaus Vogel auf Ende März 1991 kündigte, um fortan in einem Museum in Dresden zu arbeiten. Ende Juni verließ uns auf eigenen Wunsch Frau Schober, Sekretärin. Ihre Stelle hat Frau Sabine Langguth, M.A. und Reiseverkehrskauffrau, die als Sachbearbeiterin in vielen Sätteln reiten muß – und erfolgreich reitet. Im April und Mai 1991 ist Herr Harald Schukraft als kommissarischer Geschäftsführer dankenswerterweise

eingesprungen; seit dem ersten Juni 1991 amtiert er als stellvertretender Geschäftsführer, wobei seinem starken Einsatz nur ein halber Arbeitsplatz gegenübersteht. Seit Anfang Juni 1991 ist Herr Dieter Dziellak ehrenamtlich tätig, noch bis Mitte August dieses Jahres der gewählte Bürgermeister von Maulbronn. Vom 16. August an wirkt er dann als hauptamtlicher Geschäftsführer des Schwäbischen Heimatbundes. Die Schaltzentrale unseres Vereins ist hervorragend besetzt; ideal wäre noch eine Halbtagsstelle mit einer Sekretärin. Dankbar erwähnt sei auch die ehrenamtliche Mitarbeit einzelner, so zum Beispiel von Frau Fritz.

Die räumliche Unterbringung der Zentrale im Stuttgarter Waisenhaus am Charlottenplatz ist beengt, zudem hat uns das Institut für Auslandsbeziehungen bis spätestens Ende 1994 gekündigt. Eine Anfrage bei der Stadt Stuttgart hat den Hinweis auf zwei sanierungsbedürftige Häuser Weber-/Richtstraße im Bohnenviertel ergeben. Für private Investoren ist die Sanierung der Gebäude, die sich in einem desolaten Zustand befinden, nicht zumutbar. Unser Engagement könnte die Häuserzeile, die als Kulturdenkmal gilt, vor dem Abbruch bewahren und einen letzten Rest von Alt-Stuttgart erhalten. Die Stadt als Besitzerin der Häuser ist uns mit einer jährlichen Erbpacht von weniger als DM 400,- und mit einer Absichtserklärung über Sanierungsmittel in einer Höhe von DM 600 000 entgegengekommen. Dieser Betrag ergab sich bei ersten überschlägigen Kosten von 1,5 Mio., mittlerweile kommt das Architekturbüro Geier und Krüger auf DM 2,2 Mio. Das ergäbe bei 40 % Sanierungszuschuß den Betrag von fast DM 900 000. Die Denkmalstiftung hat DM 300 000 in Aussicht gestellt. Bei Eigenmitteln von höchstens DM 300 000 bleibt eine Finanzierungslücke von DM 700 000.

Die Stadtgruppe Stuttgart hat das Projekt zu dem ihnen gemacht, einen vorläufigen Bauausschuß konstituiert und bereits DM 60 000 an Spenden gesammelt. Der Vorstand hat beschlossen, die Sanierung durchzuführen, wenn die Finanzierung gesichert ist. Bei der Herrenberger Mitgliederversammlung haben Herr Schukraft über die stadthistorische Bedeutung und Herr Dziellak über die künftige Nutzung gesprochen – ihre Referate werden im nächsten Heft abgedruckt – und damit für das Vorhaben geworben. Im Zuge einer lebhaften Diskussion wurde auch vorgeschlagen, die Baukosten durch eine Bauumlage zu finanzieren. Da der Vorstand erst einmal ausloten will, wie weit man mit der Freiwilligkeit, mit Spenden also, kommt, wurde dieser Vorschlag nicht

mehr verfolgt, jedoch bei einer Gegenstimme der Antrag angenommen, das Projekt Weber-/Richtstraße weiter zu betreiben.

In den Naturschutzgebieten, in denen sich der Heimatbund seit nunmehr mehr als fünfzig Jahren durch den Kauf von Grundstücken bindet, konnten im vergangenen Jahr 12,74 Hektar erworben werden, so in Marlach, Gsbach, Weiler i. d. Bergen, Tiefenbachtal, Hirschau, Irrenberg und Pfrunger Ried. Dabei ist uns Notar i. R. Halm eine wichtige Hilfe. Ebenso die Mitglieder, die für den Ankauf spenden, wie kürzlich eine Frau aus Kirchheim/Teck, die DM 5000 überwiesen hat. In diesem Jahr findet übrigens die Aktion Irrenberg zum 20. Male statt, nämlich am 15. August, dann wird das Mähgut den Steilhang heruntergeschliddert.

In der Zeitschrift «Schwäbische Heimat», die den gesamten Bund zusammenhält, sind 1991 rund fünfzig Aufsätze und rund hundert Buchbesprechungen erschienen. Besonders nachhaltig gewirkt haben die Artikel über den Rosensteinpark und über die NS-Justiz in Stuttgart. Es ist geplant, die Rubrik sh-intern auszuweiten und fortan die Namen aller zu veröffentlichen, die neu eingetreten sind. Das waren im ersten Vierteljahr 1992 immerhin 102, so daß wir jetzt eine Mitgliederzahl knapp unter 6000 zu verzeichnen haben.

In den Bereichen Naturschutz und Denkmalpflege hat sich der Schwäbische Heimatbund mit Stellungnahmen zu einigen Planungen zu Wort gemeldet. So hat er im September letzten Jahres gegen ein Tagungshotel vor dem Kloster Blaubeuren votiert, sich gegen das Kugelkino am Stuttgarter Pragsattel und gegen die Beeinträchtigung des Stuttgarter Rosensteinparks gewandt. Hier hat er beantragt, diese Grünfläche unter Landschaftsschutz zu stellen, um einen wirksameren Schutz zu erreichen. Weiterhin hat sich der Heimatbund zum Problem der Erddeponien in der Region Stuttgart geäußert und Lösungsvorschläge gemacht sowie die Ortsgruppe Kirchheim/Teck in ihrem Bestreben unterstützt, den Alten Friedhof als Bestattungsplatz zu erhalten.

Dankbar vermerkt der erste Vorsitzende, daß die Arbeit in allen Gremien sachlich und harmonisch geleistet wird, im Vorstand von Frau Ursula Zöllner und den Herren Dr. Oswald Rathfelder, Dr. Wilfried Setzler, Gerhard Weygand, Ulrich Gräf und Fritz Oechßler. Das Bestreben aller ist es, die Orts-, Stadt- und Regionalgruppen zu stärken und neue ins Leben zu rufen. Der Verbindung von Zentrale und Ortsgruppen dienen auch die Besuche des Vorsitzenden draußen, so bisher in Kirchheim/Teck, Nürtingen, Leonberg und Heilbronn der zeitlichen Abfolge nach.

Etat 1991 – Erfolgsrechnung 1991 – Etat 1992

I. Einnahmen	Etat 1991	Rechnung 1991	Etat 1992
Spenden, Beiträge	300 000,-	289 810,00	300 000,-
Spenden Weberstraße	-,-	1 200,00	100 000,-
Zuschüsse	100 000,-	232 678,80	123 000,-
Erlöse Schwäbische Heimat	5 000,-	7 644,84	6 000,-
Zinsen	40 000,-	34 115,17	40 000,-
Mieteinnahmen, Denkmalstiftung	4 000,-	2 889,40	6 000,-
Veranstaltungen	640 000,-	647 708,80	795 000,-
Sonstige Einnahmen	-,-	30 709,80	2 000,-
Kursgewinne	-,-	1 187,00	1 000,-
	<u>1 089 000,-</u>	<u>1 247 943,81</u>	<u>1 373 000,-</u>
Auflösung von Rücklagen			
Veranstaltungen		42 395,-	105 000,-
Kalkofen		50 000,-	
Kauf Naturschutzgebiete		50 000,-	6 376,-
Planungskosten		23 000,-	1 200,-
		<u>1 393 338,81</u>	<u>1 485 576,-</u>

II. Ausgaben

Beiträge	4 000,-	3 930,50	4 000,-
Fremdleistungen für Reisen	400 000,-	447 480,69	615 000,-
Kosten Schwäbische Heimat	135 000,-	282 462,78	180 000,-
Naturschutz	50 000,-	272 235,70	80 000,-
Ortsgruppen	10 000,-	6 306,12	10 000,-
Vorstand	5 000,-	5 117,66	6 000,-
Bankspesen	2 000,-	2 531,04	3 000,-
Versicherungen	4 000,-	2 641,76	4 000,-
Werbung	20 000,-	5 752,16	15 000,-
Preisverleihungen	20 000,-	24 510,82	30 000,-
Umsatzsteuer	5 000,-	20 313,85	10 000,-
Personalkosten	160 000,-	137 178,81	160 000,-
Büroeinrichtung	5 000,-	11 707,80	10 000,-
Kosten Geschäftsstelle	40 000,-	54 940,28	50 000,-
Planungskosten Bürogebäude	100 000,-	22 976,25	100 000,-
	<hr/>		
	960 000,-	1 300 086,22	1 277 000,-

Bildung von Rücklagen

Beiträge, Spenden		6 376,-	8 576,-
Spenden Weberstraße		1 200,-	100 000,-
für Veranstaltungen		105 000,-	100 000,-
		<hr/>	
		1 412 662,22	1 485 576,-

III. Fehlbetrag

19 323,41

--

Erläuterungen zu besonderen Abweichungen vom Etat 1991

1. Einnahmen

Zuschüsse: Durch den vermehrten Ankauf von Grundstücken in Naturschutzgebieten wurden auch mehr Zuschüsse des Landes vereinnahmt. In diesem Betrag stecken auch Zuschüsse des Landes für die Herausgabe der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» und des Sonderheftes.

Auflösung von Rücklagen: Immer im Vorjahr gehen schon Vorauszahlungen für die Reisen ein. Sie werden im Veranstaltungsjahr vereinnahmt. Rücklagen für den Kalkofen werden nicht mehr benötigt, so daß diese zurückgeführt werden können. Für den Kauf von Grundstücken wurden 1990 ebenfalls Rücklagen gebildet, die 1991 verwendet wurden. Für die Entwurfsbearbeitung zur Bauplanung für die Häuser Weber-/Richtstraße wurden 23 000 DM benötigt.

2. Ausgaben

Kosten der Zeitschrift «Schwäbische Heimat»: Der Etatansatz war ohnehin zu niedrig. Dazu kam noch die Herausgabe des Sonderheftes über die Naturschutzgebiete mit ca. 85 000 DM Kosten.

Naturschutz: Einzigartig in der Geschichte des SHB war 1991 der Kauf von Grundstücken in Naturschutzgebieten. Dagegen stehen Zuweisungen des Landes in entsprechender Höhe.

Umsatzsteuer: Die Veranlagung zur Umsatzsteuer 1990 ist noch nicht abgeschlossen. Die Vorsteuer wurde deshalb noch nicht umsatzsteuerermindernd geltend gemacht.

Personalkosten: Die Kostenminderung resultiert im wesentlichen aus der nicht besetzten Stelle des Geschäftsführers vom 1.4. 1991 bis 15.8. 1992.

Kosten Geschäftsstelle: Hier fallen die Portokosten aus dem Rahmen für Aktionen und den Versand des Sonderheftes.

Planungskosten Bürogebäude: Hier sind lediglich für den Entwurf 23 000 DM angefallen.

Erläuterungen zu besonderen Positionen im Haushaltsplan 1992

1. Einnahmen

Spenden Weberstraße: Der Verein rechnet mit Einnahmen mindestens in dieser Höhe.

Zuschüsse: Dieses Jahr werden wahrscheinlich nicht mehr so viele Grundstücke in Naturschutzgebieten angekauft, weshalb dann auch weniger Landeszuschüsse anfallen.

Veranstaltungen: Das Veranstaltungsprogramm (Reisen) wurde ausgeweitet, und nach den bisherigen Buchungen ist mit den angegebenen Umsätzen zu rechnen.

2. Ausgaben

Fremdleistungen für Reisen: Wird das Programm ausgeweitet, so betrifft dies ja nicht nur die Bruttoumsätze in den Einnahmen, sondern auch die Ausgaben.

Kosten Zeitschrift «Schwäbische Heimat»: Die Kosten für die vier Hefte betragen bei realistischer Einschätzung 50 000 DM mehr als 1991 veranschlagt.

Naturschutz: Der Ankauf von Grundstücken in Naturschutzgebieten kann nicht im Tempo des vergangenen Jahres fortgesetzt werden, außer es gehen zweckgebundene Spenden ein. Die Grundstücke müssen auch gepflegt und betreut werden.

Preisverleihungen: Neben dem Denkmalschutzpreis wird auch noch der Kulturlandschaftspreis verliehen.

Personalkosten: Die verminderte Besetzung der Geschäftsstelle wirkt sich 1992 nochmals aus.

Planungskosten Bürogebäude: Die Planung für die Weber-/Richtstraße soll dieses Jahr zumindest abgeschlossen werden.

Nach der Diskussion über den Etat 1991 und 1992 wurde auf Antrag von Herrn Willi Lutz, Heilbronn, der gesamte Vorstand für das Geschäftsjahr 1991 einstimmig – bei Enthaltung der Betroffenen – **entlastet**.

REISEPROGRAMM

Aufgrund großer Nachfrage:
Wiederholung der Fahrt Nr. 2

Gotische Ältäre III: Ulmer Schule – Ehemaliges Oberamt Blaubeuren

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 12. September 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 59.–
Stuttgart – Merklingen – Scharenstetten – Lautern – Wippen – Blaubeuren

Im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert hat die sog. «Ulmer Schule» einen wesentlichen Anteil am deutschen Kunstschaffen. Künstler wie Multscher, Syrlin, Stocker, Acker, Mauch, Erhart und Zeitblom sind weit über die Grenzen Ulms als Bildhauer und Maler bekannt und berühmt.

In den ehemaligen Oberämtern in der Nähe Ulms sind heute noch einige bedeutende Kunstwerke von ihnen erhalten. Einige interessante Beispiele, vor allem aus den Werkstätten der Künstlerfamilien Erharts, Hans Multschers und Bartholomäus Zeitbloms, sollen auf dieser Fahrt vorgestellt werden.

Anschriften der Autoren

Friedrich Karl Azzola, Prof. Dr., Fichtenstraße 2,
6097 Trebur 1

Martin Blümcke, Schönbergstraße 86, 7417 Pfullingen
Ingeborg-Maria Buck, M. A., Engelhornweg 5,
7000 Stuttgart 1

Ludwig Dietz, Dr., Südring 49, 7240 Horb a. N.
Alfons Dürr, Ebersteinstraße 20, 7530 Pforzheim
Marek Halub, Dr., 54-134 Wrocław,
ul. Koszykarska 60 a/34, Polen

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1
Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz und
Landschaftspflege, Kienestraße 41, 7000 Stuttgart 1
Manfred Schmid, Dr., Backnanger Straße 7,
7000 Stuttgart 50

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen
Reinhard Wolf, Uhlandstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild: Universität Freiburg, Institut für Provinzialrömische Archäologie; S. 107: Reinhard Wolf, Marbach am Neckar; S. 109 und 110: Universitätsarchiv Tübingen; S. 113: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege; S. 114–123: Universität Freiburg, Institut für Provinzialrömische Archäologie; S. 124–135: Fritz Mühlbayer, Stuttgart-Bad Cannstatt; S. 137, 141, 143 und 144: Manfred Steinmetz, Bezirksstelle für Naturschutz, Stuttgart; S. 139: Bezirksstelle für Naturschutz, Stuttgart; S. 140 und 142: Dr. Hans Mattern, Bezirksstelle für Naturschutz, Stuttgart; S. 147–151: Bildvorlagen von Dr. Marek Halub; S. 153–161: Dr. Otto Beck, Otterswang bei Bad Schussenried; S. 162, 165–170: Kälberer-Archiv, Glatt bei Sulz am Neckar; S. 163: Margarethe Kälberer; S. 171 und 173 unten: Friedrich Karl Azzola, Trebur; S. 172: Werkzeugmuseum Troyes; S. 173 oben: Stadtbibliothek Nürnberg.

KARL MOERSCH: **Sueben, Württemberger und Franzosen.** Historische Spurensuche im Westen. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1991. 336 Seiten mit 50 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Leben wir in einer traditionslosen oder in einer geschichtsbewußten Epoche? Beweisen nicht der Erfolg etwa der Stuttgarter Stauferausstellung 1977 ebenso wie das immense Echo, auf das die Erforschung des Hochdorfer Keltengrabes stieß, ein breites öffentliches Interesse an der Vergangenheit? Daß im Land bald jedes Dorf ein Museum besitzt, könnte darauf deuten, daß das Interesse an Geschichte, hervorgerufen durch eine gewisse Orientierungslosigkeit im Getriebe der Moderne – teilweise gefährlich ins Irrationale abgleitend –, mehr darstellt als reine Sensationslust an spektakulären Funden und gigantischen Ausstellungsprojekten.

Leben wir also in einer geschichtsbewußten Welt? Eher nicht. Nicht ohne Süffisanz bemerkt Karl Moersch in der Einleitung zu seiner «historischen Spurensuche», der Anstoß zum Entstehen des Werks sei ein Erlebnis anlässlich einer Diskussion auf einer Fortbildungsveranstaltung für Landesbeamte gewesen – alles Beamte mit Prädikats-examen! –, bei der er auf erschreckende landesgeschichtliche Bildungslücken gestoßen sei. Der Autor beschloß damals, sich auf Spurensuche zu begeben, beschränkte diese aber nicht auf das enge Württemberg, sondern setzte sie bei unseren westlichen Nachbarn fort.

In der Tat waren Württembergs Beziehungen zu Frankreich über Jahrhunderte von ganz besonderer Natur, besaß doch die württembergische Dynastie im nordostfranzösischen Montbéliard – schwäbisch Mömpelgard – ein zweites territoriales Standbein in Form nicht unbedeutenden Besitzes. Neben einer, wenn man so will, historischen Landesbeschreibung dieser Herrschaft, deren Zugehörigkeit zum Hause Württemberg von den von Moersch angesprochenen Themen noch am ehesten einer breiteren Öffentlichkeit bekannt ist, widmet sich der Autor hauptsächlich biographischen Darstellungen: Dem mehrjährigen Aufenthalt Herzog Christophs am Hofe der Katharina von Medici in Blois und seinem speziellen, auf einen Religionsfrieden abzielenden, freilich vergeblichen Engagement in den französischen Religionskriegen. Oder dem fürchterlichen Offizier Mélac, den in Frankreich kein Wissenschaftler und keine Enzyklopädie als Person zu benennen weiß. Aber auch dem frühen Europäer Karl Friedrich Reinhard, der als gebürtiger Schorndorfer, Stiftler und dann Vikar in Balingen später bis zum französischen Außenminister und Pair von Frankreich aufsteigen sollte. Oder seinem Zeitgenossen und Freund Georg Kerner, einst Medizinstudent an der Hohen Karlsschule, der aus Begeisterung für die Französische Revolution 1791 nach Straßburg und dann nach Paris gehen sollte, um später sich als Arzt in Hamburg niederzulassen, wo er 1812 erst 42jährig als Armenarzt am Typhus starb. Schließlich auch dem Mömpelgarder Georges Cuvier, Schüler an der Hohen Karlsschule wie Kerner, einem der

Monumente der modernen Naturwissenschaft, und den Demokraten Georg Herwegh und Ludwig Pfau, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem Scheitern der Revolution 1848/49 in Frankreich Asyl suchten und fanden.

Auch jene Leser, die meinen, sich in der Landesgeschichte gut auszukennen, werden in Karl Moerschs facettenreicher – übrigens flüssig verfaßter und mit Lust zu lesender – Darstellung viel Neues finden, Anfänger – Neugierde vorausgesetzt – angeregt, selbst solche Spuren zu suchen. Über gewisse Schwächen sei dabei hinweggesehen. Moerschs einleitender Beitrag über das suebische (= schwäbische !?) Germanenreich im Nordwesten der iberischen Halbinsel stochert denn doch zu sehr im historischen Nebel und vermag das wenig sicher Bekannte über diesen Aspekt der Spätantike eher zu verschleiern denn zu erhellen. Unsere mangelnden Kenntnisse von diesem Reich sind dem Autor nicht vorzuwerfen, aber seine journalistische Feder huschte denn doch zu rasch übers Papier.

Karl Moerschs Diskussionspartnern von einst würde die Lektüre der *Spurensuche* sicher zum Nutzen gereichen; und es wäre wünschenswert, möglichst viele geschichtslose verbeamtete Seelen und kalte Technokraten bekämen das Buch als Urlaubs- oder Bettlektüre in die Hand. Mehr aber noch, auch der eine oder andere Eurokrat, sei es in Brüssel, sei es im Lande, denn in einem vereinten Europa wird es gelten, die Regionen – auch und gerade über das Geschichtsbewußtsein – zu stärken. Heimatliebe im Sinne von Karl Moersch entspringt nämlich nicht einem bornierten schwäbischen Patriotismus, keinem blinden «mir san mir», sondern dem Wissen, daß ein friedvolles und sich wechselseitig befruchtendes Zusammenleben der Völker in Europa wohl nur aus der – in einem zufriedenen und realistischen Selbstbewußtsein verankerten – Achtung vor dem Anderssein unserer näheren und fernerer Nachbarn und ihrer Geschichte und Kultur geboren werden wird.

Raimund Waibel

KONRAD SPINDLER: **Die frühen Kelten.** Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage 1991. 447 Seiten mit 114 Textabbildungen und 18 Tafeln. Pappband DM 39,80

Wenn ein Buch über eine vorgeschichtliche Epoche nach acht Jahren erneut aufgelegt wird – die erste Auflage wurde in der «Schwäbischen Heimat» 1985, S. 46, rezensiert, – so spricht dies für seine Qualität und das anhaltende Interesse der Leserschaft. Der Autor, inzwischen Professor für Vor- und Frühgeschichte in Innsbruck, hat Text und Abbildungen im wesentlichen belassen und nur an einigen wenigen Stellen neue Forschungsergebnisse eingearbeitet.

Die wichtigste Veränderung betrifft die zeitliche Einordnung der Späthallstattzeit mit ihren Großgrabhügeln und befestigten Herrensitzen, die nach neuen dendrochronologischen Erkenntnissen um 600 und nicht erst um 550 v. Chr. beginnt. Eine Neubewertung der im Magdalenenberg bei Villingen gefundenen Hölzer hat diese Korrektur bewirkt. Aus einem Frauengrab jenes Hügels stammt auch das prächtige bronzene Tonnenarmband, das nunmehr auf Tafel 10 anstatt einer fälschlicherweise für keltisch gehaltenen römischen Sandsteinskulptur abgebildet ist.

Leider ist man bei der Neuauflage nicht auch gleich dem Druckfehlerteufel zu Leibe gerückt, wenn es z. B. auf Seite 73 weiterhin «Fürsensitze» und «Birkenleh» statt «Birtenleh» heißt. Das Buch bleibt aber dennoch ein Standardwerk über die Kultur der frühen Kelten im Raum nordwestlich der Alpen. Das umfangreiche Literaturverzeichnis ist in einem Nachtrag um 38 Titel ergänzt worden.

Siegfried Albert

Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg. Der Alb-Donau-Kreis. Bearbeitet von der Abteilung Landesbeschreibung des Staatsarchivs Ludwigsburg. Band I. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1989. XXIV und 1000 Seiten mit 82 Abbildungen, darunter 46 farbige, 65 Grafiken und 51 Tabellen. Leinen DM 79,-

Über die herausragende Qualität der im letzten Jahrhundert erschienenen württembergischen Oberamtsbeschreibungen oder über die der ihnen nachfolgenden baden-württembergischen Kreisbeschreibungen zu referieren, das ist wie Eulen nach Athen oder – schwäbisch – Wasser in den Bach tragen. Ihre Sorgfalt und Genauigkeit sind ebensowenig zu übertreffen wie ihr breites, viele Fächer übergreifendes Spektrum.

In den modernen Kreisbeschreibungen werden der neueste Stand der im weitesten Sinn «landeskundlichen» Forschung – der historischen, geographischen, naturkundlichen – zusammengetragen wie die *gestaltenden wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte der Gegenwart* aufgezeigt. Daten- und faktenreich können sie als Nachschlagewerk benutzt werden, sind aber trotz aller Quellen- und Informationsdichte auch durchaus flüssig lesbar. Sie wenden sich an den gebildeten Laien ebenso wie an den Wissenschaftler. Ziel der Landesarchivdirektion ist es, nach und nach für alle 44 baden-württembergische Stadt- und Landkreise Beschreibungen vorzulegen und so ein Werk zu schaffen, das einen Gesamtüberblick gibt, aber auch Detailfragen beantwortet, das jeder Landesplanung zur Grundlage dienen kann, aber auch dem ortsgeschichtlich Interessierten einen Einstieg in lokale Forschung ermöglicht.

Die zwischen 1970 und 1975 erfolgte Neugliederung der Kreise und Gemeinden hat den Fortgang des 1952 begonnenen Unternehmens stark beeinträchtigt. Manches war Makulatur geworden, nur wenige der damals schon vorliegenden Kreisbeschreibungen – Tübingen und Kon-

stanz – konnten sinnvoll ergänzt oder schnell umgeschrieben werden, wie auch die des Kreises Ulm. Es mußte neu konzipiert werden. Ergebnis: 1987 begann die neue Reihe mit dem ersten Band einer Beschreibung des Kreises Biberach, ihm folgt nun der erste Band einer Beschreibung des Alb-Donau-Kreises. Weiterhin ist mittlerweile erschienen der Band eins der Beschreibung des Neckar-Odenwald-Kreises, und das Werk für den Landkreis Lörrach ist in Vorbereitung.

Wie bei allen auf zwei Bände geplanten Kreisbeschreibungen gliedert sich die Beschreibung des Alb-Donau-Kreises, der 1970 im wesentlichen aus den Altkreisen Ulm und Ehingen entstanden ist, in einen allgemeinen, den ganzen Kreis umfassenden Teil und in einen Teil, in dem alphabetisch geordnet alle 55 Gemeinden – vor der Verwaltungsreform umfaßte das Gebiet 134 – beschrieben werden. Im vorliegenden ersten Band findet man den Allgemeinen Teil und die Gemeindebeschreibungen von Allmendingen, Altheim, Altheim (Alb), Amstetten, Asselfingen, Ballendorf, Balzheim, Beimerstetten, Berg-hülen, Bernstadt, Blaubeuren, Blaustein, Börslingen, Breitingen, Dietenheim und Dornstadt; der zweite Band wird die restlichen 39 Gemeindebeschreibungen beinhalten.

Der allgemeine, 350 Seiten umfassende Teil beginnt mit der Darstellung der natürlichen Lebensgrundlagen: Geologie, Klima, Pflanzenwelt. Ihn folgen Schilderungen der geschichtlichen Grundlagen: Besiedlung, frühe Herrschaftsverhältnisse, territoriale Zersplitterung, Kirche und Schule, Bevölkerung und Wirtschaft, Anfänge des modernen Staates, Kunst und Kultur. Gegenwarts-kundliche Themen – Siedlungs- und Bevölkerungsstruktur, Wirtschaft und Verkehr, öffentliches und kulturelles Leben – runden den Teil ab. Deutlich wird, wie sehr die unterschiedlichen Landschaften, aber auch die unterschiedliche Geschichte die Lebensverhältnisse bis heute prägen, obwohl die gleiche wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung in den letzten Jahrzehnten die Individualität, das unverwechselbare Charakteristikum mancher Gemeinde empfindlich beeinträchtigte.

Alles in allem kann man gerne bestätigen, daß – wie es im Verlagsprospekt formuliert ist – *zahlreiche namhafte Vertreter der Wissenschaft und verantwortlich Tätige in Wirtschaft und Verwaltung unter Mitwirkung der zuständigen Archive, der Denkmalpflege und vieler Dienststellen ein repräsentatives Gemeinschaftswerk geschaffen haben, das für Jahrzehnte maßgeblich bleiben wird.*

Wilfried Setzler

FRAUKE STEIN: Alamannische Siedlung und Kultur. Das Reihengräberfeld von Gammertingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 154 Seiten mit 59 Abbildungen, davon 13 in Farbe. Leinen DM 28,-

Die ersten Bestattungen des alamannischen Reihengräberfeldes von Gammertingen wurden bereits 1884 aufgedeckt. 1902 und 1903 barg der bekannte, aus heutiger Sicht als Raubgräber zu bezeichnende J. Dorn die Inven-

tare mehrerer Gräber und fand dabei das überaus reich ausgestattete Männergrab mit einem aus oströmischen Werkstätten stammenden Spangenhelm. Dieser Fund war wohl der Hauptanlaß für die 1905 erschienene Prachtausgabe *Der Reihengräberfund von Gammertingen* von J. W. Gröbbels. Weitere Ausgrabungen bis Anfang der dreißiger Jahre lassen auf einen Friedhof mit über 300 Bestattungen schließen. Der Belegungszeitraum reicht von der zweiten Hälfte des 5. bis zum frühen 8. Jahrhundert.

Frauke Stein, die sich seit ihrer Arbeit über die *Adelsgräber des achten Jahrhunderts in Deutschland* (1967) durch viele Publikationen als Spezialistin in der Erforschung der Merowingerzeit erwiesen hat, bearbeitet die Beigaben des Gammertinger Gräberfeldes neu für eine wissenschaftliche Veröffentlichung. Diese wird in der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegebenen Reihe *Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg* erscheinen. Es ist erfreulich, daß die Autorin mit dem vorliegenden Buch die Ergebnisse ihrer Forschungen auch für ein breiteres Publikum, besonders für die Bürger von Gammertingen, wie es im Vorwort heißt, aufbereitet hat.

Im Mittelpunkt steht die Beschreibung der Siedlungs- und Kulturgeschichte im frühmittelalterlichen Gammertingen. Trotz einer Vielzahl von Verweisen und Ergänzungen, die über den engeren Gammertinger Bereich hinausgehen, weckt der Buchtitel *Alamannische Siedlung und Kultur* allerdings etwas zu hohe Erwartungen.

Ein erstes Kapitel gibt auf dem Hintergrund der schriftlichen und archäologischen Quellen einen Abriss der alamannischen Geschichte vom Feldzug des römischen Kaisers Caracalla im Jahr 213 bis hin zum Ende alamannischer Selbständigkeit auf dem Cannstatter Gerichtstag von 746. Anschließend entwickelt die Autorin, ausgehend von den naturräumlichen Gegebenheiten und den archäologischen Hinterlassenschaften, ein anschauliches Bild vom Umfang der Bevölkerung, ihrer sozialen Gliederung und dem vermutlichen Aussehen der frühmittelalterlichen Siedlung. Reste von alamannischen Bauten wurden allerdings in Gammertingen bisher noch nicht nachgewiesen. Die Grabfunde bezeugen eine soziale Gliederung, angeführt von einer Familie der Oberschicht, die hier seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts ansässig war. Die Funde in Form von Waffen, Schmuck, Trachtzubehör und Geschirr ermöglichen Aussagen über die wirtschaftlichen Verhältnisse, das Alltagsleben und religiöse Vorstellungen. Besondere Abschnitte sind der Bekleidung, dem Essen und Trinken, der kriegerischen Betätigung, der Jagd, der Landwirtschaft sowie dem Handel und Handwerk gewidmet. Zum Schluß zeigt die Verfasserin auf, wie im Lauf der Zeit heidnisch-germanische Glaubensvorstellungen von christlichen abgelöst werden.

Ein Glossar der wichtigsten Fachausdrücke, eine ausführliche Literaturliste und ein kleiner, qualitätvoller Tafelteil bilden den Abschluß dieses erfreulichen Buches, dessen Konzeption Nachahmung verdient. Es wird sicherlich das Interesse an der Geschichte des Heimatraumes

wecken, das Verständnis für ihre Erforschung mehren und damit auch den Anliegen der archäologischen Denkmalpflege dienen.

Siegfried Albert

DOHL, GÜNTHER: **Die Grafen von Wartstein und ihre Burgen im Lautertal.** 226 Seiten, über 100 z.T. farbige Abbildungen, 14 Karten und 8 Tafeln zur Genealogie. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis Ulm 1991. (Bezug bei Siegfried Mall, Müllerstraße 15, 7930 Ehingen/Donau bei Voreinsendung eines Verrechnungsschecks über DM 38,- plus DM 4,- Versandkosten).

Viele Wanderer kennen das Tal der Großen Lauter, durch das der «Burgenweg» führt, und dort die Ruinen Wartstein, Monsberg, Maisenburg, Schülzburg und Reichenstein. In mühevoller, jahrelanger Arbeit ist es dem Verfasser gelungen, in deutschen und italienischen Archiven und im Schrifttum alle Angaben über die von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts nachweisbaren Grafen von Wartstein zu sammeln und in 357 Regesten zu ordnen. Als Vorgänger zu der von Friedrich Barbarossa erneuerten Grafschaft ist eine nicht näher bezeichnete Grafschaft 854 in der Suercenhuntare anzunehmen. Sie kam später in welfischen Besitz, aus diesem 1179 an den Staufer. Der Verfasser leitet das Gebiet aus fünf Elementen – Veringen, Tübingen, Ronsberg, Neuffen-Weißenhorn und Berg –, die zu dem Erbe Herzog Hermanns II. von Schwaben gehörten, und aus dem welfischen Kern ab. Am Ende des 14. Jahrhunderts ist ein Verkauf an Österreich, kurz danach an die Herzöge von Bayern nachweisbar. Relativ viel ist über Graf Hartmann II. von Wartstein (* um 1315, † 1364) bekannt, der sich als Söldnerführer in Italien einen Namen machte. Sein Bruder Graf Heinrich V. (* um 1320, † 1392) bewährte sich im Dienste Kaiser Karls IV., des Kirchenstaates und der bayerischen Herzöge. Über Wappen und Siegel der Grafen von Wartstein, über ihre Versippung mit anderen Geschlechtern und ihre Beziehungen zu benachbarten Geschlechtern und ihre Ministerialen, sodann über mittelalterliche Rechtsbräuche wird Interessantes mitgeteilt. Einen Schwerpunkt bildet die Geschichte der vorhin aufgeführten Burgen, ihres Zubehörs und der abgegangenen Siedlungen.

Hans Binder

MANFRED REINARTZ: **Häuser – Höfe – Hofstätten in Schweningen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Materialien zur Siedlungsforschung einschließlich der Häuserrolle von 1824.** Verlag Hermann Kuhn Villingen-Swenningen 1990. 928 Seiten mit einem Ortsplan. Leinen DM 96,-

Wer sich bereits mit der Haus- und Siedlungsforschung beschäftigt hat, der weiß, wie zeitraubend die Suche nach

brauchbaren Informationen über einzelne Gebäude und ihre Besitzer sein kann. Oftmals führt ein langer Weg durch die einschlägigen Bestände der Stadt- und Ortsarchive, um zu den gewünschten Informationsteilchen zu gelangen, die sich zu einem Bild zusammenfügen lassen. Urbare, Inventuren und Teilungen, Zinsregister und Steuerbücher, Gemeinderatsprotokolle, Brandversicherungs- und Gebäudekataster sind nur einige der Quellen, die es dabei zu beachten gilt.

Mit Blick auf die Siedlungsforschung im Bereich der Stadt Schwenningen präsentiert Manfred Reinartz Auszüge dieser Materialien in seinem mehr als 900 Seiten umfassenden Buch. Die chronologische Reihung der teilweise recht spröden Textpassagen beginnt mit einem Nachtrag aus dem 1312 erstellten Zinsrodel des Klosters Amtenhausen und endet mit der Revision des Schwenninger Brandversicherungskatasters vom 10. Juli 1824. Die zum überwiegenden Teil auf der Grundlage Schwenninger Archivbestände angefertigten Exzerpte werden flankiert von Texten aus dem Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen, dem Generallandesarchiv in Karlsruhe und dem Hauptstaatsarchiv in Stuttgart. Ein einhundertundvierzig Seiten starkes Register soll dem Benutzer den Zugang erschließen. Die beigelegte Karte ist aus den Flurkarten Nr. II und VI zusammengesetzt, die 1838 anlässlich der allgemeinen württembergischen Landesvermessung erstellt wurden, und ermöglicht erste Orientierung und Lokalisierung der in den Quellentexten genannten Gebäude, soweit man um die Zusammenhänge zwischen Katasternummern und Flurkarte weiß.

Wenn der Autor in seinem Vorwort durchblicken läßt, er habe bei der Konzipierung seiner Materialsammlung in erster Linie an «den Heimatforscher» gedacht, so unterstellt er, daß dieser Benutzerkreis mit der Materie vertraut ist und das Puzzle der präsentierten Informationen je nach Fragestellung zusammenfügen kann. Bleibt zu hoffen, daß er recht behält, zumal zahlreiche Beispiele aus der beruflichen Praxis angeführt werden könnten, die das Gegenteil belegen. Mancher Archivbenutzer hat schon allein deshalb seine Hausforschungen aufgegeben, weil ihm das Gefüge des überkommenen Quellenmaterials nicht vertraut war und sich daher die im 19. Jahrhundert gefundene Spur nicht weiter zurückverfolgen ließ. Reinartz hat es versäumt, dieser Gefahr durch die Skizzierung einer möglichen Vorgehensweise wirksam entgegenzutreten. Das Register, welches die Namen von Personen oder Herrschaften ebenso enthält wie Hinweise auf die Funktionen von Gebäuden oder Querverweise auf den Beruf ihrer Besitzer, kann eine nachvollziehbare Erläuterung der Verzahnung der verwandten Quellen – Flurkarte, Kataster, Steuerbuch, mittelbar Lagerbuch – nicht ersetzen. Der Hinweis auf das Fortbestehen der auf den Häusern und Hofstätten lastenden Zinsen und Abgaben als Hilfsmittel bei der Identifizierung ist zwar richtig, genügt aber bei weitem nicht.

Hinzu kommt eine verwirrende Fülle von vollendeten Tatsachen, mit denen der Autor die Benutzer in seinem Vorwort konfrontiert. So schreibt Reinartz von seinen Bestrebungen, lediglich Belege zu publizieren, die noch

nicht gedruckt vorliegen. Die Berücksichtigung eines älteren Quellenbandes zur Schwenninger Geschichte bestätigt die Ausnahme von der Regel. Über die Gründe dieser Vorgehensweise erfährt der Leser jedoch nichts. Bereits eingangs wird er darauf hingewiesen, nur die *bedeutendsten Materialien* zur Schwenninger Hausgeschichte vorzufinden, während der andere Teil – der größere oder kleinere? – noch in den Archiven liegt. Auch hier wäre eine Erläuterung der Auswahlkriterien vonnöten gewesen.

Ebenso undurchsichtig gibt sich Reinartz, wenn er die «Leibeigenenverzeichnisse» mit den Angaben zu Häusern und Hofstätten unberücksichtigt läßt und statt dessen seitenweise Textpassagen aus den Inventuren und Teilungen übernimmt, die keinerlei Informationen zum Thema enthalten. Der bei diesen Textpassagen in Klammern zu findende Hinweis *Kein Haus* ist vor allem im Zusammenhang mit der mitgelieferten Erklärung hart an der Grenze des Erträglichen. So will Reinartz dem Benutzer durch besagten «Sammelbegriff» signalisieren, daß in der Quelle zwar eine Person namentlich genannt wird, aber kein Hinweis auf ein Gebäude, eine Hofstatt oder gar einen in der Nähe eines Hauses oder einer Gasse gelegenen Garten (!) zu finden ist. Spätestens hier muß sich der Autor die Frage nach der Logik seiner Vorgehensweise gefallen lassen. Ohne Zweifel ist das zusammengetragene Material von Interesse. Zu würdigen ist freilich auch die quellennahe Transkription der Textpassagen; doch können diese Qualitäten die äußerst subjektive Vorgehensweise von Manfred Reinartz und die daraus resultierenden Probleme bei weitem nicht aufwiegen. Ein Blick in andere Quelleneditionen wäre vielleicht hilfreich gewesen.

Eine letzte Anmerkung sei zu dem Versuch des beschaulichen Geleitwortes erlaubt, dem Benutzer die philosophische Dimension der Textsammlung vor Augen zu führen. Die angesprochenen Fragen mögen uns zwar ein Leben lang begleiten, doch lassen sich 500 Jahre Geschichte eines Gemeinwesens und der darin lebenden Menschen nicht auf ein Raster des «Wer, Wann und Wo» reduzieren. Dies bestätigt das vorliegende Buch nur allzu deutlich. Daß Josef Schlencker 1672 ein Haus bei der Schwenninger Zehntscheuer besaß, ist ohne Zweifel ein historisches Faktum; mit diesem Wissen über das menschliche Dasein zu sinnieren, fällt allerdings schwer. Auch dürfte kein Wohlgefühl in der Herzgegend eintreten, geschweige denn, *daß wir uns [bei der Lektüre] wie Kinder auf dem Weg nach Hause fühl[t]en*. Der Grund hierfür liegt nicht zuletzt in der Aussparung weiterführender Fragen. Hätte der Autor in den Kategorien des Wie und Warum gedacht, vielleicht wäre er dann den Ansprüchen des Geleitwortes gerechter geworden, auf jeden Fall aber den Bedürfnissen seiner Leser nähergekommen. So bleibt nur die unbeantwortete Frage: wozu das Ganze?

Roland Schurig

HELMUT HORNBOGEN: **Danneckers Nymphengruppe. Über die bewegte Vergangenheit und vielfältige Gegenwart zweier leichtbekleideter Frauen.** Verlag Schwäbisches Tagblatt Tübingen 1991. 50 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 10,90

Von Johannes Brahms, dem berühmten Komponisten, wird überliefert, er habe beim Anblick der Dannecker'schen Nymphengruppe ausgerufen: *Ich bin nur ein Barbar in der bildenden Kunst, aber dieses Bildwerk wirkt auf mich wie ein Akkord.* Auch Helmut Hornbogen, der sich seit vielen Jahren mit diesem *einem Hauptwerk der deutschen Plastik im frühen 19. Jahrhundert* beschäftigt, empfindet diesen Akkord, den *Gleichklang der beiden Nymphen*, doch bleibt seine Annäherung weit weniger enthusiastisch, geschieht eher mit dem nüchternen Verstand als mit der «aufgewühlten Seele» oder dem romantisch gestimmten Gemüt.

In seinem Bändchen beschreibt er, wie die Nymphengruppe entstand, welcher Konzeptionsgedanke und welche Intention den württembergischen Hofbildhauer Johann Heinrich von Dannecker leiteten. Er weist einleuchtend nach, daß Dannecker bei der Konzeption seiner locker lagernden Nymphen *nicht nur an ihre künftige Monumentalisierung*, sondern vor allem auf deren Ambiente achtete, beispielsweise auf deren architektonischen Hintergrund: Die als flaches Dreieck komponierte Gruppe antwortete auf das dreieckige Giebfeld des Stuttgarter Residenzschlosses, vor dem die beiden Schwestern erstmals aufgestellt wurden. Anschaulich verdeutlicht Hornbogen auch, warum Dannecker aus der antiken Welt zwei Nymphen «zitiert», deren eine – die Wiesennympe – der Wassernympe aus Dankbarkeit einen Kranz aufsetzt. In diesem Bild soll die *allumfassende Harmonie von Natur und Mythos, von Natur und Geist, hier als Kunst, zum Ausdruck gebracht werden.*

Am ausführlichsten aber verfolgte Hornbogen – und darin liegt wohl auch sein größtes Verdienst – die Geschichte des Kunstwerkes und seiner Kopien. Er skizziert, wie die aus weichem Sandstein geschlagenen Nymphen – Marmor war dem für seinen Geiz bekannten König Friedrich von Württemberg zu teuer – 1815 auf dem Stuttgarter Schloßplatz zwischen See und Schloß aufgestellt wurden, wie sie – 1912 durch eine Marmorkopie ersetzt – 1926 nach Tübingen an den Anlagensee kamen, dort 1986 durch einen wetterbeständigen Abguß aus Epoxid-Harz ersetzt wurden und schließlich nach einer gründlichen Sanierung und einer Zwischenlagerung – «trauriges Asyl in einem städtischen Depot» – 1991 in der Tübinger Kunsthalle eine vorläufig endgültige Bleibe fanden.

In seinem historischen Abriß verfolgt er auch die Geschichte der Kopien, jener ersten etwa, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, oder jener neuen, heute im Stuttgarter Rosensteinpark zu besichtigenden Kopie aus Carrara-Marmor, die die Fellbacher Bildhauerin Doris Schmauder 1981 fertigte.

Doch im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht das von Umzügen, Wind und Wetter gebeutelte Original. Zwar

bedauert Hornbogen, daß dies nun auf einem schmalen Podest vor einer Wand steht und nur noch von einer Seite aus betrachtet werden kann, zudem ohne Wiese und Wasser, ohne den architektonischen Hintergrund auskommen muß. Er sieht die künstlerische Konzeption verfälscht, und dennoch: *Eine Kopie aus Kunststoff im Freien und das Original notdürftig unter Dach und Fach*, darin scheint sich durchaus *auch etwas von den Brüchen, Gegensätzen und Gefährdungen zu spiegeln, denen Danneckers Vision von der großen Harmonie unterworfen war.* Ja, auf Hornbogen wirken die beiden nun *bräunlich-grauen und ein bißchen ruinös* aussehenden Frauen erst jetzt, *wo niemand mehr Spuren von Alter und Verfall zuzustopfen und mit Ölfarben wegzutünchen braucht, so würdevoll wie nie zuvor.*

Ein Grund mehr, sie sich in der Tübinger Kunsthalle anzuschauen. Doch nicht nur für solche Betrachter lohnt es sich, dieses Büchlein zu lesen.

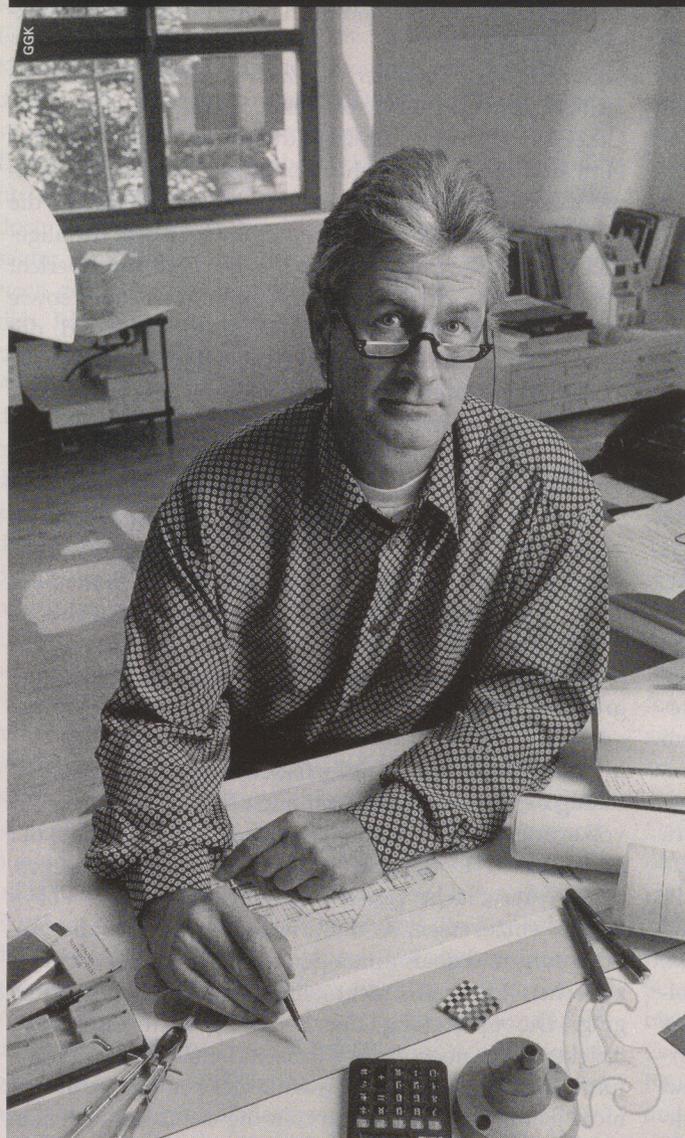
Wilfried Setzler

EHRENFRIED KLUCKERT: **Peter Jakob Schober.** Monographie mit Werkverzeichnis und Texten von Karl-Heinz Dähn, Robert Förch, Wilhelm Gall, Andreas Pfeiffer, Otto Rombach, Günther Wirth, Rudolf Yelin. Herausgegeben von Berta Schober. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 253 Seiten mit 128 Abbildungen. Leinen DM 128,-

Peter Jakob Schober gehört zu den profiliertesten Malern der Klassischen Moderne Süddeutschlands. Er wurde 1897 in Gschwend im Schwäbischen Wald geboren. Seine Studienzeit an der Stuttgarter Akademie (1922–1929) u. a. bei den Professoren Pankok, Landenberger, Schlemmer, Hölzel und Altherr bildete die Grundlage für seine stilistische Entwicklung. Der fast zweijährige Studienaufenthalt in Paris und Südfrankreich um 1929/30 wurde für den jungen Maler zum wegweisenden künstlerischen Erlebnis. Unter dem Einfluß von Cézanne und Braque und dem in Frankreich zu der Zeit blühenden Postimpressionismus, Fauvismus und Kubismus veränderte er vor allem sein Verhältnis zur Farbe. Die Ergebnisse der Studienjahre und der Einflüsse der genannten Künstler sind in seinen Werken evident. Schober griff die unterschiedlichen Kunstauffassungen kreativ auf. Es gelang ihm, einen persönlichen Stil zu entwickeln, in dem er sein außergewöhnliches Farbgefühl und seinen ausgeprägten Sinn für Form und Ausgewogenheit der Komposition darstellen konnte. Sein Weg führte zwischen Abstraktion und Expressionismus zu neuen Bildformen, die aber immer mit der gegenständlichen Darstellung verbunden blieben und sein Verständnis von Wirklichkeit zeigten. Landschafts- und Stadtbilder, Interieurs, figürliche Darstellungen, Portraits und Stilleben vermitteln einen Eindruck von der Freude des Künstlers an den schönen Seiten des Lebens. Sein beliebtestes Motiv war das Landschaftsbild, in dem er besonders seinem Gefühl für Heimat und Geborgenheit Ausdruck verleihen konnte. Bis zum Zweiten Weltkrieg war diese Heimat Stuttgart. Nach der Zerstörung seines Hauses und Ateliers zog er

Ein Reutlinger mit hohen Ansprüchen:

„Meine Anlagestrategie ist ein Unikat.“



Meine Anzüge kaufe ich von der Stange, in der Garage steht eine Limousine vom Band. An meine Vermögensberatung aber stelle ich individuelle Ansprüche. Denn mein Temperament, meine Wünsche schlagen sich auch in meiner Anlagestrategie nieder. Mein Partner dabei ist der persönliche Kundenbetreuer der Baden-Württembergischen Bank. Als Fachmann weiß ich schnelle Tips und grundlegende Ratschläge vom Experten zu schätzen.

Die klassisch angelegte „eiserne Reserve“, das Sicherheits-Depot mit festverzinslichen Wertpapieren, das aktive Aktien-Depot zur

Wahrung der kurzfristigen Chancen, alle meine Anlagen sind auf meine Pläne, mein Sicherheitsbedürfnis, meine steuerliche Situation zugeschnitten. Das paßt. Mein Kundenbetreuer kennt meine Ziele und den Weg, um sie zu erreichen. Teamwork im besten Sinn. Mit der Baden-Württembergischen Bank gibt es den Partner, der nicht nur etwas von Geld versteht.

Sprechen Sie am besten bald mit einem persönlichen Kundenbetreuer der Baden-Württembergischen Bank über Ihre Anlagestrategie. Er meldet sich umgehend bei Ihnen, wenn Sie kurz anrufen: (07 11) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

nach Billensbach im Bottwartal, wo er sich eine neue Malerwerkstatt schuf. Ohne seinem Bekenntnis zur Gegenständlichkeit untreu zu werden, verstand er es in seinem 60 Jahre andauernden künstlerischen Schaffen, mit individuellen malerischen Mitteln immer wieder neue Ausdrucksmöglichkeiten zu finden. Dieses läßt sich sehr anschaulich an den Abbildungen seiner Werke in dem vorliegenden Band nachvollziehen. 1983 starb er im 86. Lebensjahr in Bleiberg in Kärnten.

Ehrenfried Kluckert hat «das künstlerische Schaffen» Peter Jakob Schobers in diesem Buch nachvollzogen und sein Werk den Kunstrichtungen der Moderne zugeordnet. In den im Anschluß daran veröffentlichten Aufsätzen haben Freunde von Schober ihren Erinnerungen an den Künstler Ausdruck verliehen. Eine Reihe Fotos aus dem persönlichen Leben geben einen Einblick in sein privates Leben und öffentliche Auftritte. Über hundert ganzseitige Abbildungen – Ölbilder und Aquarelle, Zeichnungen und Radierungen, im wesentlichen chronologisch geordnet – dokumentieren seine Malweise und seine künstlerische Entwicklung. Ein vollständiges Werkverzeichnis, biographische Daten sowie ein Verzeichnis seiner Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen vervollständigen die vorliegende «erste große» Monographie über Peter Jakob Schober, die den Freunden seiner Kunst und Kunstrichtung empfohlen werden kann.

Sibylle Setzler

HELMUTH ALBRECHT (u. a.): **Kalk und Zement. Industriegeschichte am Südrand der Schwäbischen Alb.** (Technik und Arbeit, Band 4). Herausgegeben vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund. Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher 1991. 348 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 39,80 (Subskriptionspreis, danach DM 49,80)

Im Jahr 1985 erwarb der Schwäbische Heimatbund das stillgelegte und vor sich hin verfallende Kalkwerk Untermarchtal mit dem Ziel, *den historischen, denkmalgeschützten Kalkofen sobald wie möglich wieder herzustellen und danach einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.* Dies ist inzwischen geschehen: Das Kalkwerk wurde restauriert, wieder funktionsfähig gemacht, in ihm zudem ein Museum eingerichtet, das seine einstige Funktion, sein Funktionieren, seine Produktions- und Arbeitsbedingungen sowie seine Bedeutung für die Region erläutert. Hand in Hand ging damit ein – vom Lehrstuhl für die Geschichte der Naturwissenschaft und Technik am Historischen Institut der Universität Stuttgart unter Leitung von Helmuth Albrecht betreutes – Forschungsprojekt, das die Grundlagen der musealen Präsentation erarbeitete. Daraus wiederum entwickelte sich schließlich das vorliegende Buch, das sich mit der Geschichte des Untermarchtaler Kalkwerks, mit der Herstellung von Kalk und Zement sowie vor allem mit der historischen Entwicklung der gesamten Kalk- und Zementindustrie am Südrand der Schwäbischen Alb beschäftigt.

Einleitend beschreibt Jürgen Brucklacher, Beauftragter des Schwäbischen Heimatbundes für den Kalkofen Untermarchtal, den Baubefund, die bauliche Instandsetzung, die Rekonstruktion der Betriebseinrichtung und die im Kalkwerk untergebrachte Ausstellung. Es folgen vier Beiträge, die umfassend alle Aspekte der Entstehung, Herstellung und Verwendung von Kalk und Zement erläutern. Das umfangreichste Kapitel *Vom Caementum zum Zement* beschäftigt sich mit der Geschichte der regionalen Zementindustrie von den Anfängen bis zur Gegenwart. Es baut ebenso wie das folgende Kapitel *Vom Kalkstein zum Kalk. Die Geschichte der Kalkindustrie im Alb-Donau-Raum seit dem 19. Jahrhundert* auf umfangreichen und gründlichen Studien auf, wobei bislang weitgehend unbekannte Quellen ausgewertet werden konnten. Dabei wird nicht nur ein Stück Industriegeschichte – anschaulich illustriert und gut lesbar – aufgezeichnet. Deutlich wird eben auch die wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Kalkbrennens und der Zementherstellung. Schließlich leiteten sie in der bis ins 20. Jahrhundert ausschließlich landwirtschaftlich geprägten Region die Industrialisierung ein und sind noch heute ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges.

Natürlich wird auch der Geschichte des Kalkwerks Untermarchtal von 1921 bis zu seinem Ende nachgegangen. Geschildert werden die Gründung, der Produktionsbeginn und die Besitzgeschichte, aufgezeigt der Produktionsablauf, das Vertriebssystem und das Liefergebiet, die Rentabilität und die Arbeitsbedingungen sowie die allgemeine Bedeutung des Kalkwerkes. Ein Erfahrungsbericht des Forschungsprojekts, ein Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Namensregister schließen den Band, der eine Lücke landeshistorischer Forschung füllt und zur Pflichtlektüre eines jeden an Wirtschafts-, Technik-, Landes- oder Sozialgeschichte Interessierten gehört.

Sibylle Wrobbel

JEAN LUCIEN ESTRADÉ: **Tuttlingen April 1945 – September 1949. Die französische Militärregierung in Tuttlingen.** Geschichtsverein für den Landkreis Tuttlingen 1990. 200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Statistiken und Diagrammen. Kartoniert DM 23,-

Mit dem Einrücken der französischen Truppen am Nachmittag des 21. April 1945 war auch für die Tuttlinger Bevölkerung der Zweite Weltkrieg beendet. Angesichts der militärischen Übermacht hatte man davon abgesehen, den in der Nacht zuvor zusammengerufenen «Volkssturm» einzusetzen, so daß die Besetzung kampflos, jedoch aufgrund eines unnötigen Bombenangriffs der französischen Luftwaffe nicht ohne Todesopfer vonstatten ging. Die Sprengung der beiden großen Eisenbahnbrücken hatte noch die Wehrmacht befehlsgemäß ausgeführt; die Zerstörung der Donaubrücke in der Stadt war nicht gelungen. Auch wenn sich die sichtbaren Schäden in überschaubarem Rahmen hielten, so existierten doch wirtschaftliches Leben und die deutsche Verwaltung

praktisch nicht mehr. Nach Inhaftierung des Landrats und einiger Polizeiangehöriger übernahm ein Kommando des «5. Büros» der I. französischen Armee die Verwaltung. Bis Anfang Mai folgten weitere Kommandos. Schließlich wurde die Regierung im Kreis Tuttlingen am 4. Mai 1945 dem Sonderkommando Nr. 17/G 3 der Französischen Militärverwaltung in Deutschland (AMFA) übertragen. Dessen Chef, bis Ende Dezember 1945 Major René Williard, bezog als Kreisbeauftragter mit seinem Stab das ehemalige Gebäude der Stadtwerke am Marktplatz. In dieses Amt wurde am 10. Mai 1946 – nach einer kurzen Interimslösung – Jean-Lucien Estrade, der Verfasser des vorliegenden Berichts, berufen.

Der 46jährige «Gouverneur», seit 1924 Berufssoldat, schloß im Sommer 1950 seine schriftlichen Ausführungen. Durch persönliche Kontakte gelangte das Manuskript an den Geschichtsverein des Landkreises Tuttlingen, der die Übersetzung der Niederschrift initiierte und nun mit ihrer Edition eine Quelle vorlegt, welche die Tätigkeit der Kreisregierung beschreibt, aber auch die Handlungsweise der Behörde und ihres Chefs nicht von Kritik ausnimmt.

Estrade macht den Leser zunächst mit dem Aufbau der Kreisregierung bekannt. Die Abteilung der «Surêté» und das für die Rückführung der «Displaced Persons» zuständige Amt werden im Vergleich zu den übrigen Dienststellen eingehender beschrieben. Bei allem Respekt für die geleistete Arbeit kann man sich des Eindrucks doch nicht ganz erwehren, daß dies auf die Erfolge besagter Abteilungen zurückzuführen ist. Gerade im Bereich der «Services Françaises», zu diesen zählten Quartier-, Rationierungs- oder Meldeamt, hätte man sich vertiefende Informationen gewünscht. Zwar erkennt der Autor den wesentlichen Einfluß dieser Dienststellen auf das Leben der deutschen Bevölkerung an, die von ihm erstellten Zahlenreihen, Kurven und Tabellen können jedoch das Fehlen eingehender Erläuterungen nicht ersetzen. Überhaupt scheint der «Gouverneur» einen Hang zu dieser Art der Darstellung gehabt zu haben, was wiederum die Herausgeber dazu bewog, *auf Schaubilder mit recht belanglosem Inhalt* zu verzichten.

Unbedingt beachtenswert sind dagegen die Personenbeschreibungen, die Estrade immer wieder in seinen Bericht einstreut. Insbesondere in den umfangreichen Kapiteln zur Entwicklung der deutschen Verwaltung und des politischen Lebens – Parteien und Gewerkschaften – im Kreis Tuttlingen gelangen ihm treffende Analysen. Sie lockern die Masse von Namen, Daten, Gründungsterminen oder Mitgliederzahlen auf und geben dem durch die Informationsflut leicht ermüdeten Leser Gelegenheit zur Erholung. Spannend zu lesen ist zudem das Kapitel über die Arbeitskämpfe, die sich im Juli 1947 gegen die mangelnde Lebensmittelversorgung, im Mai 1948 gegen die Weigerung der Arbeitgeber in der Lederbranche, den ersten Mai zu bezahlen, und schließlich im August desselben Jahres gegen die Demontage richteten. Estrade zitiert hier aus seinen protokollartigen Berichten an die Militärregierung und läßt auch die Protagonisten zu Wort kommen. Die von den Herausgebern grau unterlegten und

damit hervorgehobenen Textpassagen wirken dadurch im Vergleich zum restlichen Bericht unmittelbarer. Hinzukommt, daß der Autor auf diesen wenigen Seiten – wie übrigens an keiner anderen Stelle sonst – dem Leser direkte Einblicke in das komplizierte Verhältnis zwischen Franzosen und Deutschen gewährt, indem er den Ablauf der Ereignisse minutiös schildert und durch einen Perspektivenwechsel, das heißt durch die Fortführung des Berichts in der Ich-Form, am Geschehen beteiligt erscheint.

Diese kurzzeitige Aufgabe der Erzählweise in der dritten Person mit ihren teilweise formelhaften Höflichkeitsfloskeln ist stilistisch, vor allem aber auch inhaltlich als Höhepunkt des gesamten Textes anzusehen. So schildert Estrade die Arbeitskämpfe weniger aus politischer Sympathie, denn zur Verdeutlichung der von seiner Behörde geleisteten «Erziehungsarbeit» an der Bevölkerung des Kreises Tuttlingen. Die Versammlungen, Erklärungen der Arbeiter wie auch der Arbeitgeber, die Suche nach einem tragfähigen Kompromiß etc. werden von ihm als erste demokratische Gehversuche vorgeführt. Sie erscheinen gleichsam als Bewährungsproben eines jungen aufkeimenden politischen Bewußtseins, das sich allmählich verselbständigt und vielleicht einmal ohne fremde Hilfestellung auskommt. Der »Gouverneur« weiß um den hohen Anspruch seines Zieles, wenn er diese «Bewußtseins-erziehung» als «Umsturz» und völligen «Umschwung» der Veranlagung der Bevölkerung bezeichnet. Aber bei aller geäußerten Skepsis um das Gelingen, die Verwirklichung der Aufgabe ist für ihn gleichzeitig Anspruch und Legitimation der Besatzung. Dies bestätigen einmal mehr die Ausführungen in den Kapiteln zur Entwicklung des Bildungsbereichs wie auch des kulturellen Lebens. Auch hier fragt Estrade nach dem Greifen einer «neuen Denk-art»; deren materieller Grundlage widmet er sich in den letzten Kapiteln seines Berichtes.

Die Entwicklung der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion, der Bereich des Arbeitsmarktes, des Transportwesens und der Finanzen werden näher beleuchtet – freilich mit Blick auf den Nutzen für Frankreich. Es kann daher nicht überraschen, wenn der Autor die Bilanz seiner vierjährigen Tätigkeit als Kreisbeauftragter mit der Hoffnung abschließt, *eine Spur hinterlassen (zu haben), und zwar ein echt französisches und von Grund auf günstiges Gepräge, das die Deutschen, die wir zunächst verwaltet, dann kontrolliert haben, nicht so schnell vergessen werden.*

Daß dies geschehen ist, verdeutlicht nicht zuletzt die Veröffentlichung des Berichts durch den Kreisgeschichtsverein. In diesem Zusammenhang ist auch die gelungene Ergänzung des Textes durch Anmerkungen und Fotografien hervorzuheben. Allen Beteiligten ist ein großer Schritt auf einem bislang kaum berührten Forschungsgebiet der Tuttlinger Lokal- und Kreisgeschichte gelungen. Es bleibt zu hoffen, daß der Weg fortgesetzt wird. Der Blickwinkel des «Gouverneurs» sollte hierzu anregen, denn sein Bericht ist eine Quelle, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Roland Schurig

HERBERT BERNER: **Das Hegöw, ein kleines, aber über die Maßen wol erbauen fruchtbar Ländlein.** Ausgewählte Aufsätze. Festgabe zum 70. Geburtstag von Herbert Berner, hrsg. von Franz Götz im Auftrag des Hegau-Geschichtsvereins und des Bodensee-Geschichtsvereins. Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 563 Seiten mit 20 Abbildungen. Leinen DM 84,-

Am 1. September 1991 beging Dr. Herbert Berner, Archivdirektor und Kulturamtsleiter der Stadt Singen am Hohentwiel und bekannte Koryphäe der südbadischen Landesgeschichte, seinen 70. Geburtstag. Seinem wissenschaftlich-publizistischen Wirken, insbesondere aber seinem organisatorischen Talent, ja Genie – ein Historikern nur selten eigenes Talent – wird die Landesgeschichte Dank abstaten müssen. Der von Herbert Berner angelegte und jahrzehntelang geführte *Hegaugeschichtsverein* zählt heute mehr als tausend Mitglieder und gehört zu den regsten Geschichtsvereinen Baden-Württembergs. Unter anderem gibt der Verein die Zeitschrift HEGAU heraus, dazu die Monographienreihe *Hegau-Bibliothek* sowie die Reihen *Hegauer Flurnamen* und *Hegauer Quellen und Archive*. Unzählige Ausstellungen, Tagungen und andere Fachveranstaltungen wären ohne das Geschick und den Einsatz Herbert Berners nicht denkbar gewesen.

Das Werkverzeichnis des Jubilars nimmt sich nicht weniger beeindruckend aus. Mehr als 800 Veröffentlichungen entfloßen seit 1950 seiner Feder: neben der Herausgabe historischer Werke und verschiedener Zeitschriften Beiträge zu Sammelwerken, viele Einzelschriften und wissenschaftliche Aufsätze sowie unzählige Artikel in Zeitschriften und Zeitungen. Vier Jahrzehnte lang entfalteten sich im Rahmen seines beruflichen und ehrenamtlichen Wirkens die atemberaubende Schaffensfreude und die fast beängstigend fruchtbare schriftstellerische und wissenschaftliche Tätigkeit des «schnellen Berners», wie man den Jubilar nicht ohne Seitenhieb im Amt nannte – vor allem im Bereich von Geschichte und Landeskunde, einschließlich der Erforschung von Sitte und Brauch seiner Heimat: ortsgeschichtliche Betrachtungen, Arbeiten zur Geschichte des Bodenseeraumes, biographische Aufsätze, kunsthistorische Erörterungen, aber auch Beiträge zur Brauchtumsforschung, insbesondere zur alemannischen Fasnacht in schier unübersehbarer Zahl.

Grund genug, den Historiker mit einer Festschrift zu ehren. Das vorliegende Werk, in dem 31 Beiträge aus der Feder des Jubilars erneut abgedruckt werden, bietet einen Querschnitt aus der Bernerschen Themenpalette. Allerdings hätte man – gerade auch dem Feiernden zuliebe – vielleicht doch den einen oder anderen eher marginalen, ein breites Publikum weniger interessierenden Beitrag durch relevantere Aufsätze Herbert Berners ersetzen sollen, wie sie in der Sammlung etwa durch die Arbeit zur jüdischen Gailinger Fasnacht, dem Purim, vertreten sind. Das gilt insbesondere auch für das aus dem Gesamtzusammenhang gerissene Kapitel aus Herbert Berners maschinenschriftlicher und daher bisher ungedruckter Doktorarbeit aus dem Jahr 1950, die das *politische-ökonomische Dogma und (die) historisch-politische Wirklichkeit*

bei Marx und Engels zum Thema hat, aber wenig Neues bietet, dafür aber manch persönliche Wertung birgt; so etwa wenn der Doktorand im jugendlichen Ungestüm bei Karl Marx *eine moralisch zumindest primitive Gesinnung* auszumachen wissen wollte, die dem Denker Karl Marx in keiner Weise gerecht wird, – von welchem politischen Standpunkt aus man den Philosophen auch sehen mag. Daß dem «schnellen Berner» bei der Fülle der Titel auch der eine oder andere Schnellschuß unterlaufen mußte, konnte nicht ausbleiben und wird die Kollegen versöhnlich stimmen, die angesichts des Bernerschen Oeuvres schlicht vor Neid erblassen.

Raimund Waibel

HANS ANTHON WAGNER und WOLFGANG WULZ: **Von Leuten, die Spatzen bemalen, den Heiland klauen, Birnenschnitz' zu Grabe tragen und viele andere unglaubliche Geschichten.** (Schwäbische Ortsnecknamen, Band 3). Igel Verlag Breitenholz 1991. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 30,-

Das Wissen um die Ortsnecknamen oder «Ortsspitzenamen» und deren Gebrauch geht allerorten allmählich verloren. Und dies obwohl Hugo Moser auf Grund jahrzehntelanger Sammellarbeit 1950 ein beinahe 500 Seiten umfassendes Buch *Schwäbischer Volkshumor* mit über 3000 schwäbischen Necknamen samt deren Erklärung – musterfüllig bearbeitet – vorgelegt hat. Wer weiß denn noch, daß die Herrenberger als *Pflaschterstoascheyßer*, die Rottenburger als *Stadtbease*, die Winnender als *Maueresel*, die Gemmrighheimer als *Hasefüß* oder die Sindelfinger als *Käsreiter* verspottet und mit diesen Namen geärgert werden können? Und selbst von jenen, die noch diese Bezeichnungen kennen, wissen nur die allerwenigsten um das Geheimnis ihrer Bedeutung. Diese Wissens- und Bildungslücke zu schließen, haben sich die beiden Autoren vorgenommen und dazu nun, nach ihren beiden Bänden über die Ortsnecknamen der Räume Herrenberg–Wildberg und Böblingen–Sindelfingen–Leonberg, für ihren dritten Band den Großraum Stuttgart mit 32 Orten ausgewählt. In ihm kann man nun unter anderem nachlesen, warum die Birkacher *Herzogskinder*, die Botnanger *Kuckuck*, die Feuerbacher *Talkrabbe*, die Gablenberger *Heilandstehler*, die Pliening *Glockdreher*, die Sillenbacher *Gearstespitz*, die Untertürkheimer *Storchestupfer* oder die Zuffenhäuser *Dreckspatze* genannt wurden und manchesmal noch werden.

Die beiden Autoren – Wolfgang Wulz verfaßte die Texte, Hans Anthon Wagner übernahm die Gesamtgestaltung und die Illustration – haben, gestützt auf das oben erwähnte Werk von Hugo Moser, gründlich recherchiert, mühevoll *detektivische Arbeit* geleistet; wo schriftliche Quellen fehlten, versuchten sie, das Wissen älterer «Eingeborener» aufzuspüren und so über den Weg mündlicher Überlieferung das Geheimnis des Necknamens zu lüften. Fast immer ist es ihnen gelungen, die dahinterstehende (historische) Begebenheit aufzudecken oder doch

zumindest plausibel zu machen. Manchmal gar hat man die Qual der Wahl und kann sich für eine von mehreren Deutungen – oder für alle – entscheiden. Schließlich kann so ein Ortsnecknamen auch wechseln, jüngstes Beispiel: die Kaltentaler, einst als *Judenmetzger* verschrien, haben selbst erst vor rund 50 Jahren als Neckbild die im Lied besungene *Anna Scheufele* aufgegriffen. Sie ist seitdem «landauf, landab» zur «Kaltentaler Kultfigur» geworden und zählt inzwischen wohl zu den bekanntesten Necknamen überhaupt. Doch mit dem neuen Namen haben die Kaltentaler auch den alten Brauch auf den Kopf gestellt. So feiern sie seit 1974 ihren Necknamen in einem jährlich wiederkehrenden «Anna-Scheufele-Fest», während einst der Gebrauch des Necknamens als Schimpf und Schande angesehen wurde und bisweilen gar Nachbarschaftsfehden auslöste.

Wer gerne unterhaltsame Geschichten liest, die Menschlich-Allzumenschliches wiedergeben und die Eigenheiten von Land und Leuten spiegeln, wer gerne *einen tieferen Einblick in die schwäbische Seele gewinnen* will, dem sei dieses Buch, wie seine Vorgänger, empfohlen.

Sibylle Wrobbel

Der «Rutschen». – Ein Führer durch das Naturschutzgebiet um den Uracher Wasserfall. Mit Beiträgen von Manfred Dallmann, Winfried Krahl, Theo Müller, Alfred Nagel, Jürgen Schedler, Siegwalt Schiek und Franz Schwarz. (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs 20). Landesanstalt für Umweltschutz Karlsruhe 1991. 233 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 18,-

Das handliche, so recht zum Mitnehmen auf die Wanderung geeignete Bändchen führt den Leser zu einem Glanzstück der Alblandschaft auf ihrer «Neckarseite», zum Naturschutzgebiet um den Uracher Wasserfall mit Brühlbachtal, Rutschenfelsen und Rundem Berg. So umreißt wenigstens der Titel den Umfang der Beschreibung. Doch ist in Wirklichkeit eine beträchtlich über das Naturschutzgebiet hinausgreifende, allgemein verständliche naturkundliche Darstellung eines großen Teils der Uracher Landschaft entstanden.

Und noch mehr! Von ihrem Spiritus rector, Dr. Jürgen Schedler, Biologe und Geograph im Stuttgarter Umweltministerium, früher Bezirksstelle für Naturschutz Tübingen, der selbst mehrere Kapitel verfaßt hat, stammt der Gedanke, weit stärker als bisher in derlei Schutzgebietsführern üblich, kulturgeographische Gesichtspunkte einzubeziehen sowie Dichter zum Wort kommen zu lassen, welche diese prächtige Gegend besungen haben. So findet der Leser nicht nur Ausführungen über die geologischen Gegebenheiten, die Pflanzenwelt einschließlich der Moose, über Vögel, Fledermäuse, die forstlichen Verhältnisse, die Flößerei – ihr verdankt der Rutschenfels seine Bezeichnung! –, sondern auch über die vorgeschichtliche Besiedlung des Runden Bergs, über die Kartause Güterstein und die Burgruine Hohenurach. Er stößt auf be-

kannte Namen der württembergischen Geistes- und Literaturgeschichte wie Frischlin, Schwab, Kerner, Mörike, Magenau usw., ja sogar Johannes R. Becher, Lyriker und einige Jahre Kultusminister der ehemaligen DDR, ist durch ein Gedicht vertreten – wahrlich eine weite Spanne.

Man kann Umweltminister Dr. Erwin Vetter beipflichten, wenn er in seinem Vorwort dieses Schutzgebiet als Beispiel dafür bezeichnet, *wie unsere Natur in Verbindung mit unserer Kulturgeschichte zu sehen ist*. Daß das Buch eine reiche Illustration aufweist, versteht sich fast von selbst, herausgehoben seien aber die historischen Landschaftsbilder und die hervorragenden Pflanzenzeichnungen von Theo Müller, dem Verfasser des vegetationskundlichen Teiles. In den Dank an den «Koordinator» Jürgen Schedler und alle Autoren ist der Schriftleiter G. Schmid einzu beziehen. Möge die rundum gelungene Schrift weite Verbreitung finden und für die Uracher Landschaft wie für den Naturschutzgedanken werben!

Hans Mattern

IN EINEM SATZ . . .

RAINER ZINSMEISTER und GISELHER SCHEFFLER: **Zinsmeister + Scheffler. Werkbericht 1965–1990.** Julius Hoffmann Verlag Stuttgart 1991. 122 Seiten mit 329 Abbildungen. Kartoniert DM 78,-

Dieser Bericht über die 25jährige Arbeit eines erfolgreichen Stuttgarter Architekturbüros, über seine Projekte und deren Realisation, zeigt bei aller eigenen Stilentwicklung auch die Entwicklung der Architektur allgemein und wie sie durch neue Aufgaben und veränderte Bedürfnisse geprägt wurde; Beispiele für das Wirken der beiden Architekten bieten neben zahlreichen Wohnbauten vor allem Bauten der öffentlichen Hand wie Schulen und Kirchen oder das Haus der Abgeordneten für den Landtag von Baden-Württemberg.

REINHARD GRAF VON NEIPPERG: **Kaiser und Schwäbischer Kreis (1714–1733). Ein Beitrag zu Reichsverfassung, Kreisgeschichte und kaiserlicher Reichspolitik am Anfang des 18. Jahrhunderts.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 119). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 164 Seiten. Kartoniert DM 26,-

Diese von der Universität München angenommene Dissertation untersucht die Rolle des Schwäbischen Kreises in einer Friedenszeit zwischen Spanischem Erb- und Polnischem Thronfolgekrieg und ergänzt damit hervorragend all jene in den letzten zwei Jahrzehnten erschienenen Arbeiten, die sich mit den Reichskreisen beschäftigen, einem von der historischen Forschung bis vor wenigen Jahren fast völlig vergessenen Thema.

ARTHUR HASELOFF: **Hohenstaufische Erinnerungen in Apulien. Memorie Sveve in Puglia.** Übertragen ins Italienische von Leopoldo Bibbo. (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Band 12). Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1991. 104 Seiten mit 68 meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,80

Dieser Nachdruck eines 1906 in *Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften* veröffentlichten Aufsatzes des Kunsthistorikers Haseloff, damals der beste Kenner staufischer Bauzeugnisse in Süditalien, zeichnet sich vor allem durch seine hervorragende (neue) Bebilderung aus: trotz einiger von patriotischem Überschwang geprägter Passagen ein Buch für jeden Stauferfreund.

HERMANN BAUSINGER (Hrsg.): **Redeweisen. Aspekte gesprochenen Sprache. Festgabe für Arno Ruoff.** (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Band 5). Tübinger Vereinigung für Volkskunde Tübingen 1990. 208 Seiten mit 6 Abbildungen. Broschiert DM 19,-

Kollegen und Schüler haben im vorliegenden Band dem «Meister der Dialektforschung» einen bunten Aufsatzstrauß geflochten: *Es geht um archaische Beispiele mündlicher Überlieferung und um moderne Kommunikationsformen, um Probleme des Gesprächs und des Interviews, um den Dialekt im Südwesten und anderswo, um sprachliche Leistungen und Fehlleistungen* – schreibt der Herausgeber in seinem Vorwort.

MANFRED BOSCH (Hrsg.): **Kindheitsspuren. Literarische Zeugnisse aus dem Südwesten.** G. Braun Verlag Karlsruhe 1991. 312 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 36,-

In diesem Band zeichnen über 50 Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus vier Jahrhunderten auf exemplarische Weise Formen und Inhalte kindlichen Welterbens nach, zeigen die historischen Voraussetzungen und sozialen Verhältnisse auf, unter denen Kindheit und Jugend erlebt und – nur zu oft – erlitten wurden: von Abraham a Santa Clara über Johann Peter Hebel, Friedrich Hölderlin, Berthold Auerbach, Heinrich Hansjakob bis zu Hermann Hesse, Martin Walser, Maria Beig oder Oliver Storz.

ROSEMARIE MUSCAT: **Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß. Eduard Mörike in Oberschwaben. Ein Bericht in Verbindung mit Auszügen aus seinen Briefen und Gedichten.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1991. 64 Seiten mit 14 Abbildungen. Gebunden DM 22,-

Dieses Buch ist der wohl glücklichsten Zeit Eduard Mörikes gewidmet, den Jahren 1828 und 1829, in denen bei einem Aufenthalt in Oberschwaben einige seiner schönsten Gedichte entstanden sind, wie etwa *Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte; süße, wohlbekannte Düfte streifen ahnungsvoll das Land.*

HEINZ H. POKER: **Chronik der Stadt Stuttgart 1988–1990.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 54). Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1991. 536 Seiten und 56 Abbildungen. Leinen DM 42,-

Ob diese Form von Geschichtsschreibung noch immer angebracht ist und tatsächlich noch immer – wie der Stuttgarter Oberbürgermeister behauptet – das leistet, was 1898 im Vorwort des vor beinahe hundert Jahren erschienenen ersten Bandes festgehalten ist und im neuen Band von Manfred Rommel wiederum wörtlich zitiert wird, scheint nun doch sehr fraglich: *Die Chronik soll einmal den kommenden Geschlechtern überliefern, was die Vorfahren bewegt und beschäftigt hat und damit nicht nur eine zuverlässige Quelle für die künftige Lokal-Geschichtsforschung geben, sondern (...) eine geordnete Übersicht über alle Geschehnisse vermitteln, aus der zu entnehmen ist, in welchem Maße und in welcher Weise Kultur und Wohlstand in allen Klassen der Bevölkerung sich entwickelt haben.*

JOSEF STÖRZER: **Von unten nach oben, vom Notstand zum Wohlstand. Meine «schwäbische» Geschichte.** Attempto Verlag Tübingen 1992. 252 Seiten. Broschiert DM 29,90

Stolz und über sich selbst staunend faßt in diesem Buch der 1922 in Felldorf bei Horb geborene Josef Störzer zusammen, wie er als armer Bauernsohn und Zeitungsjunge Techniker bei den Mauser-Werken in Oberndorf wurde, dann zum Facharbeiter in Tübingen aufrückte und schließlich an die Spitze der von ihm mitgegründeten Horber Firma Leuco kam, die inzwischen im Präzisionswerkzeugbau Weltgeltung erlangt hat.

JAN KOPPMANN und PETER EITEL: **Um Mehlsack und Martinsberg. Geschichten zur Geschichte des Schussentals.** Biberacher Verlagsdruckerei 1991. 264 Seiten mit 103 Abbildungen, davon 11 in Farbe. Pappband DM 24,80

In 39 Beiträgen beschreiben 26 Autoren historische Gestalten und Ereignisse aus den Städten Ravensburg und Weingarten sowie deren Umgebung, von Steinzeitjägern und Fabrikarbeitern, Adligen und Bettlern, Hütekindern und Hitlerjungen, von Hungersnöten und Pestepidemien, Kriegen und sozialen Unruhen, ja auch vom ganz normalen Alltag der großen und kleinen Leute.

Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und anderen Kupfern. Nachdruck der Ausgabe von Cotta Tübingen 1794, Lithos Verlag Stuttgart 1992. 192 Seiten mit einigen Abbildungen. **Taschenkalender auf das Jahr 1796.** Nachdruck der Ausgabe von 1795. 214 Seiten mit einigen Abbildungen. (Jahresgabe der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft 1991). Ladenpreis für beide Pappbände je DM 58,- (Jährlicher Mitgliedsbeitrag DM 40,-)

Cottas Taschenbuch für Gartenfreunde, das in fünf Jahrgängen erschien, zeichnet sich durch die ausführliche Beschreibung und reizvolle Darstellung mit Kupfertafeln

des zu seiner Zeit berühmten Hohenheimer Landschaftsgartens aus, dessen Anlagen und Gebäude inzwischen fast vollständig verschwunden sind.

PAUL SAUER: **Kleine Geschichte Stuttgarts.** Von der Reichsgründung bis heute. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1991. 150 Seiten mit 123 Abbildungen. Leinen DM 39,80

In knappen, doch kenntnis-, daten- und faktenreichen Texten, die mit vielen gut ausgewählten Fotos illustriert sind, erläutert Paul Sauer, wie tiefgreifend sich das soziale Gefüge, das kulturelle Leben, das äußere Bild und die wirtschaftlichen Grundlagen Stuttgarts in den vergangenen 120 Jahren verändert haben.

Blätter zur Stadtgeschichte. Heft 8. Hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen. Stadt Bietigheim-Bissingen 1991. 270 Seiten mit 86 Abbildungen. Broschiert DM 24,-

Den thematischen Schwerpunkt dieser ansehnlichen Jahressgabe bildet die Arbeiterbewegung, der drei von den sieben Beiträgen gewidmet sind, darunter der hundert (!) Seiten umfassende Überblick von Michael Schirpf zur *Geschichte der Arbeiterbewegung in Bietigheim, Bissingen und Untermberg*, der auch über diese Orte hinaus Beachtung verdient.

NORBERT WAND: **Das Dorf der Salierzeit. Ein Lebensbild.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 76 Seiten mit 71 Abbildungen, davon 11 in Farbe. Pappband DM 29,-

Diese Darstellung stützt sich fast ausschließlich auf archäologische Grabungsergebnisse, insbesondere aus der nordhessischen Wüstung Holzheim, und vermittelt – anders als der Titel des Buches vermuten läßt – lediglich das äußere Bild eines Dorfes; auf die innere Struktur, die Lebensbedingungen oder die rechtlichen Grundlagen bäuerlichen Lebens im Jahrhundert der Salier (1024–1125), wird so gut wie nicht eingegangen.

WEITERE TITEL

EUGEN LANG und KARL OSWALD (u. a.): **Böhmenkirch. Dorf und Land zwischen Messelberg und Alb.** Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1990. 442 Seiten mit 201 Abbildungen, davon einige in Farbe. Leinen DM 54,80

PAUL FEUCHTE (Bearbeiter): **Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg. 4. Teil: November 1952 bis Januar 1953.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 708 Seiten. Leinen DM 110,-

OTTILIE WILDERMUTH: **Bilder und Geschichten aus Schwaben mit den schwäbischen Pfarrhäusern.** Eingeleitet von Peter Härtling, ausgewählt und herausgegeben von Rosemarie Wildermuth. Neuausgabe. J.F. Steinkopf Verlag 1991. 200 Seiten. Pappband DM 19,80

KARL-HEINZ FISCHER und CLAUDIA STEEB (Redaktion): **Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch.** Band 9. Landratsamt Calw 1991. 246 Seiten mit 166 Abbildungen, davon 52 in Farbe. Kartoniert DM 12,-

Märchen-Almanach auf das Jahr 1826. Herausgegeben von WILHELM HAUFF. Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1826 mit einem Nachwort von Hans-Heino Ewers. J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1991. 202 und VIII Seiten. Leinen DM 19,80

Stationen des Industriezeitalters im deutschen Südwesten. Ein Museumsrundgang. Herausgegeben vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. (Technik + Arbeit 3). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 94 Seiten mit 130 meist farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 15,-

IRMILD GÜNTHER: **Das schwäbische Himmelreich. Geschichten aus dem Zabergäu.** DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1991. 174 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

ULF RATHJE: **Die Straßennamen der Stadt Pforzheim. Ihre Herkunft und Bedeutung.** (Materialien zur Stadtgeschichte, Heft 3). Stadtarchiv Pforzheim 1992. 144 Seiten mit 6 Abbildungen und einer Karte. Broschiert DM 12,80

EDUARD MÖRIKE: **Der Sonnenblume gleich. Kleines Eduard Mörike Lesebuch.** Ausgewählt und herausgegeben von Herbert Hartmann. Friedrich Bahn Verlag Konstanz 1990. 88 Seiten. Pappband DM 14,80

HANS BINDER und HANNES WEZEL: **Wie's früher in Nürtingen war. Ältere NürtingerInnen erzählen lebendige Stadtgeschichte.** Verlag Sindlinger-Buchartz Nürtingen 1991. 82 Seiten mit 17 Abbildungen. Kartoniert DM 14,-

RAINER KILIAN: **Nabern. In alten und neuen Ansichten.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, Band 14). Stadt Kirchheim u. T. 1991. 119 Seiten mit 150 Fotos. Pappband DM 19,50

ELISABETH SCHRAUT: **Der Friedhof des Königlich-Württembergischen Ehreninvalidencorps am Fuß der Comburg.** (Schriftenreihe des Vereins Alt-Hall, Heft 12). Schwäbisch Hall 1990. 63 Seiten mit 44 Fotos und einer Skizze. Kartoniert DM 12,80

KARL HAUEISEN: **Alt-Münsinger Gastwirtschaften vom Adler bis Zementwerkskantine.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Münsingen, Band 2). Lobe Verlag Münsingen 1991. 103 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 24,80

Waldschädenursachen weiterhin rätselhaft

(lsw) Die Ursache der jüngeren Waldschäden in Deutschland ist trotz umfangreicher wissenschaftlicher Untersuchungen noch immer nicht eindeutig klärbar. Diese Feststellung trafen Experten zum Auftakt des 8. Statusberichtes des Projektes Europäisches Forschungszentrum für Maßnahmen zur Luftreinhaltung (PEF) im Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK). Bestätigt wurde dagegen die weiterhin maßgebliche Mitwirkung der Luftschadstoffe mit Hilfe von Einzeluntersuchungen über Nadelverluste an Fichten und Tannen, die Auswaschung von Nährelementen im Kronenbereich von Fichten, Nährstoffmängel im Boden, bis hin zu zellspezifischen Reaktionen wie der Schädigung des Photosyntheseapparates von Fichten.

Seit Gründung des Projektes im Jahre 1983 wurden insgesamt 177 Forschungsvorhaben mit 58 Millionen Mark – davon sechs Millionen Mark aus Mitteln der EG – in die Förderung aufgenommen. Gegenwärtig ist eine Laufzeit bis 1994 vorgesehen. Die gesamte Fördersumme des Landes Baden-Württemberg beträgt 69 Millionen Mark.

Der Abschlußbericht des Großexperimentes „Transport und Umwandlung von Luftschadstoffen in Baden-Württemberg und aus Anrainerstaaten“ hatte ergeben, daß Baden-Württemberg im Hinblick auf die erfaßten Westwindwetterlagen ein Netto-Importeur von Schwefeldioxid ist. Künftig werden sich die Arbeiten auf die Bildung der unter anderem für Smog und Waldschäden mitverantwortlichen Oxidantien in der Troposphäre konzentrieren. Als erster Schritt in diese Richtung habe man mit der Aufstellung eines Emissionskatasters für flüchtige Kohlenwasserstoffe und Kohlenmonoxid in Baden-Württemberg begonnen, hieß es.

Arbeitskreis Grafeneck muß um Geld «betteln»

(epd) Geradezu «Modellcharakter» hatte für das NS-Regime im Jahr 1940 die organisierte Ermordung von rund 10 000 als «lebensunwert» klassifizierten Frauen, Männern und Kindern in der von den Nazis beschlagnahmten ehemaligen «Krüppelanstalt Grafeneck» auf der Schwäbischen Alb. Die 38 Orte in Baden-Württemberg, Bayern wie auch im Rheinland, aus denen die bislang unbekanntem Opfer der «Geheimen Reichssache Grafeneck» stammten, sind in der 1990 eingeweihten Grafenecker Gedenkstätte in Stein gemeißelt. Unbekannt geblieben sind bislang auch die Namen der bis August 1941 in weiteren fünf deutschen Vernichtungslagern Umgebrachten, die nach dem in Grafeneck «erproben» Verfahren sterben mußten. Deshalb betrachtet es der Arbeitskreis Gedenkstätte Grafeneck als Modellversuch, möglichst allen Opfern ihre Namen zurückzugeben.

«Euthanasie in Grafeneck» ist das Thema der Magisterarbeit des Historikers Thomas Stöckle (27), der bei der Suche nach Namen fündig wurde und im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv auf Grafeneck-Transportlisten von rund 800 Patienten aus Einrichtungen in Göppingen, Kork bei Kehl und Winnenden stieß, die jedoch teilweise weder den Herkunfts- noch den Geburtsort der später vergasteten Menschen enthielten. Den Angehörigen waren fingierte Todesursachen mit falschen Absenderangaben mitgeteilt worden. Auch von abtransportierten Patienten der im Kreis Biberach gelegenen Heggbacher Heime und des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Reichenau/Bodensee existieren Namenslisten.

Behindert wird die nur mit Unterstützung des Grafenecker Arbeitskreises mögliche äußerst mühsame

Sucharbeit durch fehlende Mittel. «Noch sitzen wir auf 83 000 Mark Schulden des 350 000-Mark-Projektes», teilte der Leiter des Samariter-Behinderteneheims Grafeneck, Dietrich Sachs, vor Journalisten mit. Zusammen mit Sprechern des ehrenamtlich tätigen Gedenkstätten-Arbeitskreises forderte er die öffentliche Hand wie auch die württembergische evangelische Landeskirche auf, sich finanziell und durch das Anstellen hauptamtlicher Mitarbeiter an der 50 Jahre nach dem Massenmord allmählich beginnenden «Trauerarbeit» zu beteiligen.

Hierzu sollte nach Ansicht von Sachs eine – bisher nicht finanzierte – Wanderausstellung gehören ebenso wie eine fachkundige Betreuung der Gedenkstätten-Besuchergruppen und das Fortführen des auch durch Initiative der Universität Stuttgart angestoßenen Namen-Such-Projektes. Auf notarielle Nachfragen nach Euthanasie-Opfern zur Klärung von Erbschaftsangelegenheiten mußte Sachs bisher jede Auskunft schuldig bleiben. Sollten die angelaufenen Namens-Recherchen zu weiteren Erfolgen führen, sei ihre Verwertung ohne eine computermäßige Erfassung nicht möglich. Auch dafür fehlten jedoch die Mittel.

Vegetation unter gesetzlichem Schutz

(lsw) In der Anfang März begonnenen und bis Ende September andauernden Vegetationsperiode steht die Natur unter besonderem Schutz. In dieser Zeit ist es verboten, Bäume, Hecken oder Büsche zu roden oder auf sonstige Weise zu zerstören, da Kleintiere in der Zeit des Nestbaus und der Jungenaufzucht auf den Schutz der Sträucher angewiesen seien. Verstöße können mit einer Geldbuße bis zu 30 000 Mark geahndet werden.

Leistung und Partnerschaft.

Daß Sie die Dresdner Bank im Kreise der ganz Großen finden, hat viele Gründe. Einer davon: Bei allen unseren Bemühungen und Leistungen steht immer der Kunde im Mittelpunkt. Großcomputer, Belegleser, elektronische Datenübermittlung helfen uns, die Flut der täglichen Geschäfte schnell und zuverlässig abzuwickeln und unsere Kunden so zu

betreuen, wie sie es von uns erwarten. Denn erst die Technik einer großen Bank gibt uns die Zeit für eine persönliche, auf die individuellen Probleme des einzelnen Kunden zugeschnittene Beratung. Daraus entstand die vertrauensvolle Partnerschaft, die uns mit Kunden und Geschäftsfreunden in aller Welt verbindet.

Dresdner Bank



Jubiläumsausgabe

Baden-Württemberg

Traditionsbewußt – zukunftsorientiert. Zweite, um einen Beitrag zur Geschichte des Landes erweiterte Jubiläumsausgabe. Von Eva Walter und Thomas Pfündel mit einem historischen Beitrag von Thomas Schnabel. 168 S. mit 186 Farbfotos und 12 Schwarz-Weiß-Abb. Format 25 x 28 cm. Kunstleinen. DM 64,-.

Jetzt zum 40. Geburtstag des Landes liegt die 2. Auflage des dreisprachigen Text-Bildbandes, erweitert um einen bebilderten Beitrag zur Geschichte Baden-Württembergs seit 1952, als Jubiläumsausgabe vor. Thomas Schnabel verfolgt in seinem neuen Beitrag Entwicklungen in den Bereichen Politik und Wirtschaft, Bevölkerungsstruktur und



Umwelt, Kultur und Bildung. Er zieht Bilanz nach 40 Jahren unter dem Motto

„Vernunftfeie mit Folgen: Baden-Württemberg“. Traditionsbewußt und zukunftsorientiert, so sehen die Autoren den Südweststaat heute. In Text und Bild geben sie einen Überblick über seine Regionen, landschaftliche und kulturelle Sehenswürdigkeiten.

Erhältlich i. Buchhandel. Prosp. v. DRW-Verlag, Pf. 10 11 43, 7000 Stgt. 10



Spurbus Bottwartal als Studie

(STN) Eine Spurbustrasse ins Bottwartal ist realisierbar. Zu diesem Ergebnis kommen die Fachleute einer gemeinsamen Planungsgruppe der Firmen Mercedes-Benz und Züblin. Im Auftrag des Landratsamts Ludwigsburg erstellten sie eine Studie, deren Resultat die Verantwortlichen im Kreishaus hoffen läßt. Mit Nachdruck solle nun das Projekt weiterverfolgt werden, kündigte Landrat Ulrich Hartmann bereits an.

Zugleich sieht Landrat Hartmann die Ansicht der Kreisbehörde bestätigt, wonach durch den Spurbus Bottwartal der öffentliche Personennahverkehr zwischen Beilstein und Marbach erheblich attraktiver werden könnte. Die Forderung nach einem Spurbus wird nämlich von den Befürwortern damit begründet, daß es zwischen Steinheim und Marbach, dem Endpunkt der S-Bahn-Verbindung nach Stuttgart, immer wieder zu Busverspätungen komme, die durch Verkehrsstaus verursacht werden. Dieses Nadelöhr kann umgangen werden, wenn die Busse auf die heutige Industrieleiste umgeleitet werden, so die Vorstellungen der Planungsgruppe.

Das vorgeschlagene Konzept geht davon aus, daß die einspurige Industriebahntrasse zwischen dem Bahnhof Marbach und dem Landstraßen-Neubau Murr-Steinheim-Großbottwar auf einer Länge von 1,8 Kilometern zu einer Spurbustrasse ausgebaut wird. Auf diesem Teilstück sollen die Busse durch Spurrollen gelenkt werden und unbehindert die bisherigen Verkehrsengpässe umgehen. Wie das Landratsamt weiter mitteilt, verweisen die Spurbuspläne in ihrer Studie darauf, daß die Zeit, die auf der Spurbusstrecke gewonnen wird, nicht an anderer Stelle wieder verlorengehen dürfe. Nun ist es jedoch so, daß im Bereich des Marbacher Bahnhofs die Spurbusse die Bahntrasse nur nördlich der S-Bahn-Gleise verlassen können, während die derzeitige Haltestelle südlich der Gleise liegt. Zeitvorsprünge könnten aber nur dann gehalten werden, wenn auf der Nord-

seite eine dem S-Bahnsteig nahe Bushaltestelle mit einer Wendemöglichkeit gebaut wird. Dies wird allerdings Auswirkungen auf die Parkplatz-Situation am Bahnhof haben, außerdem müßten verkehrsregelnde Einrichtungen, beispielsweise vom Bus aus ferngesteuerte Signalanlagen, geschaffen werden.

Für die 1,8 Kilometer kurze Spurbusstrecke rechnen die Fachleute mit rund drei Millionen Mark Investitionskosten. Wie dieses Geld aufgebracht werden soll, sei bislang noch unklar, so Landrat Hartmann. Überdies hält Verkehrsdezernent Reimund Bender es für notwendig, daß die ganze Strecke von Beilstein bis Marbach unter die Lupe genommen wird. Dann würden jedoch die drei Millionen Mark bei weitem nicht ausreichen. Dennoch wurde die Regionalbus Stuttgart GmbH vom Landratsamt gebeten, ein Fahrplangesamtkonzept zu erarbeiten, einen Modellfahrplan, in dem für die ganze Strecke alle möglichen Zeitgewinne berücksichtigt werden.

Waldenservereinigung bestätigt Vorstand

(epd) Die Deutsche Waldenservereinigung e.V. mit Sitz im Henri-Arnaud-Haus in Ötisheim-Schönenberg hat ihren bisherigen Vorstand für eine weitere Amtszeit bestätigt. Präses bleibt Pfarrer Werner Eiss (Bernhausen-Plattenhardt). Geschäftsführende Vorsitzende ist Heide Boger (Mühlacker), wissenschaftlicher Vorstand Pfarrer Dietrich Fischinger (Unterweissach). Dem insgesamt 17köpfigen Beirat der Vereinigung, die das historische und geistliche Erbe der im 12. Jahrhundert in Oberitalien entstandenen Kirche pflegt, gehören auch Vertrauensleute der Landeskirchen von Württemberg, Baden und Hessen-Nassau an. Im Arnaud-Haus ist seit 15. März die Sonderausstellung «Wie die Waldenser die Bibel lasen – 800 Jahre mit der Bibel» zu sehen; geöffnet ist sie sonntags und dienstags von 14 bis 17 Uhr.

«Die Suche nach der Vergangenheit»

(PM) Seit nahezu 120 Jahren finden im oberschwäbischen Federseeried archäologische Ausgrabungen statt. Daran wird in einer Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart erinnert, die bis 11. Oktober 1992 im Federseemuseum Bad Buchau zu sehen ist. Die Sonderausstellung handelt von der Geschichte dieser oftmals als sensationell empfundenen Entdeckungen, stellt die beteiligten Personen und Institutionen vor und wirft schließlich ein Licht auf die Erträge der siedlungsarchäologischen Forschung im Federseeried von den Anfängen bis hin zu den aktuellen Ausgrabungen.

Bereits in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts begannen die ersten Ausgrabungen im Hochmoor, die durch die damals großflächig einsetzende industrielle Abtorfung des Staatsrieds ausgelöst wurde. Sie führten zur Entdeckung der «Schussenrieder Pfahlbauten» – der ersten Moorsiedlung Europas.

Zwischen 1919 und 1930 fanden große, in dieser Professionalität bisher nicht gesehene Ausgrabungen im Federseeried statt. Maßgeblich daran beteiligt war der noch junge Buchauer Verein für Altertumskunde und Heimatpflege, der die Wissenschaftler des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts Tübingen ermunterte, hier zu graben.

Den Ertrag dieser Forschungen stellen drei vollständig ausgegrabene Siedlungsplätze dar. Am bekanntesten dürfte die spätbronzezeitliche «Wasserburg Buchau» sein, eine befestigte Moorsiedlung des beginnenden ersten Jahrtausends v. Chr.

Illustriert mit einem Filmdokument aus der Zeit, ausgewählten Funden und Modellen der Ausgrabungen sowie Porträts der Zeitzeugen wird das Zusammenspiel von Verein und archäologischer Wissenschaft in der Zeit von der Weimarer Republik bis zum Vorabend des Zweiten Weltkriegs verdeutlicht.

Der mit den Ausgrabungen beauftragte, bis heute umstrittene Archäologe Karl Hans Reinert, der ab 1934 eine steile Karriere als «Chefideologe

für Vor- und Frühgeschichte» in Berlin machte, wird in mehreren Facetten seiner vielfältigen Tätigkeiten gezeigt. Sowohl die epochemachenden Ausgrabungen als auch der Niedergang der archäologischen Disziplinen im Dritten Reich werden in der Darstellung seiner Person verständlich.

Die siedlungsarchäologische Forschung seit 1979, vor allem durch die Archäologische Denkmalpflege des Landes wiederbelebt, begegnet einem veränderten Landschaftsbild: Die jetzt sondierten und ergrabenen Siedlungen stehen durch Grundwassersenkungen, fehlende Torfschichten und durch landwirtschaftliche Eingriffe kurz vor der endgültigen Zerstörung. Dargestellt wird vor allem die Erschließung einer bisher unbekannteren prähistorischen Siedlungslandschaft im nördlichen Federseeried. Die zahlreichen Funde reichen von den ältesten Holzrädern Mitteleuropas, über Bekleidungsreste, Werkzeuge und Schmuck zu den Gefäßen, mit denen vor kurzem bisher unbekanntere jungsteinzeitliche Kulturen definiert wurden.

Zur Ausstellung liegt ein gut bebilderter Katalog vor. In Zusammenarbeit mit Archäologischer Denkmalpflege, Verkehrsamt Bad Buchau und Volkshochschule werden Exkursionen zu den alten und neuen Grabungsstellen durchgeführt.

Mit dem Ende der Sonderausstellung wird aller Voraussicht nach das Museum für eineinhalb bis zwei Jahre geschlossen: Umfangreiche Sanierungsmaßnahmen sind notwendig, die den Bestand dieser einzigartigen musealen Einrichtung auch in Zukunft gewährleisten sollen.

An Rems und Murr geht's elektrisch voran

(Red) In der «Schwäbischen Heimat, 1992/1» berichteten wir unter der Rubrik «sh-aktuell» über die Pläne der Bundesbahn, die sogenannte Murrstrecke ab 1995 elektrisch zu befahren. Von der Industrie- und Handelskammer Ostwürttemberg erreichte uns nun eine Information, die sich auf den zweiten Schienenweg in

dieser Region bezieht und die wir an dieser Stelle veröffentlichen wollen. Die IHK Ostwürttemberg schreibt: «Sie haben über die gemeinsame Initiative von Bahn und Land Baden-Württemberg berichtet, die es ermöglicht, von 1995 an, elektrisch über die sogenannte Murrstrecke zu fahren.

Wir vermissen allerdings den Hinweis auf den «zweiten Weg» zwischen Stuttgart und Nürnberg, die Remstrecke. Wie Sie sicherlich wissen, verkehrt seit Sommerfahrplan '91 der InterRegio (IR Linie 27) von Karlsruhe über Stuttgart mit Halten in Schwäbisch Gmünd, Aalen, teilweise Ellwangen und Crailsheim über eben diese Remstrecke. Diese Verbindung über das Remstal ist bereits seit 1985 durchgehend elektrifiziert, bietet somit seit Jahren den Vorteil, der nunmehr mit 100 Millionen DM Aufwand auf der Murrstrecke aufgeholt werden soll.

Die angeführte Verkürzung der Fahrzeiten um bis zu 25 Minuten ergibt sich nur bei einem Vergleich elektrifizierte – nicht elektrifizierte Murrstrecke. Der Vergleich Murrstrecke – Remstrecke zeigt, daß die Strecke über Schwäbisch Gmünd – Aalen gerade um 13 Kilometer länger ist.

Ausschlaggebend, und dies war das Ergebnis einer Vielzahl von Gesprächen der IHK und weiterer Repräsentanten der Region mit der Deutschen Bundesbahn, für die Führung des InterRegios über die Remstrecke war, das unvergleichlich höhere Potential der Deutschen Bundesbahn, das auf der Remstrecke erschlossen werden kann. Dies gilt für die Indikatoren, Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft, gleichermaßen.

Nachdem nunmehr Erfahrungswerte vorliegen, zeigt sich, daß der Entschluß der Deutschen Bundesbahn richtig war, denn die Auslastung des InterRegios ist auf dem Teilstück zwischen Stuttgart und Crailsheim am besten.»

Biotopschutzgesetz mit Lücken

(STZ) «Erschüttert» über die rigorose Streuobstwiesen-Abholzaktion einiger Stücklesbesitzer in Eberdingen-Nußdorf (Kreis Ludwigsburg) hat sich die schwäbische Albvereinsjugend gezeigt. Die auf Bauland spekulierenden Nußdorfer sägten mehr als 150 Bäume ab, nachdem durchgesickert war, daß die Untere Naturschutzbehörde beim Landratsamt Ludwigsburg «erhebliche Bedenken» gegen das von der Gemeinde anvisierte Baugebiet anstelle der Streuobstwiese in exponierter Hanglage hegt. Die Stuttgarter Zentrale der Albvereinsjugend nimmt den Nußdorfer Kahlschlag zum Anlaß, Kritik am in Kraft getretenen Biotopschutzgesetz des Landes zu üben. Trotz der Forderung der Naturschutzverbände wie auch der Opposition im Landtag seien die Streuobstwiesen nicht in das neue Gesetz aufgenommen worden – dies räche sich bereits. Die Albvereinsjugend drängt deshalb auf eine Nachbesserung des Biotopschutzgesetzes. Dieselbe Forderung kommt unterdessen auch vom Kreisvorstand der Jungen Union, der den Nußdorfer Baumfrevler als Rückfall in die «ökologische Steinzeit» brandmarkte.

Stuttgarts Kulturmeile macht Fortschritte

(STZ) Die Kulturmeile entlang der Konrad-Adenauer-Straße wird für 200 Millionen Mark weiter ausgebaut. Wenige Wochen vor der Landtagswahl haben Ministerpräsident Erwin Teufel und der britische Stararchitekt James Stirling vor der Presse ein geändertes Konzept vorgelegt: Im Juli wird an der Urbanstraße mit dem Neubau für die Musikhochschule begonnen. Ende 1993 folgt der zweite Bauabschnitt mit weiteren Räumen für die Musikhochschule – dazu das umstrittene Haus der Geschichte. Der Akademiegarten am Charlottenplatz bleibt unberührt. Und: Die Idee einer Theaterakademie wird zurückgestellt, aber nicht aufgegeben.

Seit 120 Jahren: «Tag des Baumes»

(PM) 1872 wurde in den USA erstmals ein «Tag des Baumes» begangen. Anlaß waren Dürrekatastrophen und gewaltige Staubstürme, die fruchtbares Ackerland vernichteten. Als eine der Ursachen wurde damals die zunehmende Waldvernichtung gesehen. Ein Thema, das heute weltweit noch immer aktuell ist.

Die Stiftung Wald in Not machte aus Anlaß des «Tag des Baumes» am 25. April darauf aufmerksam, daß nicht nur der Tropenwald in großer Gefahr ist und wir alles zu seiner Rettung tun müssen, sondern auch in Mitteleuropa die Wälder weiter durch Luftschadstoffe und Klimaveränderungen bedroht werden. Die Stiftung nimmt den «Tag des Baumes» zum Anlaß darauf hinzuweisen, daß zur Erhaltung der Wälder dringend weitere Maßnahmen zur Luftreinhaltung und zum sparsamen Umgang mit Energie notwendig sind. Sie fordert die verstärkte Förderung der Nutzung regenerativer Energien, wie Sonne, Wind, Wasser und Biomasse.

Nach Ansicht der Stiftung Wald in Not ist weltweit eine Politik der Walderhaltung und Waldvermehrung durch die Anpflanzung neuer Bäume notwendig. In Europa stehen, durch die Entwicklung in der Landwirtschaft, in den kommenden Jahren über 40 Millionen ha Fläche zur Verfügung, die verstärkt zur Anpflanzung neuer Wälder genutzt werden sollten. Diese Wälder entziehen der Atmosphäre über längere Zeiträume Kohlendioxid und wirken so der Klimaveränderung entgegen. Außerdem entsteht, wenn auch auf lange Sicht, ein immer wichtiger werdender, ökologisch vielseitig vorteilhafter Rohstoff. Hier würden Agrarsubventionen der EG zu sofort wirksamen ökologischen und langfristig wirtschaftlich sinnvollen Investitionen werden. Der nachwachsende Rohstoff Holz aus unseren heimischen Wäldern ist besonders umweltfreundlich, weil bei seiner Produktion und Verarbeitung weniger Energie verbraucht wird als bei vergleichbaren Materialien. Außerdem

hat er gegenüber anderen Werkstoffen Vorteile bei der Entsorgung bzw. Wiederverwendung.

Die Erhaltung, Pflege und Vermehrung unserer Wälder ist daher weltweit ein wichtiger Beitrag zum Schutz der Umwelt und des Klimas. Die Stiftung Wald in Not fordert aus Anlaß des «Tag des Baumes» die Verantwortlichen in Bund, Ländern und Kommunen auf, zum Schutz unseres Klimas die Anpflanzung neuer Wälder zu unterstützen. Jeder Bürger, der nicht selbst die Möglichkeit hat Bäume zu pflanzen, kann der Stiftung Wald in Not durch eine Spende helfen, die Neupflanzung und Wiederaufforstung von Waldflächen zu fördern. Spendenkonto: Sparkasse Bonn Nr. 52100, BLZ: 38050000.

Mörrike-Gesamtausgabe ist gesichert

(epd) Die Veröffentlichung der historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Eduard Mörikes (1804–1875) ist jetzt durch einen Förderbetrag des Landes Baden-Württemberg von über 1,25 Millionen Mark in den kommenden fünf Jahren gesichert. Der Ministerrat habe einen entsprechenden Vorschlag gebilligt, so Wissenschaftsminister Klaus von Trotha (CDU) in einer Pressemitteilung seines Hauses. Mörikes Werke gehörten zu den am schlechtesten überlieferten und bisher am wenigsten erschlossenen des 19. Jahrhunderts. Das Land empfinde es als eine Pflicht, das anspruchsvolle Projekt einer Gesamtausgabe zu ermöglichen. Der in Ludwigsburg geborene Lyriker und Schriftsteller war von 1834 bis 1843 evangelischer Pfarrer in Cleversulzbach und arbeitete später als Literaturlehrer.

Mit der auf 28 Bände veranschlagten wissenschaftlichen Mörrike-Ausgabe sind die Fachleute nach Angaben des Ministeriums seit 1963 befaßt. Zehn Bände sind erschienen, neun weitere sollen bis 1996 herauskommen.

Albvereinsjugend hält an «Gau» fest

(lsw) Bei der Albvereinsjugend, der Jugendorganisation des Schwäbischen Albvereins, wird es in Zukunft keine spezielle Mädchen- oder Frauenquote in den jeweiligen Gremien geben. Dies teilte Hauptjugendwart Roland Luther auf der Landesdelegiertenkonferenz des Albvereins in Schwäbisch Hall mit. Wie er in einer Mitteilung ergänzte, seien weibliche Mitarbeiter im Verein schon immer gleichberechtigt. Darum bringe eine Quotierung auch nichts.

Keinen Erfolg hatten in der Haller Jugendherberge auch die Reformisten, die eine Änderung der Gebietsbezeichnung des Schwäbischen Albvereins forderten. Die nach ihrer Meinung antiquierte Bezeichnung «Gau» sollte durch den Begriff «Region» abgelöst werden. In einer Kampfabstimmung zeigte sich jedoch, daß bei großen Teilen der Jugend durchaus traditionelle Denkweisen verbreitet sind.

B 311 bei Mengen soll zügig realisiert werden

(lsw) Der Neubau der Bundesstraße 311 zwischen Krauchenwies und Mengen soll zügig realisiert werden. Dies versicherte Regierungspräsident Max Gögler in Tübingen dem Sigmaringer Landrat Jürgen Binder und den betroffenen Bürgermeistern. Für diesen Abschnitt der wichtigen süddeutschen Ost-West-Magistrale wurde zugleich vereinbart, alle Planungen gemeinsam und Sofortmaßnahmen zum Schutz der Bevölkerung vor den Verkehrsbelastungen rasch vorzunehmen. So sollen der öffentliche Nahverkehr kurzfristig verbessert und der Schwerlastverkehr umgeleitet werden.

Die Umweltverträglichkeitsprüfung werde bis Jahresende im Entwurf und im Mai 1993 fertig vorliegen. Dann «werden wir umgehend mit dem Raumordnungsverfahren beginnen», betonte Gögler. Der Trassenvorschlag sei «sehr rasch über die Bühne zu bringen». Zu Baubeginn, Bauzeit und -kosten machte er keine Angaben.

Kindheitserinnerungen aus einem

schwäbischen Dorf



In seinem Buch schildert Imanuel Stutzmann heiter und zugleich nachdenklich die prägenden Erlebnisse seiner Kindheit. Es gelingt ihm, die besondere Atmosphäre des dörflichen Lebens einzufangen, die festgefügtten Gebräuche und Lebensabläufe, die Erlebnisse und kleinen Abenteuer eines Jungen auf dem Land. Diese Erinnerungen eröffnen eine Welt, die heute weitgehend der Vergangenheit angehört; sie sind ein Lesevergnügen und zugleich ein Beitrag zur schwäbischen Landeskunde. Stutzmanns Bericht ist zugleich ein hochinteressantes Kompendium schwäbischer Alltagswörter, die heute teilweise schon vom Aussterben bedroht sind.

Immanuel Stutzmann
Trocken Brot macht Wangen rot
Kindheitserinnerungen aus einem schwäbischen Dorf.
152 Seiten. 16 s/w-Fotos.
Gebunden, mit Schutzumschlag. (3. Auflage)
DM 25,-
ISBN 3-88350-311-8

Bleicher Verlag
D-7016 Gerlingen

Landesgeschichtliches bei Attempo



Attempo Verlag Tübingen

Josef Störzer
**Von unten nach oben,
vom Notstand zum Wohlstand.
Meine »schwäbische« Geschichte**
252 Seiten. br. 29,90 DM
ISBN 3-89308-141-0

Diese Autobiographie ist der sachlich-schnörkellose, gleichwohl bewegende Rückblick eines Mannes, dem seine (scheinbar) so glänzende Laufbahn zum wohlhabend-arrivierten Fabrikanten nicht in die Wiege gelegt worden war. Gewiß, wer das Buch liest, wird am Ende Josef Störzers Lebenswerk, den gewonnenen Lebenslauf »von unten nach oben« gehörig bestaunen. Aber faszinierender noch als der bloße Umstand, daß er sein Ziel geschafft hat, ist seine Entwicklung, ist sein Weg dorthin: *wie* er sein Ziel erreichte, welche Menschen und Einflüsse ihn prägten, ihm Anreiz waren, durch welche »Lebensschule« er ging, wie er mit seinen (wirklich zahlreichen) privaten und geschäftlichen Rückschlägen und

Enttäuschungen fertig wurde. Und beeindruckend, »der Erfolg hatte durchaus seinen Preis«, ist zum Schluß seiner niedergeschriebenen Geschichte die Summe, die Bilanz, die er zieht. Seine »schwäbische« Geschichte ist ein »bürgerliches« Selbstzeugnis im allerbesten Sinne. (Nicht nur für Schwaben.)

Michael Weiß
**Bücher, Buden, Burschenschaften.
Tausend Semester Tübinger
Studentenleben.**
165 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-124-0

Gabriele Junginger (Hrsg.)
**Maria Gräfin von Linden.
Erinnerungen der ersten
Tübinger Studentin.**
160 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-125-9

Selbstbeschränkung oder Kletterschein?

(LNV) Der Landes-Naturschutzverband nahm seine diesjährige Mitgliederversammlung am 7. März 1992 im Stuttgarter Rathaus zum Anlaß für eine Podiumsdiskussion zum Thema Naturschutz und Klettern. Vor und mit 23 anwesenden Mitgliedsverbänden des LNV konnten Vertreter beider Lager dieses umstrittene Thema diskutieren. Mit auf dem Podium vertreten war das Umweltministerium, die Forstverwaltung sowie die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Tübingen. Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen bietet die im September 1991 vom Deutschen Alpenverein vorgestellte «Konzeption zum Klettern an den Felsen in Baden-Württemberg». Darin sind u. a. die Mittelgebirgsfelsen aufgeführt, die von den Kletterverbänden für «unverzichtbar» gehalten werden.

Nach dem am 1. Januar 1992 in Kraft getretenen Biotopschutzgesetz soll Klettern an offenen Felsen in Baden-Württemberg bis auf Ausnahmeregelungen verboten werden. Diese sollen von den Landratsämtern u. a. mit Beteiligung der Naturschutz- und Kletterverbände auf der Grundlage wissenschaftlicher Untersuchungen erteilt werden.

Doch über die Kriterien für die Ausnahmeregelungen gehen die Meinungen weit auseinander. Während J. Meineke von der BNL Tübingen den herausragenden Wert der seit Jahrtausenden vom Menschen unberührten Mittelgebirgsfelsen betonte und herausstellte, daß jeder Kompromiß zu Lasten der Natur gehe, beanspruchen die Kletterverbände in ihrer «Kletterkonzeption» selbst in Naturschutzgebieten rund 80% der Felsen zum Klettern. Allerdings mußte selbst Roland Stierle, zweiter Vorsitzender des DAV-Landesverbandes, zugeben, daß es sich dabei um Maximalforderungen handele, um sich bei Verhandlungen mit dem Umweltministerium eine gute Ausgangsposition zu sichern. Immerhin werden 63% aller Felsen mit Wanderfalkenhorsten beansprucht und ein großer Teil davon sogar als

«unverzichtbar» bezeichnet. Betroffenen sind, so Friedrich Schilling, Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz, weiterhin sämtliche Dohlenkolonien.

Wilhelm Rößler vom LNV bedauerte die mangelnde Einsicht der Kletterverbände, die ihre Mitglieder noch viel zu selten auf die Naturgefährdung durch Kletterer hinweisen würden. Schwierigkeiten bereite selbst die Kontrolle bereits geschützter Felsen. Doch Selbstkontrollen der Kletterverbände auf widerrechtliches Klettern oder gar ein Kletterschein, ähnlich dem Jagd- bzw. Fischereischein, stießen bei Wilhelm Schloz, Naturschutzreferent der DAV-Sektion Schwaben auf wenig Gegenliebe. Lieber kümmerten sich die Kletterverbände freiwillig um ein steigendes Natur- und Umweltbewußtsein der rund 70% verbandsorganisierten Kletterer. Doch auch er räumte ein, daß Kontrollen notwendig würden, falls das nicht funktioniere. Klare Regelungen vor Ort sind dann auch nach Dietwald Rohlf vom Umweltministerium entscheidend. Zum Beispiel müssen «Routen durch gesperrte Felsbereiche aus den Kletterführern genommen werden».

Daß sich «beide Lager nicht unversöhnlich gegenüberstehen», konnte der Vorsitzende des Landesnaturschutzverbandes und Moderator der Diskussion, Michael Hassler, gegen Ende feststellen. Der Vorschlag, daß auch Vertreter der Kletterverbände gesperrte Felsbereiche auf widerrechtliches Klettern kontrollieren und damit schützen, müsse in künftigen Gesprächen verstärkt diskutiert werden. Auch die Einführung eines «Kletterscheins» hält der Landesnaturschutzverband für einen interessanten und ernstzunehmenden Vorschlag.

Den Vögeln droht der Stromtod

(LK) Die unangenehmen Begleiterscheinungen des Fortschritts können so manchem Vogel das Leben kosten. Besonders die großen Artgenossen sind durch die Stromüberlandleitungen gefährdet. Beim An- oder

Abflug kann es zum tödlichen Kontakt zwischen Leitung und Mast kommen. Das Problem wird jetzt in einer landesweiten Aktion mit Abweissvorrichtungen und neuen Isolatoren angegangen. Allein im Landkreis Ludwigsburg sind nach dem bisherigen Stand der Vogelschützer aus dem Umweltministerium mehrere Stromtrassen bei Vaihingen-Roßwag, Höpfigheim und Kirchheim von der Umrüstung betroffen. Doch bis die gefährlichen Isolatoren an den Masten abgebaut sind, gehen noch fünf bis sieben Jahre ins Land.

Die Energieversorgung Schwaben (EVS) – eine der Hauptbetroffenen – will sogar erst in acht Jahren mit den Arbeiten fertig sein. Das Problem ist eigentlich bereits seit Jahrzehnten bekannt. Bestimmte Mastkonstruktionen und Seilanordnungen bei Mittelspannungsleitungen sind potentielle Todesfallen für die Vögel. Besonders durch stehende Isolatoren ergibt sich die Möglichkeit, daß größere Tiere mit ihren Flügeln beim An- oder Abflug eine Brücke zwischen der Stromleitung und dem Mast bilden.

Allein auf den Trassen der EVS warten, nach Auskunft der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, rund 15.000 Masten auf ihre Umrüstung. Das Energieversorgungsunternehmen ist bereits dabei, seine Masten in der Nähe von Roßwag umzubauen. Bis zum Herbst dieses Jahres sollen die Arbeiten abgeschlossen sein. Ansonsten sind im Landkreis Ludwigsburg noch die Strecken bei Kirchheim in Richtung Atomkraftwerk Neckarwestheim und die Masten zwischen Kleinbottwar und Höpfigheim betroffen.

Die Hauptinformanten für die verbeamteten Vogelschützer sind ihre ehrenamtlichen Kollegen vom Naturschutzbund. Sie beobachten die Gebiete, wo sich vornehmlich Großvögel aufhalten. Sie sind besonders gefährdet. Die veralteten Masten stellen für die Arbeit der Tierfreunde ein unkontrollierbares Risiko dar. Daher wenden sie sich hin und wieder direkt an die Energieversorgungsunternehmen. Teilweise auch mit Erfolg, denn die großen Firmen lassen sich solche publikumswirksamen Aktionen nur ungern entgehen.

Jagsttalbahn: Optimismus ist erlaubt

(HSt) Das Signal ist endgültig auf Grün gestellt: Die Jagsttalbahn bekommt eine Konzession als öffentliche Bahn und wird als Museumsbahn betrieben. Die Gründung eines Zweckverbandes zur Erlangung der Zuschüsse und zur Sanierung der Bahn wird vom Land akzeptiert.

Im November berät der Finanzausschuß über die Einstellung der notwendigen zehn Landes-Millionen in den Haushalt. Unverzüglich danach werden die Arbeiten EG-weit ausgeschrieben. Dies ist der neueste Stand der Dinge, der jüngst im Finanzministerium festgeklopft wurde.

Dazwischenkommen kann eigentlich nichts mehr. Bei seinem Besuch im Hohenlohekreis hatte Ministerpräsident Erwin Teufel Ende letzten Jahres ausdrücklich betont, daß das Land zum Ministerialbeschluß vom November 1989 stehe. Am Land solle die Sanierung der Jagsttalbahn nicht scheitern.

Jetzt hat auch die Götz-Gemeinde Jagsthausen ein eindeutiges Bekenntnis zum Bähnle abgelegt: Die denkmalgeschützte Schmalspurbahn, seit 1988 wegen technischer Mängel stillgelegt, soll wieder dampfen. Einstimmig fiel deshalb der Beschluß des Gemeinderats aus, dem Zweckverband beizutreten und Gesellschafter der Betriebs-GmbH zu werden.

Lob und Tadel hatten die Jagsthäuser zu verteilen. Lob für den Hohenlohekreis, der sich «vorbildlich» engagiere, und Lob für die Nachbarstadt Möckmühl, die über ihren Schatten gesprungen sei und nun auch hinter dem Unternehmen Jagsttalbahn stehe. Herbe Kritik mußte sich dagegen der Landkreis Heilbronn anhören. Die Weigerung, weder Mitglied im Zweckverband zu werden noch den Betrieb mitzutragen, ließ die Gemeinderäte deutliche Worte finden: «Bei der Kreisreform wollte man Jagsthausen partout haben», jetzt aber werde die Gemeinde auf halbem Weg allein gelassen. Die 600 000 Mark, die der Kreis zu den Sanierungskosten beisteuert, stehen in keinem Verhältnis zu dem Engagement der anderen Beteiligten.

Roland Braun, Geschäftsführer des Nahverkehrsbereichs Hohenlohe und einer der eifrigsten Verfechter der Bähnle-Sanierung, machte den Jagsthäusern aber jede Menge Mut: Die Obergrenze von 15 Millionen für die Gleise und Brücken könne auf jeden Fall eingehalten werden. «Es warten genügend kompetente Unternehmer östlich des ehemaligen Stacheldrahts darauf, 40 Kilometer Gleise zu sanieren.»

Auch das von der Hohenzollerischen Landesbahn prognostizierte jährliche Betriebsdefizit von 144 000 Mark könne durch eine angemessene Erhöhung der Preise erheblich verringert werden. So haben sich inzwischen alle darauf geeinigt, daß die Fahrkarte von Möckmühl nach Dörzbach und zurück statt 19 Mark künftig 22 Mark kosten soll. Nur in den ersten zwei bis drei Jahren rechnen die Verantwortlichen übrigens mit einem Abmangel. «Bis die alten Fahrgastzahlen von rund 44 000 wieder erreicht oder gar übertroffen sind. Danach soll's mit Volldampf in eine himmelblaue Bähnle-Zukunft gehen.»

Dorfkapelle steht jetzt im Freilandmuseum

(epd) Zum Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen bei Schwäbisch Hall gehört eine 1834 erbaute Kapelle. Zur Saisonöffnung des jetzt seit zehn Jahren bestehenden Museums wurde die katholische Dorfkapelle aus Stöcken im Ostalbkreis offiziell in den Museumskomplex integriert. Das kleine Gotteshaus kam vor eineinhalb Jahren in einer spektakulären Umsetzungsaktion «am Stück» nach Wackershofen. Wiedereröffnet wurde auch der Lern- und Spielhof des Museums, in dem Schulklassen einen ganzen Tag verbringen und selbst alte Handwerkstechniken ausprobieren oder in Haus und Hof wirtschaften können mit nachgebildeten Werkzeugen. Das Museumsgelände beherbergt mittlerweile 45 Gebäude; weitere sind zu erwarten. Verschiedene Aktionstage präsentieren aufs Jahr verteilt die Lebenswelt von vorgestern.

Wieslaufalbahn ist ein Technik-Denkmal

(STN) Die Wieslaufalbahn zwischen Schorndorf und Welzheim ist unter Denkmalschutz gestellt worden. Die beiden Städte befürchten, daß das ein weiterer finanzieller Stolperstein auf dem Weg zur Privatisierung der 23 km langen Strecke sein könnte.

Die Deutsche Bundesbahn beabsichtigt, die Strecke stillzulegen. Die Anliegergemeinden, der Rems-Murr-Kreis und das Land bemühen sich derzeit um einen Fortbestand, und zwar über eine Privatisierung: Die Württembergische Eisenbahn Gesellschaft soll die Strecke weiter betreiben. Voraussetzungen sind unter anderem, daß die öffentliche Hand, also Kommunen, Kreis und Land, den Abmangel übernehmen und daß die Bundesbahn ihr Betriebsvermögen an dieser Strecke kostenlos der neuen Betreiberin überläßt. DB-Chef Heinz Dürr hatte sich zwar vor einiger Zeit in diesem Sinne «positiv» gegenüber dem Rems-Murr-Landrat Horst Lässig und Schorndorfs Oberbürgermeister Winfried Kübler geäußert. «Aber Schriftliches haben wir noch nicht», so Schorndorfs Pressesprecher Jörg Aschbacher. Die Befürchtungen in Schorndorf und Welzheim: Der Denkmalschutz könnte weitere finanzielle Belastungen bringen.

Denn das Landesdenkmalamt in Stuttgart hat die komplette Wieslaufalbahn mit Ausnahme der Stationsgebäude in Rudersberg und Welzheim als Kulturdenkmal unter Schutz gestellt. Bestandteile seien «sämtliche Bauten der Strecke wie Stationsgebäude mit allen Nebengebäuden und betriebstechnischem Zubehör, Viadukte und Brücken, Signalanlagen und so weiter ...». Herausragend an der Strecke sei die – fast – vollständige Serie baugleicher Stationsgebäude. Laut Denkmalschutzbehörde ist diese Strecke «die am aufwendigsten gebaute Nebenbahn mit dem Charakter einer Bergbahn, welche derart komplett überliefert ist.» Der Abschnitt Schorndorf – Rudersberg wurde 1908, der bis Welzheim 1911 eröffnet.

Wernauer Baggerseen: Natueroase erweitert

(STN) Die «Wernauer Baggerseen», gefragter Brutplatz seltener Vögel und für europäische Zugvögel aller Art ein beliebter Rastplatz, sind jetzt größer. Das Naturschutzgebiet im Dreieck zwischen Wernau, Königen und Wendlingen, eine «grüne Lunge» im Ballungsraum Stuttgart, ist durch den benachbarten «Neckarwasen» erweitert worden.

Im März leistete Regierungspräsident Udo Andriof seine Unterschrift unter die dazu notwendige Rechtsverordnung, die das 13,3 Hektar große, sich auf Wendlinger und Königener Gemarkung erstreckende Gebiet nun förmlich unter Schutz stellt. Es schließt unmittelbar an die «Wernauer Baggerseen» an und ist ein sogenanntes Sekundärbiotop. Ein Gebiet, das nicht ursprünglich so natürlich aussah wie heute, sondern erst nach menschlichen Eingriffen entstanden ist. Vor der Begradigung des Neckars befanden sich dort Wiesen. Gravierende Eingriffe in die Landschaft hatte der Kiesabbau gebracht. Nach dem 2. Weltkrieg war eine Reihe von Baggerseen entstanden, die jedoch mit einer Ausnahme alle wieder zugeschüttet wurden. Lediglich den Röhrensee konnte man vor der Auffüllung retten. Die Straßenbauverwaltung sanierte ihn. Und nachdem es in der Folge gelang, auch einen gewerblich genutzten Lagerplatz auszusiedeln, kaufte das Land den größten Teil der Flächen. Seit sechs Jahren gibt es auch keine landwirtschaftliche Nutzung mehr in dem Gebiet – eine Chance für die Natur, sich das Terrain zurückzuerobern. Auch heute ist das Naturschutzgebiet noch im Pionierstadium, wengleich sich das Gebiet bereits als überregional bedeutsame Raststätte für «feuchtgebundene» Vogelarten entwickelt hat. Schutzgebiet heißt Verzicht: Befahren verboten, Gehen nur auf gekennzeichneten Wegen erlaubt, Jagen nur beschränkt möglich. Die Fischer dürfen höchstens zu fünf gleichzeitig – vom Nordufer des Röhrensees aus – an-
geln.

Seine vorsorgliche Hand in Form einer einstweiligen Unterschutzstellung legte das Regierungspräsidium auch über die ehemals von den amerikanischen Streitkräften genutzte Schießanlage «Krähenhäusle», ein 5,3 Hektar großes Gebiet oberhalb der Esslinger Stadtteile Wilflinghausen und Wäldenbronn. «Statt Blei sollen nur noch Vögel und Schmetterlinge fliegen», kam die Kunde aus Stuttgart. Die Natur erobert sich das Gelände zurück. Bauliche Anlagen sollen entfernt werden, wenn geklärt ist, wer diese Arbeiten bezahlt.

Sensationsfund im Bodensee

(STN) Sensationelle archäologische Funde haben die Taucher des Landesdenkmalamts auf dem Bodenseegrund vor Ludwigshafen, Landkreis Konstanz, entdeckt. In der Flachwasserzone vor dem Ludwigshafener Strandbad fanden die Froschmänner Reste eines mit weißen Wandmalereien und Reliefschmuck versehenen Hauses, die aus einer Siedlung um 3850 vor Christus stammen müßten. Dies sei ein für den Bereich der mitteleuropäischen Pfahlbausiedlungen einmaliger Fund, heißt es bei der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamts in Hemmenhofen. Entdeckt wurden an den Fragmenten verschiedenste Muster, Linien mit Fransen, geschachtelte Winkel, Punktfelder und aneinandergereihte, gefüllte Dreiecke. Aus Ton auf die Wand modellierte, sehr realistische und nahezu lebensgroß geformte weibliche Brüste seien in die Malerei einbezogen.

Die Wissenschaftler des Landesdenkmalamts sind überzeugt, daß der Wandschmuck mehr als eine rein ornamentale Ausschmückung gewesen sein muß. Die Arbeiten an der gefundenen Hauswand seien als «religiöse Äußerungen» aufzufassen und dürften mit «Fruchtbarkeitsmagie» zu tun haben, heißt es in Ludwigshafen. Außerdem brachten die jüngsten Taucharbeiten im Überlinger See Kulturschichten von mehreren Pfahlbausiedlungen der Jungsteinzeit und Bronzezeit zutage.

Ulmer Jugendstilkirche nach Jahren neu entdeckt

(SZ) Die katholisch-apostolische Kirche in der Ostecke des Alten Friedhofs an der Friedenstraße wurde aus dem Dornröschenschlaf geweckt: Das graue, konturlos und trist anmutende Gotteshaus wurde durch die Renovierung im letzten Jahr wieder hell und freundlich. Restaurator und Stadtbildpfleger Kurt Kneer meinte: «Früher sah das Bethaus wie eine Turnhalle aus, es war eine einzige graue Wolke.»

Im Zuge der Renovierung wurden an dem Gotteshaus umfangreiche Arbeiten vorgenommen: Dach, Außen- und Innenputz sowie Kirchenfenster und Heizung wurden komplett erneuert. Eine neue gasbefeuerte Fußbodenheizung wurde eingebaut. Die Kirche, die im Zweiten Weltkrieg als Lazarett diente und später nur sehr notdürftig für die Gottesdienste der Gemeinde hergerichtet wurde, wies starke Luftdruckschäden auf. Eine besondere Aufgabe jedoch war es, die Bemalungen in der Kirche wieder herzustellen.

Daß die knapp nach der Jahrhundertwende im Jugendstil erbaute Kirche heute überhaupt wieder in ihrer ursprünglichen Form hergestellt werden konnte, wurde durch einen Zufall begünstigt: Eine Postkarte aus dem Jahr 1907 zeigte vier detaillierte Aufnahmen der Kirche. Daran orientierten sich die Restauratoren in den letzten eineinhalb Jahren maßgeblich. Der Innenraum wurde wahrscheinlich in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg weiß überstrichen.

Besonders die Farbgebung blieb trotz der vier Schwarzweißaufnahmen auf der Postkarte zunächst ein Rätsel. Erst Reste der Originalfarbe, die hinter der Kanzel entdeckt wurden, gaben Aufschluß über die ursprüngliche Bemalung. Durch diese Hinweise gewann schließlich Restaurator Kneer ein praktisch vollständiges Bild des Innenraums. So gelang es, die Konzeption des Architekten Theodor Veil wiederzubeleben. Er legte 1907 großen Wert darauf, daß Fassade und Innenraum in einem Stil gehalten sind.

Nähkästchen der Zarin jetzt im Landesmuseum

(Isw) Das Württembergische Landesmuseum Stuttgart hat ein wertvolles Kleinmöbel aus dem 18. Jahrhundert erworben: Es handelt sich um das Nähkästchen der Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg (1759 bis 1828), der späteren Zarin Maria Feodorowna.

Das kubusförmige Schränkchen auf kanneliertem, mit Bronzebeschlägen versehenem Schaft enthält vier Schubfächer mit verschiedenen Behältnissen für Nähutensilien. Ein mit grüner Seide bespanntes Nadelkissen bildet den oberen Abschluß. Das Möbelstück ist signiert und datiert. Demnach wurde es 1796 von dem Stuttgarter Kabinettschreiner Matthias Müller gefertigt. Das Datum – 18. Dezember 1796 – verweist auf die feierliche Thronbesteigung von Paul I. und seiner Frau Maria Feodorowna. Das Nähkästchen war ein Geschenk aus der Heimat an die Zarin.

Waldbesitzer gegen Schwarzwald-Nationalpark

(STZ) Dem Vorschlag, im nördlichen Schwarzwald einen Nationalpark einzurichten, steht die Forstkammer Baden-Württemberg eher ablehnend gegenüber. Die Vertretung der kommunalen und privaten Waldbesitzer im Lande räumt jedoch ein, daß ihr noch zu wenig Informationen im Detail vorliegen und noch zu viele Fragen offen seien. Die Forstkammer wirft die Frage auf, ob es sich bei dem geplanten Nationalpark nicht um ein «Prestigeobjekt ohne Rechtsgrundlage» handle, würden doch die im Bundesnaturschutzgesetz für einen Nationalpark geforderten Kriterien im vorliegenden Fall gar nicht oder nicht im notwendigen Maß erfüllt.

Hinzu komme, daß im baden-württembergischen Landesnaturschutzgesetz das Rechtsinstrument eines Nationalparks gar nicht vorgesehen sei, möglicherweise aus der Erkenntnis heraus, daß entsprechende Gebiete dafür nicht vorhanden seien.

Bestärkt fühlt sich die Forstkammer auch durch die Landesanstalt für Umweltschutz, deren Biotopkartierung keine Hinweise auf die Notwendigkeit ergeben habe, in Baden-Württemberg einen Nationalpark auszuweisen.

Zu bedenken gibt die Forstkammer, daß auf den Flächen, die Nationalpark werden sollen, jährlich zwischen 80 000 und 100 000 Festmeter Holz eingeschlagen werden, was einen Reingewinn von mehr als fünf Millionen Mark pro Jahr ergebe. Komme es zu einem Verzicht auf den Holzeinschlag, dann wären mehrere hundert Arbeitsplätze gefährdet und benötigtes Holz müßte aus entfernten Regionen herangefahren werden – verbunden mit zusätzlichen Umweltbelastungen. Sollte die forstliche Bewirtschaftung aufgegeben werden, sei kurzfristig ein Zusammenbruch der Althölzer mit allen Negativfolgen zu erwarten, befürchtet die Kammer.

Die Waldbesitzer weisen auch darauf hin, daß mit der bisherigen Eigentümerstruktur und den bisherigen Bewirtschaftungsformen überhaupt erst über Jahrhunderte hinweg die Waldbilder geschaffen worden seien, die jetzt als «nationalparkwürdig» angesehen werden. Noch ein Argument führt die Forstkammer ins Feld: Mit dem geplanten Projekt werde erstmals die «Multifunktionalität unserer Wirtschaftswälder» in Frage gestellt: Ein Vorgang, der in einem so dicht besiedelten Land wie Baden-Württemberg «außerordentlich riskant» und «in Summe auch umweltpolitisch nachteilig» sein könne.

Bodensee-Wassersportler sollen sich einschränken

(Isw) – Drastische Einschränkungen der wassersportlichen Aktivitäten am Bodensee haben die dort ansässigen Umweltschutzverbände gefordert. Dies erklärte Harald Jacoby vom Bodensee-Umweltschutzprojekt vor der Presse im schweizerischen Romanshorn. In dem Projekt sind 13 Natur- und Umweltschutzorganisationen aus Deutschland, der Schweiz

und Österreich organisiert, die ihre gemeinsame Position zum Wassersport am Bodensee jetzt veröffentlichten.

Weil der Bodensee als Trinkwasserspeicher für 4,5 Millionen Menschen und ökologisch wertvoller Lebensraum für eine spezialisierte Tier- und Pflanzenwelt eine unersetzbare Funktion von europaweiter Bedeutung habe, sei sein besonderer Schutz unabdingbar, hieß es. Die Freizeitaktivitäten am, im und auf dem See stellten ein Risiko für das Ökosystem und die Wasserqualität dar, so daß die von den Umweltverbänden verlangten Maßnahmen der Sicherung des ökologischen Reichtums dienten.

Im einzelnen fordern die Organisationen eine ganzjährige Sperrung der wertvollsten Flachwasserzonen für den Wassersport und andere Freizeitnutzung. Die wichtigsten Durchzugs- und Überwinterungsplätze für die jährlich gezählten rund 300 000 Wasservögel sollten von Oktober bis März generell gesperrt werden, wie dies die Schweiz teilweise bereits vorbildhaft tue. Mittelfristig sei die Zahl der heute über 56 000 registrierten Wasserfahrzeuge zu begrenzen und die Wasser- und Landliegeplätze auf dem derzeitigen Stand festzuschreiben. Kurzfristig fordern die Umweltschützer bei der Neuzulassung von Motorbooten ein Limit von zehn PS. Für alte Boote soll es Übergangsvorschriften geben. Auf längere Sicht, so Jacoby weiter, müßten Motorboote durch Segel- und Solarboote ersetzt werden. Er erwähnte ein jetzt gestartetes Pilotprojekt der Fachhochschule Konstanz, des Konstanzer Yachtclubs und der Deutschen Umwelthilfe, die einen solargetriebenen »Flautenschieber«-Motor für Segelboote entwickeln wollen. Neben dem Verbot besonders umweltschädigender Sportarten wie Wasserski oder Paragliding soll auch die Höchstgeschwindigkeit auf dem Bodensee von jetzt 40 auf 30 Stundenkilometer und in ökologisch sensiblen Zonen auf zehn Stundenkilometer heruntersetzt werden.

Ulmer Münsterplatz wird großkariert

(epd) Gegen die seit etwa 100 Jahren anstehende Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes nach einem preisgekrönten Entwurf des New Yorker Architekten Richard Meier hat die evangelische Gesamtgemeinde Ulm am 22. Januar keinen Einspruch erhoben. Als Miteigentümerin des zentralen Bürgerplatzes hätte die Münster-Hausherrin nur gegen das Einbeziehen ihres eigenen Grund und Bodens in die vorgesehenen quadratischen Karo-Felder des Platzes ein Veto einlegen können. Der Kirche gehört lediglich ein zwölf Meter tiefes, an das Münster angrenzendes Terrain. Ausgehend von der Breite des Münsterhauptportals sieht der Architektenentwurf fünf Quadratmeter große quadratische Karo-Felder vor. Münsterbaumeister Gerhard Lorenz favorisiert rötlich-grauen brasilianischen Granit und bezeichnet den weichen fränkischen Muschelkalk, das Baumaterial des Münsters, als ungeeignet für – dem sauren Regen ausgesetzte – Bodenplatten.

Um die Standfestigkeit des gotischen Doms nicht zu gefährden, sollen die voraussichtlich im Sommer 1992 beginnenden Bauarbeiten in zehn Meter breiten Streifen in mehreren Abschnitten erfolgen. Zu den letzten Großveranstaltungen vor Baubeginn gehört am 10. Mai der Landesposautentag des Evangelischen Jugendwerks Württemberg, bei dem die 12 000 Stehplätze des Münsterplatzes meist voll ausgelastet sind.

Vor 120 Jahren waren das aus dem 13. Jahrhundert stammende Barfüßerkloster, das Gymnasium und die Kaufläden auf dem Münsterplatz abgerissen worden, um Raum für einen Paradeplatz zu schaffen. Der von den Nationalsozialisten gehegte Plan eines bombastischen Amphitheaters für Massenveranstaltungen auf dem Münsterplatz kam nicht zur Ausführung.

Mit dem jetzt am Rande des Platzes entstehenden Stadthaus – in Ulm kurz Meierbau genannt – war nach mehreren vergeblichen Anläufen seit Beginn dieses Jahrhunderts jetzt ein

von dem amerikanischen Architekten vorgelegtes Neugestaltungskonzept erfolgreich aus einem Wettbewerb hervorgegangen. Beim ersten Ulmer Bürgerentscheid der Nachkriegszeit waren die Gegner dieser modernen Neugestaltung der jahrzehntelang als Parkplatz genutzten «guten Stube» vor dem höchsten Kirchturm der Welt 1987 nur knapp unterlegen. Die Kirche hatte dem Meierbau zugestimmt.

Weissach: Golfpläne sind vom Tisch

(STZ) Die Frage, ob sich im Bereich «Bonlanden» ein «ökologischer Golfplatz» auf dem rund 160 Hektar großen Areal der Heidelberger Zement AG realisieren läßt, scheint sich vorerst nicht mehr zu stellen. Die Zementfirma hat Weissachs Bürgermeister Wolfgang Lucas in einem Brief mitgeteilt, daß sie ihren Golfplatzantrag zurückzieht. Damit haben die Vertreter der Aktiengesellschaft die Konsequenzen aus der von einer Initiativgruppe gegen die Golfanlage erzwungenen Bürgerversammlung gezogen. Auf ihr hatten Naturschützer eingehend begründet, warum sie das von der Heidelberger Zement AG eigentlich zur Rohstoffgewinnung erworbene Areal als Refugium für seltene und vom Aussterben bedrohte Flora und Fauna ansehen. In den seit Jahresbeginn vorliegenden Golfplatzplänen war zuletzt von einer Anlage mit 18 Bahnen ausgegangen worden.

Den Brief der Zementfirma bewertete der Böblinger Landrat Dr. Reiner Heeb, der als engagierter Verfechter eines Weissacher Golfplatzes gilt, als Aus für das Vorhaben im Bereich «Bonlanden». Seiner Meinung nach besteht jedoch weiterhin Bedarf für ähnliche Anlagen im Kreisgebiet. Immerhin müsse der Kreis Böblingen auch auf dem Gebiet der Freizeitaktivitäten konkurrenzfähig bleiben. Für Heeb gilt auch nach der Absage ans Weissacher Vorhaben die Maxime, daß in der Nähe jeder der vier Großen Kreisstädte Leonberg, Böblingen, Sindelfingen und Herrenberg eine Golfanlage vorhanden sein

sollte. Der erste Golfplatz auf dem Landkreisterritorium entstand beim Schaichhof in der Nähe von Weil im Schönbuch. Er wurde im Sommer vergangenen Jahres eingeweiht. Die 18-Loch-Anlage auf der Domäne der Württembergischen Hofkammer hat einen öffentlich zugänglichen Teil (neun Bahnen). Der Rest ist Vereinsmitgliedern vorbehalten.

Nach dem überraschenden Aus für die Weissacher Pläne sind im Landratsamt laut Heeb noch keine Alternativen durchgesprochen worden, da ohnehin nur ein Platz nach dem anderen gebaut werden könne, schon allein wegen des damit zusammenhängenden «finanziellen Engagements». Für andere Standorte seien lediglich in der Vergangenheit «Vorüberlegungen angestellt» worden. Andererseits sieht der Böblinger Landrat für andere Golfplatzstandorte jetzt ein gewaltiges Handikap. Nach den Erfahrungen, die Weissachs Schultes Wolfgang Lucas vor Ort gemacht hatte – er stand zuletzt erheblich im Kreuzfeuer der Kritik –, werde kaum mehr ein Bürgermeister bereit sein, sich hinter ein derartiges Vorhaben zu stellen.

Auch nach der Rücknahme des Golfplatzantrags bleibt offen, was die Heidelberger Zement AG künftig mit ihrem Weissacher Areal vorhat. Auf der Bürgerversammlung hatte ein Firmenvertreter ausdrücklich darauf verwiesen, daß der Zementhersteller bei seiner Rohstoffsicherung in Jahrhundert-Dimensionen denkt, und gleichzeitig angekündigt, daß sich die Aktiengesellschaft gegen eine mögliche Ausweisung der Flächen von «Bonlanden» als Naturschutzgebiet zur Wehr setzen wird. Eine Nutzung für den Gesteinsabbau ist im Regionalplan jedoch nach wie vor ausgewiesen. Vor Jahren hatte sich die Gemeinde noch vehement gegen den Bau eines Schotterwerks im Bereich «Bonlanden» gewehrt. Die Ortsgruppe des Bunds für Umwelt und Naturschutz hatte bereits 1990 einen Antrag beim Stuttgarter Regierungspräsidium gestellt, das umstrittene Areal unter Naturschutz zu stellen.

Land der Dichter und Denker Tüftler und Erfinder Forscher und Gelehrten.



Schwäbische Tüftler und Erfinder

Hrsg. von Jörg Baldenhofer. 174 S. mit über 150 meist farbigen Abb., 24 x 26 cm, Kunstleinen. DM 58,-. Eine Technikgeschichte im Querschnitt schwäbischer Lebensbilder, von Albrecht Berblinger, dem fliegenden Schneider von Ulm, bis zum Konstrukteur des gleichnamigen Luftschiffs Ferdinand Zeppelin, dem „verrückten Grafen“.

Schwäbische Forscher und Gelehrte
Lebensbilder aus sechs Jahrhunderten. Hrsg. von Helmuth Albrecht. 136 S. mit 142 meist farb. Abb. 24 x 26 cm, Kunstleinen. DM 59,-. Durchweg fachkundige Autoren beschreiben in allgemeinverständlicher Form in Wort und Bild Leben und Werk von insgesamt 22 schwäbischen Naturforschern.



Merk dr's no

Schwäbische Sprüche und Redensarten. Von Norbert Feinäugle und Hermann Fischer. 96 S. mit 25 Zeichnungen von Christoph Brudi. 10,5 x 17 cm, fest geb. DM 14,-. Auf den Punkt gebracht. In 15 übersichtlichen Kapiteln, spitzfindig illustriert, begegnet der Leser den knitzten Sprüchen, mit denen der Schwabe auch kritische Lebenssituationen meistert – ob es nun ums Heiraten, um das liebe Geld und das sündhafte Geldausgeben oder um die Einstellung zu den mehr oder minder lieben Mitmenschen geht. Auch als Geschenk für jede Gelegenheit.



Im Land der Hohenzollern

Landschaften, Kultur und Geschichte entlang der Hohenzollernstraße. Von Uwe Kraus und Wolfgang Schaffer. 112 S. mit 113 Farbfotos, 24 x 26 cm, Kunstleinen. DM 59,-. Entlang der neuen Hohenzollernstraße, quer durch die Landkreise Zollernalb und Sigmaringen, zeigen die Autoren den kulturellen Reichtum und die Schönheit der Landschaften.

Schwaben – Land der Dichter

Von Werner Waldmann. 140 S. mit 130 Farbbildern und vielen historischen Darstellungen, Format 24 x 26 cm, Kunstleinen. DM 58,-. Lebensbilder von 12 berühmten schwäbischen Dichtern in Text und Bild, stimmungsvoll illustriert mit Fotos aus der Gegenwart und historischen Abbildungen.

Salem

kennenlernen



mit nur einer Besucherkarte

Führung Schloss + Münster
Besuch Feuerwehrmuseum
Ausstellung im Marstall
Küfereimuseum

Kinder bis zu 14 Jahren
in Begleitung ihrer Eltern
haben freien Eintritt

Auskunft Markgräfl. Badische Museen
7777 Salem 1 Tel. (07553) 81437

»Laßt uns nach Schwaben entfliehen!«

Reinecke Fuchs

**Kleine Geschichten
aus dem
Schwabenland**
Gesammelt und
herausgegeben
von Ulla Küster
144 Seiten
mit 54 Abbil-
dungen
DM 12,80

**Kleine
Geschichten
aus Stuttgart**
Gesammelt und
herausgegeben
von Karin v. Maur
144 Seiten
mit 13 Abbil-
dungen
DM 12,80

**Kleine Geschichten
von Rems
und Murr**
Gesammelt und
herausgegeben
von Horst Lässig
144 Seiten
mit 27 Abbil-
dungen
DM 12,80

**Kleine
Geschichten
vom Schwarzwald**
Gesammelt und
herausgegeben
von Ulla Küster
144 Seiten
mit 35 Abbil-
dungen
DM 12,80



Kleine Geschichten vom Bodensee
Gesammelt und herausgegeben von Ulla Küster
144 Seiten mit 36 Abbildungen, DM 12,80

St.-Martins-Kirche wird renoviert

(SWP) Die Sankt-Martins-Kirche in Tomerdingen wird renoviert. Das ist nach einem Ortstermin von Vertretern des Landesdenkmalamts, der Gemeinde Dornstadt, des Teilorts Tomerdingen und des Fördervereins beschlossen worden. Damit die Gemeinde Zuschüsse von der Europäischen Gemeinschaft erhält, muß die Renovierung bis Ende 1995 abgerechnet sein. Direkt nach dem Beschluß ist schon die Feuchtigkeit des Putzes gemessen worden.

Wiederhergestellt werden der Glockenstuhl des Kirchturms, das Dachgestühl, die Decke der Kirche und die Außenwand der Kirche. Die Außenwand des Turmes ist bereits kürzlich für 300 000 Mark renoviert worden. Was die Renovierung jetzt kostet, ist noch unbekannt. Eine Schätzung von 800 000 Mark dürfte wohl das Minimum der Kosten beschreiben.

Die Kirche ist mit Ausnahme des Chors bereits im 11. Jahrhundert erbaut worden. Die Gemeinde will sie zweifach nutzen: für kirchliche und für museale Veranstaltungen – jedenfalls im Sommer. Denn die Kirche wird keine Heizung erhalten, damit der Bau geschont wird.

Im Turm muß hauptsächlich der hölzerne, 1717 erbaute Glockenstuhl bearbeitet werden. Am nördlichen Teil des Glockenstuhls haben Regenwasser und Taubendreck die Verbindungen der Hölzer jahrhundertlang so zerstört, daß die Hölzer schon bei früheren Reparaturen mit geschmiedeten Metallbändern neu miteinander verbunden worden sind.

Die Glocken aus dem 12. und 17. Jahrhundert können hingegen ohne größere Überarbeitung übernommen werden. Nur die beiden Klöppel müssen repariert werden.

Da die Metallbänder die Eichenbalken nicht genug gefestigt hatten, ist der Glockenstuhl über den Glocken an den Wänden des Turms abgestützt worden. Die Stützen müssen jetzt entfernt werden, da sie die Glockenschwingungen auf den Turm übertragen, was den Turm auf Dauer schwer beschädigen könnte. Wenn

geläutet wird, schwingt der Turm stets mit, berichteten Mitglieder des Fördervereins. Und das, obwohl die Glocken schonend mit der Hand geläutet werden.

In der Kirche werden die zur Zeit sichtbaren Schablonenmalereien erhalten, da sich unter ihnen nur im Chor eine ältere Malerei nachweisen läßt. Auch ist die durchlaufende Schablonenmalerei trotz des relativ geringen Alters – sie ist bei der letzten Renovierung 1905 entstanden – eine Seltenheit, die durchaus schützenswert zu sein scheint, erläuterte Klaus Scholkmann vom Landesdenkmalamt.

Ohnehin sind die Motive der Bemalung möglicherweise wesentlich älter: Das Alter der Schnitzereien auf den Balken der Decke, nach denen die Malerei angefertigt worden ist, konnte bisher nicht ermittelt werden. Die im Chor gefundenen Malereien, die als Wandteppichimitationen anzusehen sind, werden bei der Renovierung nicht verändert. Sie werden in das Jahr 1505 datiert und gelten als künstlerisch sehr wertvoll.

Was verheizt ein Müllheizkraftwerk?

(lsw) Das Göppinger Landratsamt hat neue Vorwürfe gegen das Müllheizkraftwerk zurückgewiesen und es abgelehnt, das Thema auf die Tagesordnung einer Kreistagssitzung zu setzen. Die Forderung der Kreistagsfraktion der Grünen, nach der Dokumentation für das Jahr 1991 auch noch offenzulegen, welcher Sondermüll in den Vorjahren im Göppinger Müllheizkraftwerk verbrannt worden ist, lehnte das Landratsamt mit der Begründung ab, dies mache keinen Sinn, weil die Annahme und Verbrennung von Müll durch Kreistagsbeschluß 1989 ohnedies neu geregelt worden sei.

Sollte die Dokumentation auf frühere Jahre ausgedehnt werden, würde die Arbeit des Amts für Abfallwirtschaft auf Wochen hinaus blockiert, argumentierte die Behörde. Zum Vorwurf, die Staub- und Stickoxidwerte würden überschritten, verwies das Landratsamt auf eine Erklärung des

Regierungspräsidiums, die Müllverbrennung halte die Grenzwerte ein und sei eine der leistungsfähigsten ihrer Art. Überschritten würden lediglich die ehrgeizigen Zielwerte der Genehmigung für die zweite Stufe der Rauchgasreinigung. Hier sei eine Nachrüstung erforderlich.

Hahnsche Standuhr neues Prunkstück

(epd) Eine um 190 000 Mark erworbene Bodenstanduhr aus der Werkstatt des schwäbischen Pfarrers und Erfinders Philipp Matthäus Hahn (1749 bis 1791) ist das neue Prunkstück der Dauerausstellung am früheren Wirkungsort Hahns in Onstmettingen auf der Schwäbischen Alb. Die Uhr war bisher im Besitz einer württembergischen Theologenfamilie im Raum Tübingen; einer ihrer Vorfahren – ebenfalls Pfarrer und mit Hahn persönlich bekannt – hatte sie einst von dem genialen Tüftler gekauft. Wie am Donnerstag aus Onstmettingen weiter zu erfahren war, konnte die Uhr erst nach langen Verhandlungen für das örtliche Hahn-Museum gesichert werden. Kaufwillige Liebhaber aus der Schweiz und Japan hätten bis zu 300 000 Mark dafür geboten, die Tübinger Theologenfamilie habe ihren alten Besitz aber doch dem Lande erhalten wollen.

An der Finanzierung der Uhr, deren Gehäuse jetzt noch restauriert werden muß, beteiligten sich das Land Baden-Württemberg mit 95 000 Mark, Albstadt mit 60 000 Mark, der Stadtteil Onstmettingen habe weitere 30 000 Mark aufgebracht; die restlichen 5000 Mark seien Spende einer Bank in Stuttgart.

Im früheren Onstmettinger «Kasten» ist eine Hahn gewidmete Dauerausstellung sonntags, mittwochs und freitags nachmittags bis 17 Uhr bei freiem Eintritt zu bewundern, die immer wieder durch Leihgaben bereichert wird.

Giftmüll unter Tage – ein einträgliches Geschäft

(STZ) Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Land Baden-Württemberg seine 45 Prozent Aktienanteile an den Gruben der Südwestdeutschen Salzwerte der Stadt Heilbronn verkaufen wollte. Vor sieben Jahren ließ der damalige Umweltminister Gerhard Weiser den bereits beschlossenen Handel freilich in letzter Minute platzen, weil er schon damals die vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten der unterirdischen Stollen erkannt hatte. Jetzt spricht in Stuttgart keiner mehr von Verkauf, im Gegenteil: In den Heilbronner Salzstöcken läuft inzwischen das Millionengeschäft mit der Entsorgung von Sonderabfällen so gut, daß auch Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfelder bei einem Besuch des Bergwerks voll des Lobes für das dividenden-trächtige Unternehmen war.

Zweihundert Meter unter der Erdoberfläche ließen sich der Minister und eine hochrangige Begleitgruppe aus seinem Haus von den gewaltigen Hohlräumen beeindrucken, die auch dem Land in den nächsten Jahren wachsende Millionengewinne verheißen. Seit 1987 sind dort unten mehr als 60 000 Tonnen Rauchgasrückstände aus den Filtern von Müllverbrennungsanlagen eingelagert worden und haben der Stadt Heilbronn sowie dem Land als Mehrheitseignern der Südwestsalz ständig steigende Einnahmen beschert.

Mittlerweile entfallen auf die Deponie schon fünf Prozent des gesamten Konzernumsatzes von 160 Millionen Mark, womit Stadt und Land nach Angaben des Finanzministeriums jährlich jeweils mehr als fünf Millionen Mark Dividende kassieren. Kein Wunder, daß der Minister bei seinem Besuch die «unternehmerische Weitsicht» der erfreuten Salzwerte-Direktoren und «die starke Dynamik des neuen Geschäftsfeldes» rühmte. Immerhin soll allein der Deponieumsatz von acht Millionen Mark im vergangenen Jahr heuer auf etwa zwölf Millionen Mark klettern. Inzwischen liefern Verbrennungsanlagen aus Stuttgart, Göppingen, Mannheim, Heidelberg, Neu-Ulm, Kempten,

Neunkirchen, Coburg, Marktoberdorf, Landshut, Bad Grund, Basel und Zürich ihren Giftmüll nach Heilbronn, und weitere Spezialsäcke werden demnächst aus Wien kommen. In diesem Jahr werden etwa 36 000 Tonnen Rauchgasrückstände erwartet, aber unter Platzmangel leidet die Deponie deswegen noch lange nicht. Allein im Heilbronner Bergwerk mit seinen 700 Kilometer langen Stollen stehen «einige hundert» Kavernen leer – jede davon bis zu 200 Meter lang, 15 Meter breit und Zwölf Meter hoch. Auf 25 Millionen Kubikmeter schätzen die Bergleute ihr Hohlraum-Potential, und bis jetzt haben sie lediglich drei Kavernen aufgefüllt, ganz abgesehen davon, daß alljährlich weitere 2,5 Millionen Tonnen Salz herausgekratzt werden.

Um das benachbarte Salzbergwerk Bad Friedrichshall-Kochendorf hat sich der Finanzminister bei seinem Informationsbesuch weniger gekümmert. Aber auch hier wird der Südwestsalz-Konzern bald eine Untertage-Deponie eröffnen, die mindestens 100 000 Kubikmeter Müll pro Jahr aufnehmen soll. Man werde sich «um geeignete umweltverträgliche Stoffe bemühen», verlautet aus der Konzern-Chefetage vorsichtig, und das aus gutem Grund. Denn so problemlos wie in Heilbronn wird es in dem 120 Kilometer langen Kochendorfer Stollen-Netzwerk nicht gehen. Das liegt nicht in erster Linie daran, daß die hundert Jahre alte Grube als einziges Bergwerk Baden-Württembergs bisher jährlich mehr als 100 000 zahlende Besucher einfahren läßt, sondern eher an bergmännischen Schwierigkeiten.

Die geplante Deponie soll nämlich gleichzeitig auch den Berg abstützen, weil in den vergangenen Jahren einige Stollenteile eingestürzt und sogar zwei «Tropfstellen» aufgetreten sind. Allein die Reparaturen dieser Schwachstellen haben etwa zehn Millionen Mark gekostet, nachdem

schon die Schachtsanierung zwischen 1984 und 1988 fast 19 Millionen Mark verschlungen hat. Experten sollen jetzt klären, mit welchen Materialien die brüchigen Grubenabschnitte aufgefüllt werden können. Im Salzwerte-Vorstand und bei den Anteilseignern hofft man deshalb, künftig nicht nur mit Rauchgasrückständen profitable Geschäfte machen zu können. Im Visier haben die Heilbronner laut eigenem Eingeständnis jetzt auch Schlacke und andere Stoffe aus der breiten Palette der «Entsorgungsbedürfnisse von Kommunen und Industrie».

Hirschmann-Museum in Esslingen eröffnet

(lsw) Seine rund 70jährige Firmen- und Produktgeschichte präsentiert der Esslinger Antennenhersteller Hirschmann in einem Museum. «Zum kulturellen Erbe gehören nicht nur Steinzeitäxte oder mittelalterliche Handschriften, sondern auch technische Erzeugnisse aus unserem Jahrhundert», sagte Richard G. Hirschmann bei der Eröffnung des Museums im ehemaligen Wohnhaus des Firmengründers in der Neckarstadt. Begonnen hat die Geschichte des Unternehmens 1924 mit der Erfindung des «Eins-Zwei-Steckers» für eine stabile Verbindung zwischen Antennenzuleitung und Radiogerät durch Richard Hirschmann senior.

Das Unternehmen mit heute 4000 Mitarbeitern und mehr als 700 Millionen Mark Jahresumsatz sowie zahlreichen Auslandsgesellschaften will nicht nur seine Firmengeschichte greifbar machen, sondern auch seine Produkte und ihre Anwendung in einen sozial-, technik- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhang stellen. Innerhalb des Museums werden unter anderem die Bereiche Steckverbinder, stationäre Antennen für terrestrischen Empfang und Satellitenprogramme, Hausverteiltechnik, Alarm- und Meldesysteme sowie optische Übertragungstechniken gezeigt. In jeder Produktgruppe ist mindestens ein System im Einsatz zu sehen. Texte und Fotos ergänzen die Präsentation.

Laichinger Gemeinderat kippt letztes Weberhaus

(lsw) Das letzte Weberhaus der Leinenweberstadt Laichingen soll abgerissen werden. Mit großer Mehrheit hat der Gemeinderat der Stadt im März seinen bereits im vergangenen Jahr getroffenen Entschluß erneuert, das möglicherweise noch aus dem 17. Jahrhundert stammende Häuschen in der Stadtmitte abzureißen. Die Sanierung hätte rund 600 000 Mark gekostet. Allerdings hätte die Stadt dazu Zuschüsse in Höhe von 480 000 Mark bekommen. Der Abbruch muß noch vom Landratsamt des Alb-Donau-Kreises genehmigt werden. Bislang hatte ihn die Behörde abgelehnt. Laichingens Bürgermeister Andreas Raab schloß bei der Sitzung nicht aus, daß bei einer erneuten Ablehnung durch die Behörde «die Gerichte entscheiden». Die Praxis der Zuweisung von Zuschußmitteln bezeichnete Raab als fragwürdig. Erst unlängst hatte das baden-württembergische Innenministerium für die Sanierung Zuschüsse von 240 000 Mark aus Mitteln des Strukturprogrammes Ländlicher Raum sowie aus dem EG-Programm zugesichert. Wegen dieser neuen Ausgangslage berieten die Gemeinderäte erneut über den Abbruch des Weberhauses, den sie bereits im vergangenen Jahr beschlossen hatten. Damals ging Laichingen davon aus, lediglich jeweils 120 000 Mark Zuschüsse vom Landesdenkmalamt und von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg zu erhalten. Als «letztes Dokument einer Vergangenheitskultur» bezeichnete Heinz Surek (SPD) das Weberhaus. Im Jahr 1825 seien in Laichingen 400 Webstühle gelaufen. Der Abbruch des Hauses würde «draußen im Land» nur Kopfschütteln hervorrufen und den Eindruck erwecken, Laichingen schäme sich seiner Vergangenheit, der Armut und Not. Peter Woernle (CDU) nannte es hingegen einen «Irrsinn», das alte Haus wieder aufzubauen. Dies sei eine Verschwendung, «wenn nicht gar eine Veruntreuung von Steuergeldern». Bürgermeister Andreas Raab, der in der Verwaltungsvorlage den Antrag auf

Abriß stellte, sagte, es gehe bei dem Weberhaus nicht um eine Sanierung, sondern um den Neubau des Gebäudes, weil man nach Ansicht von Fachleuten weniger als 20 Prozent der Bausubstanz erhalten könne.

Neue Museumsleiterin in Schwäbisch Hall

(STN) Zur Leiterin des Hällisch-Fränkischen Museums wählte der Haller Gemeinderat jetzt die Kornwestheimer Kunsthistorikerin Isabella Fehle (37). Sie wird Nachfolgerin von Harald Siebenmorgen, der Leiter des Badischen Landesmuseums Karlsruhe wurde.

Zeppelinmuseum im Hafbahnhof

(STZ) Die Stadt Friedrichshafen leistet sich ein Museum, das 75 Millionen Mark kosten wird. Von dieser Summe bringt ein Förderverein mit 1700 Mitgliedern 20 Millionen Mark auf. Im denkmalgeschützten ehemaligen Hafbahnhof, den die Stadt der Bundesbahn vor zwei Jahren für 6,2 Millionen abgekauft hat, soll das Werk des Grafen Zeppelin endlich umfassend dargestellt werden. Zudem verfügt die Stadt über ansehnliche Kunstschatze, darunter ist die größte Sammlung der Werke von Otto Dix mit einem Schwerpunkt seiner grafischen Blätter. Sie werden im zweiten Obergeschoß des neuen Museums direkt am Seeufer einen gebührenden Platz finden. Im November soll mit den Bauarbeiten im alten Bahnhof begonnen werden. Ende 1995 könnte das neue Museum eröffnet werden.

Der Hafbahnhof, in dem das Museum eingerichtet wird, gehört zu den Bauwerken der beginnenden Moderne und ist eines der wenigen markanten Gebäude, die bei den verheerenden Luftangriffen auf die Industriestadt am Bodensee erhalten geblieben sind. Dort wird nun ein Teil des gewaltigen Luftschiffes LZ 129 rekonstruiert. Die Besucher werden die Passagierräume eines Zeppelins besichtigen können, die

Schlafkabinen und den Salon, in dem die Reisenden über die Kontinente geschwebt sind. Die Stadt besitzt noch zwei der Originalgondeln von Luftschiffen des Grafen. Das neue Museum soll jedoch keinesfalls mit Ausstellungsstücken „vollgestopft“ werden. Leichtigkeit und Großräumigkeit eines Luftschiffs sollen die Räume kennzeichnen.

Den Planern des Museums kommt es aber auch darauf an, sowohl die technischen Voraussetzungen, Probleme der Aerodynamik und der Meteorologie im Zusammenhang mit den gewaltigen Luftschiffen darzustellen. Andere Akzente der Friedrichshafener Zeppelin-Schau sind die sozialgeschichtliche wie auch militärgeschichtliche Bedeutung des Luftschiffbaus. Zeppelin ist schlechthin ein Stück Industrieentwicklung. Der Spleen eines Privatmanns hat aus einem unbedeutenden Landort, an dem die württembergischen Könige den Sommer zu verbringen liebten, eine florierende Industriestadt gemacht. In Friedrichshafen wurde Aluminium, nachdem es großtechnisch hergestellt werden konnte, zum ersten Male in großem Umfang industriell verarbeitet.

Ein solches Museum ist längst nicht mehr mit engagierten Laien zu betreiben, zumal da auch das gesamte Archiv der Zeppelinwerke dort aufbewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll. Aus diesem Grund hatte der Gemeinderat auch die Vorlage eines Personalkonzepts verlangt. 15 hauptamtliche Mitarbeiter, vom Historiker bis zum Kartenverkäufer, soll das Zeppelin-Museum haben, und das ist schon das Ergebnis einer verkleinerten Personalliste. Die Kosten werden auf jährlich 1,18 Millionen Mark veranschlagt. Davon bezahlt die Luftschiffbau GmbH eine Archivkraft, den Museumspädagogen und einen Volontär, was zusammen eine Viertelmillion Mark ausmacht, die die Stadt spart.

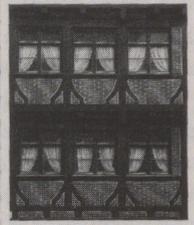
Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981.

Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

ALTE BAUTEN NEU GENUTZT



DVA



Ein gelungener Tag

Mit Freunden bummeln und einkaufen. Lachen und fröhlich sein. Bei einem Glas Württemberger Genossenschaftswein sich entspannen und unterhalten.

Das sind Tage, die man genießt. Und auf die man nicht verzichten sollte.



**Kenner trinken Württemberger
Genossenschaftsweine**

Bad Urach

Schwäbische Alb

Informationen:
Städt. Kurverwaltung
Postfach 1206 · 7432 Bad Urach
Tel. 07125/1761 · Fax 70174

MUSEEN IN BAD URACH
Erlebte Geschichte in der
alten Grafenresidenz

Grammophon ...

Musikgeschichte von der Wachswalze bis zur CD-Platte
Bad Urach-Hengen
Böhringer Straße 26
Tel. 07125/3241
Geöffnet Sonntag 14 – 17 Uhr
und nach tel. Absprache

Stadtgeschichte ...

Zeugnisse der bürgerlichen
Stadtgeschichte und Doku-
mentation des Schäferlaufs
Bad Urach Bismarckstraße 9
Tel. 07125/156-155
Geöffnet Dienstag – Sonntag
10 – 12 Uhr und 13 – 17 Uhr

Albverein ...

Sonderausstellung des
schwäbischen Albvereins im
Residenzschloß. Über 100
Jahre Wandergeschichte
Bad Urach Bismarckstraße 18
Tel. 07125/158-220
Besichtigung nur mit Führung

Residenzschloß ...

Sehenswerte Innenräume.
Dauerausstellungen: Musik-
instrumente des Barock,
Höfische Jagd und Graf
Eberhard im Bart.
Jeweils Besichtigung nur mit
Führung: April – Okt.: Diens-
tag – Sonntag, jeweils 10, 11,
14, 15, 16, 17 Uhr. Nov. – März:
Dienstag – Sonntag 11, 14, 15, 16 Uhr

GOTISCHE WANDMALEREIEN AM BODENSEE

Jürgen Michler



Verlag Robert Gessler

Dieser reichbebilderte Band dokumentiert umfassend die Entwicklung und Ausbreitung der gotischen Wandmalerei in der Bodenseeregion. Zahlreiche Kunstwerke zwischen Zürichsee, Brenzerwald und Donau werden in einem großen kunstgeschichtlichen Rahmen aufgezeigt.

216 Seiten, 468 Abbildungen

DM 78,-

Verlag Robert Gessler · Friedrichshafen

Pliezhausener Maurer gingen einst hoch hinaus

(STZ) «Schwindelfrei muß der Schornsteinbauer schon sein», sagt der Schornsteinbauer Albert Münzinger (68). Schließlich mißt der höchste von Pliezhausener Handwerkern gemauerte Schlot 107 Meter. Es ist der Schornstein der Zellstoff AG in Ehingen an der Donau. Mit dem nur 3,50 Meter hohen Schornsteinstumpf in Pliezhausen beim Dorfmuseum im «Entenhof» aus dem 16. Jahrhundert darf der Veteran jetzt der Zunft der Schornsteinbauer ein heimatgeschichtliches Denkmal aus Anlaß der 900-Jahr-Feier seiner Gemeinde setzen. Die Kunsthistorikerin Susanne Rück-Kohn hat dazu eine Ausstellung zur Geschichte des traditionsreichen Handwerks und seines württembergischen Zentrums in Pliezhausen erarbeitet. Schwäbische Schornsteinbauer und Feuerungsmaurer waren einst viel auf Reisen, waren sie doch in ganz Europa tätig. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in Pliezhausen weit mehr als hundert von ihnen. Mann für Mann ein Präzisionsmaurer, der millimetergenau Lage um Lage der Kaminbausteine aufmauerte und verfügte.

Manchen Schornsteinmaurer hat sein Handwerk krank gemacht oder reif für den Rollstuhl; auch tödliche Abstürze sind vorgekommen. Mancher verdankt aber auch sein Leben dem raren Beruf. Während der Kriegsjahre waren die gesuchten Schornsteinmaurer vielfach vom Militärdienst freigestellt, erzählt Albert Münzinger. Bis heute ist sein Stolz auf den Beruf unüberhörbar, und gemeinsam mit seinem Freund Richmond Bayer und einem Dutzend Kollegen hilft er mit an der Dokumentation seines Handwerks im Dorfmuseum. Alte Risse und Fotos von Kaminbauern auf dem Fahrstuhl in luftiger Höhe, Grußkarten von Pliezhausener Maurern aus aller Welt, Spezialklinker und Schamottsteine, Handwerkszeug und Übersichtstafeln mit kurzgefaßten Legenden berichten über dieses seltene Handwerk.

Einst war ein hoher Fabrikschlot jedes Unternehmers Stolz. Früher mußten die Schornsteinmaurer sogar noch schmucke Konsolköpfe als Bekrönung der Fabrikschlote mauern. Die Konsolen sollten verhindern, daß Rauchschwaden das Firmenzeichen auf dem Schornstein verdunkelten. Gerade die ganz alten Schornsteine fallen mit ihren Konsolköpfen als technische Baudenkmale auf. Das Denkmalamt schützt heute nicht nur solche sehenswerten Exemplare, sondern es bemüht sich neuerdings auch um den Schutz für die Grundlage der Pliezhausener Schornsteintradition, den Stubensandsteinbruch. Sandstein hat in der einst eher armen Landgemeinde Pliezhausen als Voraussetzung für das Bauhandwerk gedient, sagt Bürgermeister Otwin Brucker. Auf Fundamenten aus mächtigen Sandsteinblöcken entwickelte sich auch die Pliezhausener Spezialität des Schornsteinbaus.

Gebaut werden Schornsteine von innen, aber repariert von außen. Der Maurer gewinnt also innen allmählich an Arbeitshöhe. Mit der Senklatte überwacht er die gleichmäßige, millimetergenaue Verjüngung des Schornsteins nach oben. Der Könnler hat ein Auge dafür und braucht kaum noch mit leichten Hammerschlägen den Sitz der konisch zulaufenden Kaminsteine zu korrigieren, läßt Albert Münzinger beiläufig einfließen. Alle sieben Lagen lehnt sich der Maurer über den obersten Kranz hinaus und verfügt das Mauerwerk von außen. Bei Reparaturen geht der Maurer auf dem ringförmigen Kunstgerüst von außen ans Werk. Die Instandhaltung gemauerter Schornsteine erfordert einen hohen Arbeitsaufwand von Spezialisten und ist entsprechend teuer.

Dies hat mit zum Ende der Maurertradition bei Fabrikschlotten beigetragen. Am schwierigsten von allen Reparaturen ist die Aufrichtung gekrümmter Schornsteine. Sie müssen «aufgeschnitten» und durch eiserne Keile zwischen den Fugen mühsam korrigiert werden. Albert Münzinger hat auch geholfen, manchen Schornstein abzutragen – nicht durch Sprengpatronen, sondern behutsam von Hand.

Am neuen «Denkmal» für den Pliezhausener Schornsteinbau gibt es ein Kunstgerüst samt Galgen mit Aufzugrolle wie auf einer echten Baustelle. Aber der demonstrative Stumpfen ist transportabel auf einer Betonplatte montiert. Das Schwergewicht von fünf Tonnen soll im Sommer einmal per Tieflader im Festzug zur 900-Jahr-Feier durch das Dorf geführt werden, ehe der Schlotstumpfen endgültig beim Dorfmuseum neben der Backstube mit dem nagelneuen, aber traditionell gemauerten Brotbackofen seinen Dauerposten zur Erinnerung an die Generationen schwäbischer Schornsteinmaurer bezieht, die für einheimische und auswärtige Baufirmen im In- und Ausland «Kamine» gebaut und damit ihren Teil zur Industrialisierung beigetragen haben.

Umweltinstitut für Ulm/Neu-Ulm geplant

(lsw) Die Region Ulm/Neu-Ulm erhält ein Umweltinstitut. Die Stadt Ulm teilte mit, dem Trägerverein gehörten die Universitäten Ulm und Augsburg, die Stadt Ulm, der Alb-Donau-Kreis, die Landkreise Neu-Ulm, Heidenheim, Günzburg und Dillingen sowie das Internationale Institut für wissenschaftliche Zusammenarbeit Schloß, Reisingen an. Mit den Landkreisen Memmingen, Unterallgäu, Biberach und dem Ostalbkreis seien Gespräche über einen Vereinsbeitritt im Gange.

Das Institut will das an den Universitäten Ulm und Augsburg verfügbare Wissen über Schadstoffe, neue Verfahren, Rechtsfragen und Umweltschutzbelange nutzen. Es werde die beteiligten Städte und Landkreise in Umweltfragen beraten sowie Gutachten erstellen oder geeignete Gutachter vermitteln. Das Institut soll auf dem Gelände des «Science Park» der Universität Ulm eingerichtet und von Professor Karlheinz Ballschmiter, Chef der Abteilung für Analytische Chemie und Umweltchemie an der Universität Ulm, geleitet werden.

Naturschutzgebiet: Angelverbot zulässig

(lsw) Ein Angelverbot für ein unter Naturschutz gestelltes Gewässer ist zulässig. Sowohl die fischereirechtliche Hegepflicht als auch das Recht zum Betreten der Ufer von Gewässern rangieren im Einzelfall hinter den Belangen des Naturschutzes, betonte der baden-württembergische Verwaltungsgerichtshof (VGH) in einem im Februar in Mannheim veröffentlichten Urteil (Aktenzeichen 5 S 3045/90).

In dem entschiedenen Fall hatte ein Angelverein im Ostalbkreis Normenkontrollklage gegen eine Verordnung des Regierungspräsidiums und der Forstdirektion Stuttgart erhoben, mit der ein elf Hektar großes Gebiet um ein künstlich geschaffenes Vorbecken einer Wasserrückhalteanlage an der Jagst unter Naturschutz gestellt worden war. Die Klage richtete sich gegen das zum Schutz seltener Vogelarten in der Naturschutzverordnung ausgesprochene absolute Angelverbot.

Der VGH betonte, die Unterschutzstellung des Gebiets sei zur Sicherung des Lebensraums für viele vom Aussterben bedrohte Vogelarten nötig. Da sich dort ganzjährig höchst störanfällige Vögel aufhielten, sei das Angelverbot nicht unverhältnismäßig. Störungen durch Angler würden sich auf die Vögel, vor allem beim Brüten, negativ auswirken. Sie seien auch größer als Störungen durch Spaziergänger, die auf den Wegen bleiben müßten und kürzere Zeit anwesend seien.

Das Naturschutzgebiet um das Vorbecken sei als Ausgleich für einen Eingriff in die Natur durch die gesamte Rückhalteanlage geschaffen worden. Daher müßten dort optimale Bedingungen bestehen. Im übrigen bleibe das Fischereirecht am Hauptbecken der Anlage unangetastet. Sollten Fischkrankheiten drohen, könne das Regierungspräsidium Ausnahmen vom Angelverbot zulassen.

Unliebsame Überraschung in Steinberg

(epd) Immer neue Überraschungen halten die Gebäude der evangelischen Kirchengemeinde Steinberg bereit. Nachdem der Kirchengemeinderat beschloß, trotz der im einzelnen noch nicht absehbaren Preissteigerungen den neuen Anbau an das 500 Jahre alte denkmalgeschützte Pfarrhaus zu beginnen und vor kurzem ein erhaltenswürdiges und zusätzliche Kosten verursachendes Steintor auf dem Baugelände entdeckt wurde, sorgt jetzt die Petruskirche selber für örtliche Schlagzeilen. Bei Reparaturen an der Blitzschutzeinrichtung zeigte sich, daß die Dachfirst-Ziegel defekt sind und vom Sturm heruntergeworfen werden könnten.

Pfarrer Martin Burgenmeister rechnet mit rund 80000 Mark Sanierungskosten. Die Finanzierung sei noch nicht geregelt; eine Entscheidung werde erst nach der Bauberatung durch den Oberkirchenrat in Stuttgart fallen.

Das «Öchsle» muß pausieren

(STN) Vor sieben Jahren hatte das «Öchsle», die einzige Museumsbahn Oberschwabens, wieder von Warthausen nach Ochsenhausen zu rattern begonnen. Seit einigen Jahren aber gab es interne Krisen, und schließlich sah sich die Betriebsgesellschaft nicht mehr in der Lage, den 1984 mit den Anliegergemeinden und dem Landkreis geschlossenen Vertrag ein- und den Betrieb des «Öchsle» aufrechtzuerhalten.

Damals hatten der Landkreis und die Gemeinden Maselheim, Ochsenhausen und Warthausen den gesamten Oberbau mit Schienen, Schwellen und Brücken für rund 415000 Mark von der Bundesbahn erworben und der «Öchsle-Betriebs-GmbH» kostenlos zur Verfügung gestellt. Andererseits wurde vereinbart, daß die Gesellschaft alle Kosten für Unterhaltung, Instandsetzung und Erneuerungen zu tragen hat. Nachdem diese Auflagen – so die Gemeinden –

vernachlässigt wurden, war das Vertrauen zwischen den Partnern gestört.

Im gegenseitigen Einvernehmen wurde das Vertragsverhältnis jetzt beendet. Dem Kreis und den Gemeinden ist durchaus an der Erhaltung der Museumsbahn gelegen, allerdings nur zu verantwortbaren Bedingungen. Zunächst muß die Höhe der erforderlichen Investitionen für Instandsetzungen und Betrieb festgestellt werden. Dann will man mit der bisherigen Gesellschaft oder fremden Betreibern ein neues Betriebskonzept erarbeiten. Dann erst können die Gremien entscheiden. Da «gut Ding Weile haben will», wird sich dies vor der Sommersaison 1992 nicht bewältigen lassen, so daß das Öchsle jetzt eine Verschnaufpause einlegen muß.

Schwäbisch Hall: Flieger peilen Naturdenkmal an

(SWP) Den Verkehrslandeplatz in Weckrieden will die Schwäbisch Haller Stadtverwaltung erweitern, um die Standortqualitäten des Hohenloher Wirtschaftsraumes zu verbessern. Den Mini-Flugplatz mit einer 600 Meter langen Start- und Landebahn können derzeit nur Maschinen mit einem Gesamtgewicht von 5,7 Tonnen anfliegen. Durch eine Verlängerung der Piste auf 900 Meter und eine Verbreiterung auf 30 Meter wäre Weckrieden für Flugzeuge mit einem Gewicht von zwölf Tonnen geeignet. Bisher wichen Geschäftsreisende meist auf den Militärflugplatz der US-Armee in Hessental aus. Doch dort muß jeder einzelne Anflug speziell genehmigt werden. Kurzfristige Starts und Landungen sind kaum möglich. Einen größeren Flugplatz hält die Stadtverwaltung wegen einer optimalen Anbindung an das überregionale Verkehrsnetz deshalb für unverzichtbar. Allerdings müßte dafür eine als Naturdenkmal eingestufte Fläche geopfert werden. Bei einem Bebauungsplanverfahren sollen nun Möglichkeiten der Erweiterung sowie ökologische Ausgleichsmaßnahmen geprüft werden.

Reformationsmedaille wieder in Reutlingen

(epd) Die Stadt Reutlingen hat ihre Reformationsmedaille von 1717 wieder: Rund zwölf Jahre, nachdem bei einem Einbruch ins Heimatmuseum diese äußerst seltene Medaille gestohlen worden war, konnte sie im «Nachlaß» des Einbrechers ermittelt werden und wieder an ihren Ursprungsort zurückkehren. Das zum 200. Jahrestag des legendären Thesenanschlags von Martin Luther in Silber geprägte Stück erinnert sowohl an die Durchsetzung der Reformation als auch an die Erbauung der Marienkirche Reutlingen im Jahr 1247. Von der Medaille ist nur noch ein weiteres Stück bekannt, das im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart liegt.

Der Einbrecher, der das Reutlinger Heimatmuseum 1979 heimsuchte, war offenbar auf derartige Diebstähle spezialisiert: In seiner Wohnung in Zürich fand die Polizei Waffen, Gemälde, Uhren, Schmuck und Münzen im Wert von über zwei Millionen Mark. Alle Gegenstände stammten aus europäischen Museen. Nach Feststellung der Ermittlungsbehörden hatte der Mann 1986 seine Frau getötet und dann Selbstmord begangen. Das Züricher Bezirksgericht ist immer noch damit beschäftigt, die rechtmäßigen Eigentümer ausfindig zu machen. Da die Reutlinger Reformations-Medaille so selten ist, bereitete die Zuordnung keine Schwierigkeiten. Es wäre andererseits so gut wie unmöglich gewesen, dieses Beutestück zu verkaufen.

Umweltinstitut: FCKW wiederaufarbeiten!

(lsw) Für einen sofortigen Stopp der Produktion der die Ozonschicht schädigenden Fluorkohlenwasserstoffe (FCKW) hat sich das Heidelberger Umwelt- und Prognose-Institut ausgesprochen. Institutsleiter Dieter Teufel erklärte der Deutschen Presse-Agentur im Februar, der noch bestehende Bedarf an FCKW lasse sich durch Wiederaufarbeitung FCKW-haltiger Kühlmittel und

Schaumstoffe gewinnen. Heute würden weniger als zehn Prozent von rund 60 000 Tonnen jährlich anfallenden Materials wiederverwertet. Bei einem entsprechend höheren Recycling-Grad könne man auf die noch bis 1995 geplante Produktion von 100 000 Tonnen FCKW verzichten.

Naturschützer klagen gegen Deponie

(STZ) Für die Stuttgarter Naturschutzverbände ist es ein klarer Rechtsverstoß, gegen den sie als Präzedenzfall gerichtlich vorgehen wollen: die Entscheidung des Regierungspräsidiums, im Schnellverfahren eine neue Deponie für Erdaushub und Bauschutt an der Bernharts Höhe in Vaihingen zu genehmigen. An der dortigen Altdeponie waren bis zu ihrer Rekultivierung 1974 bereits fünf Millionen Kubikmeter Bau- und Erdschutt gelagert worden.

Die Naturschützer fordern ein Planfeststellungsverfahren, das eine echte Beteiligung der Bürger und Verbände einschließt sowie die Behörden dazu verpflichtet, alle Gutachten offenzulegen. Nur so könnten die «folgeschweren Eingriffe» des Deponieprojekts richtig eingeschätzt werden. Als «bedenklich» wird dessen Standort in unmittelbarer Nähe des Katzenbachsees eingestuft, der den Stuttgartern zur Notwasserversorgung dient. Außerdem würden acht Hektar Wald mit unersetzlichen Funktionen für das Stadtklima, den Artenschutz und die Naherholung zerstört.

Nach mehreren vergeblichen Appellen an das Regierungspräsidium hat der Landesnaturschutzverband den renommierten Stuttgarter Rechtsanwalt Professor Dr. Rüdiger Zuck eingeschaltet. Das vom Regierungspräsidium als Notfall gerechtfertigte Schnellverfahren ist für ihn ein «echter juristischer Skandal». Beim geplanten Umfang der Deponie – ausgegangen wird von einem jährlichen Anfall von 900 000 Kubikmeter Erdaushub – könne nicht mehr von einem unbedeutenden Projekt gesprochen werden, das ein einfaches Plan-genehmigungsverfahren decke.

PERSÖNLICHES

Am 31. März dieses Jahres ist in Stuttgart Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff gestorben, der am 29. Mai 75 Jahre alt geworden wäre. Der Schwäbische Heimatbund hat nicht nur ein treues Mitglied, sondern das ganze Land einen bedeutenden Historiker verloren. Von 1956 bis 1984 vertrat Prof. Decker-Hauff an der Universität Tübingen das Fach Landesgeschichte und Historische Hilfswissenschaften. Der Hochschullehrer hat mit seinem lebendigen und anschaulichen Vortrag unzählige Studenten begeistert, von denen viele bei ihm ihre Magister- und Doktorarbeiten geschrieben haben. Neben dem akademischen Wirken war er landauf landab ein gefragter Redner, der es in oftmals amüsanter Weise verstand, geschichtliche Zusammenhänge und personelle Verflechtungen allgemeinverständlich zu vermitteln.

Bei den Heimattagen 1982 in Ravensburg ist Prof. Decker-Hauff auf Vorschlag des Schwäbischen Heimatbundes mit der «Medaille für besondere Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» geehrt worden. Bei der Dankrede im Namen der Ausgezeichneten hat der gläubige Protestant auch auf die ewige Heimat verwiesen, in die er nach «langen beschwerlichen Jahren», wie es in der Todesanzeige heißt, nunmehr eingehen durfte.

Der ehemalige Schulleiter des Murrhardter Gymnasiums, unser langjähriges Mitglied Dr. Wolfgang Losch, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Der im letzten Jahr 90 Jahre alt Gewordene erhielt die Auszeichnung für seine mehr als 50jährige Tätigkeit im phänologischen Dienst, der das Auftreten gewisser Erscheinungen im jahreszeitlichen Ablauf der Pflanzen, z. B. Obstblüte, Fruchtreife, Laubabfall, festhält. Dr. Losch beobachtet jahraus, jahrein für den phänologischen Dienst in Offenbach Wild- und Kulturpflanzen, Bäume, Sträucher und landwirtschaftliche Nutzpflanzen. Die Ergebnisse werden in Forschung und Wissenschaft verwertet.